

Gerd Simon

BEDEUTUNGEN VON BEDEUTUNG

Wer und was ist für wen und was warum und auf wessen Kosten von Bedeutung?



[Fragment, Idee 1964, total verändert 1980, Neufassung Juni 2000 + Dezember 2003, seitdem immer wieder ergänzt und korrigiert, Letztfassung Juli 2021]

Vorbemerkung

Diese Ausarbeitung beansprucht, bei aller Konkretion bis in scheinbar abwegige Details ein wissenschaftlicher Beitrag mit ungewöhnlicher Bandbreite zu sein.

Auf den Begriff ‚wissenschaftlich‘ wird im Folgenden immer wieder eingegangen werden müssen. Vorweg nötig scheint mir nur eine Bemerkung, dass ich nämlich das Prinzip der Transparenz für zentral halte. Da Wissenschaft immer auf wissenschaftlich nicht begründbaren Vorentscheidungen beruht, gehört es zu den wichtigsten Forderungen an die Transparenz zumindest von interdisziplinär angelegten Arbeiten, dass der Forscher angibt, wo sie auf Einseitigkeiten, Willkür und seien es Selbstverständlichkeiten basieren. Welche Probleme, Themen und Gegenstände er auch immer auswählt, er gerät je nach Fokus unvermeidlich in wissenschaftlich nicht begründbare Einseitigkeiten. Die allgemeinsten Einseitigkeiten sind fast immer von der folgenden Art:

1. Fokus: Weltgeschehen bzw. Weltengeschehen. Schon dieser Fokus ist interessegeleitet, d.h. was als ‚Welt‘ bzw ‚Welten‘ und was als ‚Geschehen‘ anzusehen ist, ist abhängig von den Befindlichkeiten von Wesen, die sich in dieser Welt bzw. in diesen Welten bewegen. Die in der Wissenschaft verbreitete Behandlung des Welt- bzw. Weltengeschehens als ‚Wirklichkeit‘, ‚Sein‘ oder ‚Gegebenes‘ ist eine Fixierung von Bewegungen auf Statisches, die, wenn auch nur wegen der leichteren Erforschbarkeit, durchaus einseitig und also interessegeleitet ist.
2. Fokus: geozentrierte Weltgeschehen. Nicht erst, wenn wir im Weltall andere Wesen entdecken, muss uns die Einseitigkeit und Interessegeleitetheit von Wissenschaft klar werden, wenn sie sich zentral mit dem Geschehen auf der Erde befasst. Die Konzentration der Forschung auf Europa, auf Deutschland, auf Schwaben, auf Tübingen oder gar auf das Tübinger Stift, in dem Berühmtheiten wie Hölderlin, Hegel und Schelling oder der in der Welt (wenn auch nicht in Deutschland) bekannteste im Kreise Tübingen geborene Philosoph Hans Vaihinger wirkten, folgt dem gleichen Auswahlprinzip, lokal einseitig und durchaus willkürlich ausgewählt, wissenschaftlich nicht einmal als für das Geschehen auf der Erde repräsentativ begründbar.
3. Fokus: Zeitgeschehen. Die Konzentration auf das geozentrische Weltgeschehen legt den Schwerpunkt auf seinen lokalen Aspekt. Auch wenn wir gut tun, Raum und Zeit so lange wie möglich als Einheit zu verstehen, wir bevorzugen bei der Darstellung, auch durch die Sprache verleitet, entweder den räumlichen oder den zeitlichen Aspekt, jedenfalls eine ein-

seitige, durchaus willkürliche und wissenschaftlich nicht begründbare Konzentration. Wenn wir die Zeit von einigermaßen mit wissenschaftlichen Methoden oder rekonstruierbaren ‚Anfängen‘ – man sollte vielleicht besser von einem sehr entlegenen Zwischenstadium reden –, d.h. vom Urknall, über die eigentümlich unfassbare Gegenwart bis in einigermaßen, wenn auch vage vorhersagbare Zukunft als mehrstrahliges Kontinuum auffassen, so kann uns das nicht darüber hinwegtäuschen, dass auch das eine einseitig und durchaus willkürliche Konzentration auf den zeitlichen Aspekt bedeutet. Einseitigkeiten und Willkür nehmen nur zu, wenn wir uns z.B. auf das 20. Jahrhundert und in diesem auf das 3. Reich, den 2. Weltkrieg oder das KZ in Hailfingen-Tailfingen oder den in Tübingen ausgebildeten Massenmörder Sandberger konzentrieren.

Es sei nur kurz erwähnt, dass es auch Einseitigkeiten gibt, die gar nicht durch forschende Subjekte bedingt sind. In den Geschichtswissenschaften z.B. wird viel zu schnell davon abstrahiert, dass deren Grundlage, das materiell Überlieferte (Knochen, Werkzeuge, Häuser, Dokumente etc.) unter Umständen manchmal nur ein Bruchteil von dem sein kann, was geschah, auf jeden Fall aber eine Art Kaffeesatz, in den die Forscher dann vieles hineinlesen können, immer in Gefahr, den Mund zu voll zu nehmen. Natürlich dezimierten nicht nur Bücherverbrennungen und Bombenangriffe die Überlieferung. Archivare rechnen die Kassation (wie sie die Vernichtung von Archivgut nennen) noch heute zu ihren Hauptaufgaben. Man sollte damit rechnen, dass nicht nur NS-Archivare unter dem Vorwand, nur Wissensunwertes – was immer das sei – dem Müll zu übergeben, keineswegs immer aus politischen Gründen, aus Unwissen oder Gedankenlosigkeit, v.a. aber weil sie nicht ahnen konnten, wie sich was entwickelt, manches wegwarfen, was das heutige Geschichtsbild nicht unerheblich erschüttert hätte.

Allgemein: Wissenschaft, welche Probleme, welche Themen, welchen Gegenstand und welche Vorgehensweise sie wählt, ruht auf einseitigen, durchaus willkürlichen, jedenfalls wissenschaftlich nicht begründbaren Vorentscheidungen und Überlieferungsbesonderheiten. Man kann an diesen Vorentscheidungen nur beschreiben, welche Interessen an ihnen mitgewirkt haben. Das allerdings erscheint mir nicht nur aus Gründen der Transparenz unabdingbar.

Ich bin meistens zurückhaltend mit dem Hinweis auf Traditionen und Personen, die meine Erkenntnisse angeregt oder beeinflusst haben. Denn ich will nicht einmal den Anschein erwecken, sie vereinnahmen zu wollen oder mit diesen die Verantwortung für solche Erkenntnisse auch nur zu teilen. Andererseits geht es auch nicht an, den Eindruck zu verbreiten, als wäre das alles auf meinem Mist

gewachsen. Darum sei hier einfach betont, dass ich mich mit dem, was ich in diesem Kapitel bisher ausführte, im Einverständnis mit den wichtigsten Erkenntnissen durchaus unterschiedlicher Wissenschaftstheorien spätestens seit Kant über Vaihinger bis zu Popper und Habermas fühle.

Relativ neu an den folgenden Ausführungen ist allerdings mein Insistieren auf der Notwendigkeit, die Einseitigkeiten und Interessen, die die Menschen leiten, nicht nur zu beschreiben, sondern auch ihre Bedingtheiten, ihre Vorgeschichte und ihre Berechtigung im Rahmen von Alternativen und Möglichkeiten zu analysieren und zu diskutieren. So viel kann schon an dieser Stelle angedeutet werden: Um die Interessen, die die Menschen leiten, soll es hier sogar zentral gehen. Wer allerdings erwartet, dass eine Erforschung dieses Bereichs einen Weg aus der Einseitigkeit zeigen würde, wird enttäuscht sein. Ziel sind nicht ewig gültige Ergebnisse. Diese stehen mit einem gewissen Recht im Verdacht der Mission – um nicht einen noch polemischeren Ausdruck zu gebrauchen. Die hier angestrebten Ziele steuern vielmehr in die Richtung der angesprochenen Transparenz und das auch höchstens als Grundlage für umsichtige Selbstorientierungen. Es geht mir also weniger darum, immer wieder an mich gestellte Fragen zu beantworten wie: Warum beschäftigt sich Gerd Simon mit den Tübinger Massenmördern? Wenn ich solche Fragen nicht vordergründig beantworten will, muss ich mich auch Fragen stellen, die in eher unbequemes Terrain vorstoßen wie: Welche Rolle spielt diese Beschäftigung im Rahmen meiner anderen Interessen und woher kommen diese Motivationen? Das kann natürlich nicht haltmachen vor Fragenkomplexen, die mit Sex und Tod zu tun haben. In gewisser Weise hatte also ein Kollege recht, der mich schon in den 80er Jahren einen verallgemeinerten Freud nannte.¹

Man stößt hier schnell an Grenzen, die alle Züge von Tabus tragen. Von da her kann man auch erklären, warum diese Fragen in der Geschichte der Wissenschaften so selten vertieft wurden. Ich denke aber, dass solche Forschungen ein drängendes Desiderat darstellen. Dass das nicht längst zentral in Angriff genommen wurde, bedarf natürlich ebenfalls einer Begründung. Hier soll dazu ein erster Beitrag geliefert werden. Er geht dabei das Problem von verschiedenen Seiten an. Mir ist klar, dass das auch qualitativ schwieriger ist als die Quadratur des Kreises. Aus noch zu erläutern- den Gründen ziehe ich es vor, statt von Interesse oder Motivation hinfort von Bedeutung zu reden. Zunächst aber eine Vorwarnung an alle Menschen, die mit einem gewissen Recht sensibel sind gegenüber allem, was sich als wichtig oder bedeutend präsentiert.

¹ Nach dem Tode eines der überzeugendsten Philosophen der Psychoanalyse (Rolf Denker) zögere ich, diesen ohne Absprache als Urheber dieses Votums anzugeben. Er hätte das möglicherweise als Vereinnahmung abgelehnt.

Eine Vorwarnung

Wer glaubt, alle würden auf ein explosives Thema nur so fliegen, hat dessen Explosivität nicht ernst genommen. Das Gegenteil ist der Fall. Sexualität ist sicher eines der wichtigeren Themen im Leben der meisten Menschen, wenn auch gewöhnlich nicht das einzige. Als FREUD es zum Thema der Wissenschaft machte, duckten sich die meisten Kollegen bzw. versteckten sich hinter ihren Forschungsanlagen und Schreibtischen. Die Nachwirkungen sind bis heute spürbar.

Während die Religionen in der Regel mit Wichtigem wie der Sexualität umgehen, indem sie es "temperieren", d.h. in eine kurze Zeitspanne, z.B. die Fastnachtszeit, hinein kanalisieren, wo man es sich "austoben" lässt, "lokalisiert" die Wissenschaft lieber, d.h. ihre Lösung, mit einem Wichtigen wie der Sexualität umzugehen, ist die Kanalisierung in eine Einzeldisziplin, bei näherem Hinsehen eine Art Abschiebung in ein sargähnliches Appartement, zumeist in einen Keller ihrer selbst. Es ist dann nur eine Frage der Zeit, bis sich einige Forscher finden, die das Thema behandeln wie jedes andere sezierend, vermessend, zählend und das Nebensächlichste zur Hauptsache machend, bis ihm jedenfalls die systembedrohende Explosivität genommen ist.

Das hier in den Mittelpunkt zu stellende Thema ist allgemeiner, wenn man so will: eine Verallgemeinerung des Themas "Sexualität", deswegen freilich nicht weniger wichtig, eher noch wichtiger, aber auch leichter zu verdrängen und zu tabuisieren, schon weil die Sprache so wenig Mittel zur Verfügung stellt, es überhaupt erst einmal zu benennen. Natürlich hat es mit dem Begriff "Bedeutung" zu tun, das im Titel dieses Buches gleich zweimal, aber bezeichnenderweise schillernd mehrdeutig vorkommt. Aber die Bedeutungen, die hier anzusprechen sind, lassen sich nicht auf die übliche Weise behandeln, als wären sie ein Thema unter anderen, als wären sie nicht von Bedeutung.

Dass ich die Explosivität des Themas "Bedeutung" gleich am Anfang anspreche, hat mehrere Gründe. Einmal halte ich nichts von der Überrumpelungsmethode. Es hat also auch mit Fairness zu tun, dass ich nicht sofort mit der Tür ins Haus falle. Explosionskörpern nähert man sich ja auch mit einer Mischung aus Aufrufen zur Wachsamkeit und Akten der Sicherung "vom Rande her". Zum anderen ist es mir durchaus recht, wenn sich Leser durch derartige Vorwarnungen verschrecken lassen, selbst wenn man mir nur unterstellt, ich würde das Thema überschätzen. Zum dritten habe ich das Thema in den verschiedensten Gewändern seit 1965 Mitmenschen, Kollegen, Studenten und Schülern nahezubringen versucht. Das Ergebnis – von wenigen Ausnahmen abgesehen – war entmutigend, insbesondere wenn ich zu schnell auf den Kern der Sache kam und nicht oder nicht intensiv genug Vorwarnungen ausstieß. Die meisten ergriffen schon im Vorfeld des Verstehens die Flucht,

um nicht zu sagen: panisches Vergessen ergriff sie. Nur wenige haben meine Ausführungen – wie etwa meinen zu früh verstorbenen Mitarbeiter und Freund Johannes SOBETZKO – zu kühnen Ausflügen inspiriert in die Richtung, die ich hier einschlage. Und selbst Johannes SOBETZKO mied das Thema im engeren Sinne, hielt sich lieber bei den Vorarbeiten auf und legitimierte das vor sich selbst, indem er schlicht erklärte: "Das ist Dein Thema!", was ihn nicht hinderte, mir bittere Vorwürfe zu machen, dass ich das nicht so schnell wie möglich an die Öffentlichkeit brachte. Es gibt eben sehr viele Möglichkeiten, sich ein explosives Thema vom Halse zu schaffen. Der Umstand, dass ich es mir gestattete, inzwischen mehr als vier Jahrzehnte mit dem Thema schwanger zu gehen, unter tausend Ausflüchten und Selbstrechtfertigungen diesen "heißen Brei" oder besser "hochexplosiven Brüter" zu umkreisen, lediglich gelegentlich einmal mit einem Vortrag an die Öffentlichkeit zu treten, den ich dann auch noch selten genug publizierte und dann möglichst versteckt und entlegen, demonstriert nicht weniger, wie sehr auch ich selbst mich immer wieder von der zentrifugalen Energie dieses Themas ins Marginale mitreißen lasse.

Anders formuliert: Wir gehen wie selbstverständlich davon aus, dass unsere Bedürfnisse und Motivationen, aber auch unsere Selbstverständlichkeiten berechtigt sind. Wir halten es über weite Strecken – jedenfalls von Haus aus – für nicht weniger selbstverständlich, dass wer das, was wir für wichtig oder selbstverständlich halten, in Frage stellt, dazu kein Recht hat und behandeln ihn also als unseren Feind. Bis zu einem gewissen Grade sind wir jedenfalls von Kindesbeinen an fundamentalistisch.

Ich mache mir keine Illusionen darüber: Indem ich zu zeigen suche, in welchem Maße wir in dem, was uns wichtig, bedeutend und selbstverständlich ist, fremdbestimmt sind, gerate ich automatisch in die Falle fundamentalistischer Abwehrreaktionen. Diese Abwehrreaktionen sind vergleichbar mit denen, denen die Psychoanalyse bis heute begegnet, wenn sie die basale Bedeutung von Sex und Aggression im Leben jedes einzelnen aufzuzeigen versucht. Da ich diese nur als zwei von vielen Komponenten im Verdacht habe, dass sie sich so oder so und schwer in ihrer Zusammensetzung entwirrbar in jedem Menschen durchsetzen, ist also in potenziertem Umfang mit solchen Abwehrreaktionen zu rechnen. Da in diesem Verdacht eine Kritik auch an der Psychoanalyse steckt, muss ich also auch bei dieser mit einer fundamentalistischen Reaktion rechnen.

Ich bekenne offen: Diese zu erwartenden Reaktionen – Verschweigen und Verdrängen sind nur die harmlosesten – haben mir von Anfang an Angst gemacht. Wahrscheinlich sind sie der Grund, warum ich die Arbeit an diesem Thema, das ich seit Mitte der 60er Jahre in unterschiedlichen Varianten mit mir herumtrage, immer wieder hintanstellte. Dabei ahnte ich von Anfang an, dass es gerade die Abwehr gegen das Bewusstwerden der Fremdbestimmtheit unserer Bedürfnisse, Motivationen

und Selbstverständlichkeiten ist, die unsere Probleme und Konflikte bis hin zu Kriegen, Folter und anderen Formen brutaler Gewalt zentral bestimmt und dass wir hier nicht weiter kommen, wenn wir diese nicht kollektiv durchbrechen. Da von Anfang an offenkundig war, dass ich das unmöglich allein leisten kann, da frühe Versuche, Menschen mit ähnlichen Zweifeln, Ängsten, aber auch Überzeugtheit zu finden, nur geringen Erfolg hatten, zog ich mich zunächst einmal auf die Entwicklung dieser Überzeugtheit Richtung Stimmigkeit und Widerspruchsfreiheit zurück, ein Verhalten, das ich alsbald als wenig vorbildlich und als ihr nicht gewachsen ausmachte. Einerseits sah ich mich früh in die Rolle eines Pioniers gedrängt. Andererseits lehnte ich diese Rolle innerlich ab, wollte sie nicht spielen, hatte Angst vor den Folgen, sagte mir immer wieder: Deine Zweifel sind vielleicht nicht unberechtigt; schreib das erst einmal auf. Auch an problematischen Selbstrechtfertigungen fehlte es nicht, dass ich den Ansatz z.B. nicht zerredet wissen wollte usw. Kurz gefasst: Ich brauche Hilfe.

Ich stelle das so dar, als sei das nur mein Problem, als läge alles nur an meinem Versagen. Natürlich bin ich mir sicher, dass hier die Weltprobleme erbärmlich auf eine Froschperspektive reduziert sind. Dafür gibt es nur einen Grund: Verständlich werden erfahrungsgemäß Weltprobleme den meisten Menschen nur, wenn sie sich als auf ihr Ich bezogen darstellen, und selbst das gelingt meistens besser, wenn ich sie als meine Probleme darstelle und meine Leser gleichsam nur zu einer Art Nachbarschaftshilfe aufrufe.

Natürlich verdankt diese Arbeit meinen scheinbar ins Marginale abgleitenden Studien zum Thema "Wissenschaft im 3. Reich", denen ich mich aus einer elementaren Unfähigkeit zur Faulheit heraus in den letzten Jahrzehnten zentral widmete, deutlich mehr als auf dem ersten Blick sichtbar ist. Den Zusammenhang meiner 3.-Reich-Studien mit meiner Bedeutungsforschung habe ich in einem Artikel über den Linguisten Manfred Pechau, der in Rußland verantwortlich war für den Massenmord von mehr als 10.000 Menschen, meist Juden, bereits folgendermaßen herzustellen versucht¹:

Von interdisziplinären Fragestellungen aus wie

Wer und was ist für wen und was warum und auf wessen Kosten von Bedeutung?

kam ich alsbald zu Komplementärfragen wie

was wollen eigentlich fast alle nicht? Und warum geschieht es dann doch und immer wieder?

Die riesige Bandbreite der menschlichen Antworten auf die erste Frage brachte mich dazu, erst einmal den zweiten Fragentyp gründlicher zu untersuchen und dazu empirisch bei möglichst extre-

¹ Der Artikel kam in Puschkin zum Vortrag. s. S. Ureland (ed.): Convergence and Divergence of European Languages. (= Studies in Eurolinguistics Vol. 1). Berlin: λόγος. 2003, 277-303 – vgl.a. <http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/pechau.pdf>

men Beispielen einzusetzen. Für Deutsche bieten sich da die Verbrechen des Nationalsozialismus an, zumal der Erforschung späterer Verbrechen diesen Ausmaßes noch mehr Hindernisse in den Weg gelegt zu werden pflegen als der der Zeit des 3. Reichs.

Massenmord, Vergasung, Menschenversuche, Zwangssterilisation, Folter, das wollen wir (fast) alle nicht. Wie aber kommt es immer wieder zu Ereignissen dieser Art? Und warum sind Wissenschaftler so häufig zentral an diesen Verbrechen beteiligt? Von dieser Ausgangsfrage aus habe ich mich über ein Dritteljahrhundert – anfangs auch aus Mangel an Vorarbeiten – intensiv mit dem bis dahin unvergleichlichen Tiefpunkt der Wissenschaft im 2. Weltkrieg empirisch befasst und diesen zumeist von Einzelereignissen her¹ aber gelegentlich auch in Überblicken, die für bestimmte Bereiche Repräsentativität beanspruchen können,² in mehreren Publikationen dokumentiert, analysiert und interpretiert.

Menschliche Schwächen pflegen sich damit zu legitimieren, dass sie eigentlich Stärken seien. Im Kerne verdankt sich dieses Opus mindestens ebenso sehr einem lebenslangen Kampf gegen mich selbst, meiner Einsicht gegen meine Verliebtheit ins Detail und gegen meinen Hang zum Wegsehen. Auch ich verhalte mich nämlich meistens wie jene Bewohner eines hessischen Dorfes, die jahrzehntelang auf einer im 2. Weltkrieg von den Alliierten abgeworfenen Riesenladung von Blindgängern wohnten. Wenn nur einer dieser Blindgänger hochgegangen wäre, wären vermutlich auch die anderen explodiert, und von dem Dorf hätten das wohl nur wenige überlebt. Dennoch lebte das Dorf fröhlich weiter im Wissen um das Risiko, als gäbe es das gar nicht. Wer sich entschließt, sich mit dem Thema "Bedeutung" zu befassen, muss eben von vornherein auch wissen, dass der Mensch das gleißende Licht des Wichtigen nicht aushält, dass er bestenfalls eine Existenz am Rande des Wichtigen zu führen in der Lage ist, dass aber auch das nur in der Überwindung seines Hanges zum Marginalen möglich ist. Diese Überwindung wiederum ist nicht einfach eine Sache des Willens.

Vielleicht verdankt sich diesem Nebensächlichkeitswahn auch der Umstand, dass ich sogar am Ende des Buchs – das gleißende Licht im Antlitz – der Versuchung widerstehe, den Leser für meine Antworten auf die Frage nach dem Wichtigsten, Entscheidenden und Bedeutenden zu gewinnen. Alles was ich anstrebe, ist nämlich den Rahmen zu analysieren, in dem sich solche Antworten bewegen, ihn genetisch-historisch Schicht um Schicht in seiner Entwicklung zu rekonstruieren und kritisch auf zukünftige Möglichkeiten hin zu hinterfragen. Der Leser kann das auf die ihn bewegende Bedeutungsfrage insofern direkt beziehen, als er aufgrund dieser Darlegungen den Ursprung seiner Antworten rekonstruieren und – diese deshalb neu bewertend – ändern kann.

¹ z. B. Simon: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:21-opus-51399>, – Lerchenmueller/ Simon: Maskenwechsel. 1999

² z.B. Lerchenmüller /Simon: im vorfeld... 1997 <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:21-opus-40088>

Ich widerstehe also der Versuchung, der Philosophen durchweg zu erliegen pflegen, Bücher mit Aussagen zu beginnen, aus denen sich der Rest ohne oder auch mit Mühe entfalten lässt. Ich sehe das Thema auch im folgenden also "vom Rande her" und beginne mit einem Beispiel, austauschbar und ursprünglich mehr als ein Beispiel, eine Beschreibung eines Praxisfeldes als Ausgangspunkt von Reflexionen und Aktivitäten, die – es verändernd – in dieses wieder einmünden sollten, was die Verhältnisse allerdings verhinderten.

Dieser Text setzt also ein mit einer einfachen Arbeitsplatzbeschreibung. Philosophen und Theoretiker pflegen sich bereits hier auszuklinken, weil ihnen das viel zu empirisch ist, weil hier mit Begriffen operiert wird, die sie erst einmal hinterfragen würden und weil sie gewohnt sind, mit einer in sich geschlossenen Theorie in die Welt des Lesers einzubrechen. Empirikern pflegt es diametral umgekehrt zu gehen, weil ihnen die Arbeitsplatzbeschreibung schon zu idealtypisch und die nachfolgenden Verallgemeinerungen völlig unnötig, wenn nicht realitätsfremd vorkommen. Beiden Forschertypen pflegen vor allem die Ausflüge in die Menschheits- und Evolutionsgeschichte befremdlich und ihren festgelegten Forschungsmotivationen unzugänglich zu erscheinen. Historiker wiederum pflegt die zentrale Rolle der Logik, Logiker die Kritik an ihrer Formfixiertheit zu stören. So scheinen diese Darlegungen zwischen sämtlichen Stühlen der momentan gängigen Wissenschaft zu hängen. Da ich es für wissenschaftsfremd halte, auf einem dieser Stühle zu sitzen und sich auszuruhen, kann ich darin freilich keinerlei Manko erblicken. Ich brauche keine Stühle. Ich kann alleine stehen.

Ich trug mich eine Weile mit dem Gedanken, als Titel für diese Studie "Revisionsbereitschaft und Stimmigkeit" zu wählen. Der Titel hätte die beiden Pole meiner Art zu forschen einigermaßen eingefangen. Außerdem spricht er am ehesten die von mir gewünschten Leser an, die sich bei allem Streben nach Widerspruchsfreiheit in ihrem Denken und Handeln darum bemühen, gerade auch dann, wenn es an die "Grundlagen", an das "Eingemachte" bzw. die "Herzensangelegenheiten" geht, offen und revisionsbereit zu bleiben, denen das "audiatur et altera pars" (es möge auch die andere Seite gehört werden) nicht nur eine Floskel ist. Wer auf einem Stuhle klebt, kennt gewöhnlich nicht so etwas wie Revisionsmöglichkeiten. Entsprechend ist ihm nichts so wichtig wie der Anfang und nichts so fremd wie eine Darstellungsweise, wie sie im angelsächsischen Bereich (Beispiel: AUSTINs "How to do things with words") durchaus verbreitet ist: den Erkenntnisprozess prozessual in aller Widersprüchlichkeit widerspiegelnd, mit Ausführungen beginnend, die man dann nach Einführung entsprechender Gegenargumente fröhlich widerruft und sukzessive in Darlegungen münden

lässt, die man zwar vorläufig akzeptiert, die aber dem Leser nicht dazu verurteilen wollen, das Textende als Ende des Nachdenkens über das Thema anzusehen.¹

Mit dem erwähnten Titel hätte ich es den eben beschriebenen Forschertypen aber relativ einfach gemacht, meinen bewusst mehrdimensionalen Ansatz eindimensional in Richtung Standpunktlosigkeit oder Anarchie misszuverstehen und/oder bei aller Kritik an diesem das Etikett "Revisionismus" anzuhängen bzw. einem ähnlich fundamentalistischen Anstrich zu geben. Ich hätte damit den Blickpunkt von vornherein vor allem auf einen Nebenaspekt gelenkt. Die Notwendigkeit von Revisionsbereitschaft und Stimmigkeit ergibt sich ja erst dann, wenn man sich voll – und d.h. auch mit allen Konsequenzen – auf die Bedeutungsfrage eingelassen hat.

Ich taste mich also behutsam an das Thema "Bedeutung" in seiner ganzen Bedeutungsfülle interdisziplinär und ohne – durch eine nichthinterfragte Methode oder Theorie bedingte – Scheuklappen heran, gehe aber meinen eigenen häufig nicht vorhersagbaren Weg, revidiere ihn wo nötig und orientiere mich relativ wenig an akademischen Riten und normalwissenschaftlichen Selbstverständlichkeiten. Ich erwarte, dass ich damit – wenn nicht schon längst – irgendwann beim Leser an einen Knackpunkt gelange, wo er Sätze ausstößt wie "Jetzt reicht's", "Bis hierher und nicht weiter", "Das geht zu weit" oder einfach "Was soll denn das an dieser Stelle". Ich werde – wenn ich von dieser Vorwarnung absehe – wenig tun, um Hilfen zur Überwindung dieser Knackpunkte zu liefern. Ich kann den Leser, den nicht schon diese Vorwarnungen abschreckten, nur bitten weiterzulesen, zumal ich selbst ja manchmal unter dem Eindruck erklärungsstärkerer Argumente einen Standpunkt später aufgebe, vor allem auch eine Reihe vorläufiger, meist alltäglicher Begriffe sukzessive durch aufeinander abgestimmte, analytischere ersetze.

Um welche Fragen es sonst noch geht:

**Der an den eigenen Haaren sich ziehende Sumpf – oder: Wer
oder was verhext oder verzaubert wen oder was?**

**Die Sprache den Verstand? Der Verstand die Wahrnehmung?
Die Macht die Sprache? Das Geld die Macht?**

Oder sind solche Fragen verhext oder verzaubert?

¹ s. dazu ausführlicher: <http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/publizieren.pdf>

**Wären nichtverhexte oder -verzauberte Antworten, Lösungen
überhaupt denkbar, besser: kritikresistent, von Bedeutung?
Der Aufmupf von Sumpfwesen gegen den Sumpf mit sumpfi-
gen Mitteln?**

Eine Arbeitsplatzbeschreibung

Die folgende Arbeitsplatzbeschreibung entnehme ich einer bei mir entstandenen, nicht veröffentlichten Fallstudie Wolfgang BÜRKLEs, über seine Erfahrungen als studentischer Aushilfsarbeiter in einem Presswerk einer Automobilfabrik.¹

Dieses Presswerk ist identisch mit einer Fabrikhalle mit der Grundfläche zweier Fußballfelder. In dieser Halle werden an 20 Pressstraßen alle größeren Karosserieteile für die Produktion von Automobilen geformt. Jede Pressstraße setzt sich aus 12 Großpressen zusammen, die jede einzeln etwa den Raum eines mittleren Studentenzimmers ausfüllen könnte, dieses an Höhe aber noch um einiges übertrifft. Die Aufgabe der Arbeiter ist es, die Bleche richtig in die Werkzeuge der Pressen einzulegen, den Pressvorgang durch Knopfdruck auszulösen und das so bearbeitete Teil zur nächsten Maschine zu befördern.

Ein und dieselben Bewegungen wiederholen sich in kurzer Zeit in der gleichen Abfolge, und das über Stunden hinweg.

Die Presshalle ist unter den Arbeitern berüchtigt wegen der extremen Arbeitsbedingungen. Arbeiter, die dort gearbeitet haben, sind froh, in einem anderen Bereich eingesetzt zu werden. Ursache ist vor allem der extreme Lärmwert. Auf die Entfernung zwischen dem Arbeiter vor einer Presse und dem hinter ihr - etwa 2-3m - kann man lediglich durch lautes Brüllen auf sich aufmerksam machen. Worte kann man nicht verstehen. Die Funktion der akustischen Orientierungsorgane ist bei den meisten Arbeitern mehr oder weniger beeinträchtigt. Der Lärmpegel ist - worauf die Betriebsärzte der Arbeiter bei Arbeitsantritt explizit hinweisen - oberhalb der gesundheitsschädigenden Grenze. Die Betriebsärzte empfehlen Ohrenstöpsel. Diese reduzieren zwar den Geräuschpegel merklich, beeinträchtigen aber das akustische Differenzierungsvermögen derart, dass eine Orientierung über diesen Kanal unmöglich wird. Es entsteht ein diffuses, nicht weniger störendes Geräusch, aus dem einzelne Signale, etwa das Geräusch des heranfahrenden Gabelstaplers oder der Zuruf des Kollegen nicht mehr auszumachen sind. Mit verstopften Ohren ist der Arbeiter stärker unfallgefährdet. Die meisten Arbeiter ziehen dem die Lärmbelästigung vor.

Da die Orientierung über den akustischen Kanal beeinträchtigt oder ganz abgeschnitten ist, erfolgt sie primär über den visuellen Kanal.

¹Im folgenden sind Passagen, die der Fallstudie von Bürkle wörtlich oder sinngemäß entnommen sind, kursiv gedruckt. Die Beschreibung des Preßwerks von Daimler-Benz gibt die Verhältnisse von 1973 wieder.

Die Pressmaschinen binden überdies den größten Teil der Bewusstseinsvorgänge. Einerseits erfordern sie ein außerordentliches Maß an Konzentration, weil jeder Fehlgriff entweder das Arbeitsmaterial oder die Maschine oder aber sein eigenes Leben oder alles zusammen gefährden kann. Andererseits unterfordern sie die Möglichkeiten des Arbeiters, Erfahrungen zu steuern und zu verarbeiten, seine Lernfähigkeit und sein Wissen in so eklatanter Weise, dass man statt von Bewusstseinstätigkeit vielleicht eher von Bewusstseinsgelähmtheit reden sollte.

Verbale Kommunikation ist während der Arbeit wegen des Lärms nahezu unmöglich. Die Kontinuität des Produktionsablaufs verhindert auch das kürzeste Entfernen vom Arbeitsplatz, um z.B. die Sprachentfernung zu verringern. In der Arbeitszeit ist die einzig mögliche Form der Interaktion unter den Arbeitern Gestik, die meist mit einem lauten Zuruf, der die Aufmerksamkeit auf den Gestikulierenden ziehen soll, eingeleitet wird.

An erster Stelle der Themen dieser Interaktion stehen solche, die die Ausführung der Arbeit unmittelbar betreffen. So kann z.B. ein Arbeiter dem anderen signalisieren, die Werkstücke näher heranzureichen, weiter nach unten oder zur Seite. Solche Kontakte gehen zuweilen über die zweckgerichtete Kommunikation hinaus und lösen Interaktionen spielerischen Charakters aus, indem der eine Arbeiter z.B. dem anderen ein Blech zureicht, es aber, wenn der andere zugreift, wieder wegzieht. Oder er führt den halbfertigen Kotflügel wie ein Torero an seinem Unterleib vorbei und stampft dabei mit seinen Absätzen einen Rhythmus. Solche Einlagen erfreuen sich allgemeiner Heiterkeit, sind aber die Ausnahme, zumal sie einen zusätzlichen physischen und psychischen Energieaufwand erfordern. Die normale Arbeit verläuft in kommunikationsloser Konzentration auf die wenigen Handgriffe, deren unachtsame Ausführung lebensgefährliche Folgen haben kann.

Ein wesentlicher Teil der nicht-verbalen Interaktion betrifft die Verständigung über das Arbeitstempo. Die Bauart der Pressen setzt durch die große Masse der bewegten Teile der Steigerung der Taktzeiten Grenzen. Akkord ist im Presswerk daher weitgehend unmöglich.

Das Arbeitstempo ist in der Pressstraße also nicht wie am Fließband weitgehend durch die Maschinen unmittelbar diktiert. Dass es trotzdem zu einem relativ hohen Arbeitstempo kommt, dafür sorgen andersartige Mechanismen.

Das Ausnutzen der Freiräume, das Tempo in Grenzen selbst zu bestimmen, erfordert das koordinierte Zusammenarbeiten aller an einem Fertigungsprozess Beteiligten.

Unter der Gruppe von Italienern, die meist an aufeinanderfolgenden Pressen arbeiten, herrschte in der Regel über das Arbeitstempo Einigkeit. Die Deutschen bildeten ebenfalls eine relativ gut einge-

arbeitete Arbeitskolonne. Wenn die Kolonne der Italiener und die der Deutschen an einer Pressstraße arbeiteten, kam es oft zu Rivalitäten hinsichtlich des Arbeitstempos. Gewöhnlich legten die Deutschen ein schnelles Tempo vor, die Italiener bremsten ab, bis sich ein Materialstau bildete. Wenn die Italiener an den Pressen vor der Gruppe der Deutschen arbeiteten, entstanden immer längere Pausen für die Deutschen. Beide Situationen brauchten nicht zum Eingreifen des Meisters zu führen. Danach schlugen die Italiener "aus Rache" über mehrere Stunden ein so höllisches Tempo an, dass die Deutschen, meist ältere Männer, aus der Puste gerieten und den Italienern signalisierten, langsamer zu arbeiten.

Die Pausen sind so kurz, dass sie gerade ausreichen, alle Dinge zu verrichten, die während der Arbeit nicht möglich sind. Dadurch ist der Arbeiter auch in der Pause meist mit sich selbst beschäftigt. Die Werkskantine ist so weit vom Presswerk entfernt, dass man sie im Laufschrift erreichen muss, um nach dem Essen rechtzeitig wieder an der Maschine zu stehen. Der Großteil der Arbeiter bleibt deshalb in der Pause in der Werkshalle, um dort ihr mitgebrachtes Essen einzunehmen. Die sich in den Pausen bildenden Grüppchen entsprachen meist den nationalen Zugehörigkeiten. Kam es mitunter zur Kommunikation zwischen Ausländern und Deutschen oder Ausländern verschiedener Nationalitäten, so beschränkten sie sich weitgehend auf den Austausch von Redensarten, etwa dass heute ein besonderer Tag sei, dass bald das Wochenende käme usw.. Dabei kam es auch häufig zu Sticheleien, etwa, dass der Angesprochene besonders müde aussehe, ob ihm seine Frau nachts keine Ruhe lasse usw. Solche Sticheleien konnten zu längeren Wortgefechten mit rituellem Charakter führen. Jeder der Beteiligten suchte dabei die Lacher auf seine Seite zu ziehen. Themen dieser Sticheleien waren sexuelle Andeutungen, Anspielungen auf persönliche Eigenschaften, Diskriminierung der Nationalität des Angesprochenen.

Unter den etwa 25 Arbeitern, die in der Halle an einer Pressstraße arbeiteten, sind im Schnitt nur 5 bis 6 Deutsche. Der Rest sind ausländische Arbeiter verschiedener Nationalitäten. Meister, Einrichter und Vorarbeiter sind meist Deutsche. Der Vorarbeiter, der gelegentlich auch an den Maschinen mitarbeitet, gibt die Anweisungen des Meisters an die einfachen Arbeiter weiter und verteilt die einzelnen Arbeiter auf die Maschinen. Darüber hinaus hat er die Stückzahlen zu überwachen und neues Rohmaterial anzufordern. Der Vorarbeiter ruft beim Arbeitsbeginn die Arbeiter beim Vornamen auf, stellt sie zu einer Gruppe zusammen und nennt die Nummer der Pressen, an denen diese arbeiten sollen. Da die Arbeiter an der Ausrüstung der Maschinen erkennen, welche Teile zu fertigen sind und die dafür notwendigen Handgriffe tausendfach eingeübt sind, ist jede weitere Anweisung vonseiten des Vorarbeiters überflüssig. Nur wenn Unterbrechungen während des Arbeitsverlaufs eintreten, verursacht durch Störungen an der Maschine, fehlerhaftes Material oder das Ausbleiben des Materialnachschiebs, kommt es zu weiteren Interaktionen. In jedem Fall erfolgt dann

eine Kommunikation der Art, die man in der Soziolinguistik "vertikal" genannt hat. Entweder der Vorarbeiter wird gerufen, oder dieser bemerkt selbst den Stillstand der Maschine. Sofern er nicht, was die Regel ist, die Ursache der Unterbrechung erkennt, wird sie ihm von den Arbeitern erklärt. Da es sich immer wieder um dieselben Störungen handelt, kann sich der Arbeiter auf die Nennung des entsprechenden Teiles beschränken, um verstanden zu werden, z.B. "Material" oder "Werkzeug kaputt".

Die Syntax ist in dieser Kommunikation wesentlich restringierter als die im Pausengespräch mit den anderen Arbeitern. Von "sozialen Topoi"¹ kann hier nicht mehr die Rede sein.

Da die Arbeiter bei jedem Stillstand der Maschinen unter dem Verdacht stehen, die Störung mutwillig oder durch Fahrlässigkeiten herbeigeführt zu haben, wird der Austausch derartiger Informationen nicht selten begleitet von Sprechakten des Vorwerfens seitens des Vorarbeiters und des Rechtfertigens seitens des Arbeiters. Bei längeren oder sich häufenden Unterbrechungen tritt der Meister des Hallenbereichs auf den Plan, was den Vorarbeiter veranlasst, die Arbeiter ernsthaft zu ermahnen. Daneben sorgt ein elektronisches Kontrollsystem, welches die menschliche Kommunikation teilweise ersetzt, für die Überwachung der einzelnen Pressen durch die Betriebsleitung (später auf gewerkschaftlichen Druck abgeschafft). Auf einer Anzeigentafel werden dort Arbeitsgeschwindigkeit bzw. -stillstand registriert. Der Arbeiter hat durch Knopfdruck sofort die Ursache des Stillstandes anzuzeigen. Darüber hinaus hat die Betriebsleitung die Möglichkeit, den Meister zu der betreffenden Maschine zu beordern.

Die Meister beaufsichtigen einen Hallenbereich mit mehreren Pressstraßen. Sie sind mit Fahrrädern ausgerüstet und können daher jederzeit unverhofft auftauchen. Zwischen Arbeiter und Meister entsteht nur selten direkter kommunikativer Kontakt. Auch der Kontakt des Arbeiters zum Lohn- und Personalbüro wird über den Vorarbeiter vermittelt. In der Regel löst allein das Erscheinen des Meisters disziplinierende Wirkung aus.

Bei Wechsel des Fertigungsprogramms werden die Maschinen von Einrichtern umgerüstet. Die Einrichter sind ausnahmslos Deutsche und gehören als Spezialisten zu einer besonderen Abteilung mit eigenem Werkmeister. Da jede Reparatur für die Arbeiter eine wohltuende Pause bedeutet, für die Einrichter aber zusätzliche Arbeit, sind die Einrichter geneigt, den Arbeitern Sabotage zu unterstellen. Die diskriminierende Tendenz der Vorwürfe der Einrichter kann sich zu Beschimpfungen steigern wie "Partisanenpack", "Spaghettifresser", "Kameltreiber".

¹ NEGT, 1967

Wortführer der Arbeiter waren jeweils dieselben 2 oder 3 Italiener, die die deutsche Sprache am besten beherrschten. Die Italiener stellen einen Anteil von etwa 40% der Arbeiter und waren die homogenste Gruppe unter ihnen. Türken hielten sich meistens aus den Konflikten heraus. Wenn sie sich gegen die Beschimpfungen der Einrichter zur Wehr setzten, wurden sie zumeist gleich handgreiflich. Zur kommunikativen Gegenwehr waren sie wahrscheinlich schon wegen mangelnder Sprachkenntnisse nicht in der Lage. Zum Teil verstanden sie den diskriminierenden Ton der Beschimpfung, konnten aber deren konkreten Sinn nicht erfassen. Typischer Kommentar gegenüber den wenigen deutschen studentischen Arbeitern: "diese Mann immer böse sprechen, ich nix wisse warum."

Gegenüber den deutschen Arbeitern hielten sich die Einrichter mit Vorwürfen und Beschimpfungen zurück. Dennoch war das Verhältnis sehr distanziert.

Vertikale Kommunikation findet also fast ausschließlich auf die Belange der Produktion bezogen statt und nur an Punkten des Beginns, der Unterbrechung und des Neubeginns des normalen Arbeitsablaufs. Direkter Kommunikationspartner ist in der Regel der Vorarbeiter, in seltenen Fällen die Einrichter oder Meister. Dabei überwiegen einseitige Kommunikationsvorgänge von oben nach unten. Die vorherrschenden Sprechakte sind Anweisungen und Ermahnungen, gelegentlich Vorwürfe und Beschimpfungen. Die Syntax ist stark reduziert. Einwortsätze sind keine Seltenheit. Ihr Sinn ist aus der Situation leicht zu erschließen.

Diese Arbeitsplatzbeschreibung enthielt bereits Ansätze von Verallgemeinerungen. Bekanntlich gibt es keine Beschreibung ohne Erklärung¹. Diese erklärenden Verallgemeinerungen möchte ich im folgenden um einige wenige Schritte vorantreiben.

¹ [Kritik an Wittgenstein]

Eine erste Verallgemeinerung:

Ist das Presswerk nur eine Anhäufung bearbeiteter Natur?

Fragt man den Arbeiter im Presswerk, was ihn am Arbeitsplatz am meisten bedrückt, so gibt er als erstes Antworten, die auch dem Besucher spontan einleuchten. Diese Antworten beziehen sich fast ausschließlich auf die Gegenstände, also die Großpressen und Gabelstapler, sowie auf deren Auswirkung auf den eigenen Körper, also die monotone Wiederholung der Bewegungen, den Lärm usw.. Vom Betriebsklima z.B. redet kaum einer.

Das Praxisfeld "Presswerk" unterscheidet sich von anderen - auch von den meisten anderen im Produktionsbereich - schon auf den ersten Blick dadurch, dass es in ihm keine mit bloßem Auge sichtbaren Teile der äußeren nichtmenschlichen Natur gibt, die nicht durch Menschenhand ihre gegenwärtige Form erhalten haben. Das Praxisfeld präsentiert sich - zumindest vordergründig - als Anhäufung bearbeiteter Natur. Die Gegenstände, insbesondere die Maschinen, scheinen dafür verantwortlich zu sein, dass die dem Menschen mögliche Motorik an diesem Arbeitsplatz auf einige wenige ständig wiederholte Bewegungen beschränkt ist, dass die Orientierung zumindest über den akustischen Kanal erheblich beeinträchtigt ist, dass die geistigen Möglichkeiten der Arbeiter zumindest während der Arbeit weitgehend ungenutzt bleiben und schließlich, dass auch elementare Bedürfnisse wie Sexualität, Hunger und Durst temporär keine Befriedigung finden. Verständigung wird auf ein Niveau herabgedrückt, das niedriger zu sein scheint als das, welches wir bei Menschenaffen, selbst bei Pavianen beobachten. Wenn wir außerhalb des Arbeitsplatzes Menschen begegneten, die sich so verhalten würden wie die Arbeiter im Presswerk täglich sieben und mehr Stunden, würden wir sie als schwer behindert ansehen. Es klingt hart, wenn nicht diskriminierend, aber es scheint etwas Wesentliches getroffen zu sein, wenn man diese Arbeiter in den Wirtschaftswissenschaften als "Produktivkräfte", "variables Kapital" oder in der Arbeitspsychologie als "personale Gegenstände" bezeichnet.

Es muss dabei allerdings betont werden, dass vieles, was man normalerweise als grundlegend für menschliches Dasein betrachtet, hier nur zeitweise und dann auch nur scheinbar außer Kraft gesetzt ist. Den Arbeitskollegen durch das Arbeitstempo etwa seine "Rache" oder durch Zusatzbewegungen, z.B. durch das Stampfen eines Rhythmus, Vitalität, gute Laune oder auch seine geistige und körperliche Fitness zu verstehen zu geben, diese Kommunikation "über Gegenstände" zeigt an, dass die Menschlichkeit im Arbeiter auch während der Arbeit nie vollständig unterdrückt ist.

Erst recht das Verhalten zu Arbeitsbeginn, bei Maschinenstillstand oder in den Pausen lässt die Vergleiche der Arbeiter mit Behinderten, geschweige denn Affen oder anorganischen Gegenständen

vergessen. Die Verständigung ist zwar auch dann noch ziemlich rudimentär. Gestik und Mimik treten immerhin zugunsten von Einwortsätzen, Infinitivbildungen und abgespulten rituellen Redewendungen und Witzeleien zurück. Die Möglichkeiten selbst der von den Arbeiterkollegen akzeptierten Rede werden bei weitem nicht ausgeschöpft. Aber es besteht keine Frage, dass hier alle Vergleiche zumindest mit nichtmenschlicher Natur fehl am Platze sind.

Es ist anzunehmen, dass dieser Befund, wenn er auf den Reproduktionsbereich ausgedehnt worden wäre, noch weitere Entwicklungsstufen menschlicher Rede zu verzeichnen hätte. Der Befund lässt es allerdings als eher unwahrscheinlich erscheinen, dass der einfache Phrasen als Fertigbauteile aneinanderreihende Stil jemals durchbrochen wird. Auch im Reproduktionsbereich kommt der Arbeiter in der Regel mit diesem Stil aus. Erst im Umgang mit Kopfarbeitern, etwa in der Klinik ¹, vor Gericht², auf der Behörde³ und in vergleichbaren Institutionen bekommt er, selbst bei häufigen Kontakten mit ein und derselben Person, Schwierigkeiten. In diesen von der Sprechweise der Kopfarbeiter dominierten Institutionen kommt der Handarbeiter kommunikativ nur schwer zurecht, weil er den Stil, kleinste sinntragende Wörter und Wortteile zu ausdifferenzierten, individualisierten Sinnfügungen zu komponieren, nicht oder nur unzulänglich beherrscht. Diese für den Handarbeiter seltenen Situationskontexte erfordern nicht nur das Erlernen einer anderen Sprachvarietät, er kann hier nicht einfach lernen, indem er sich neue Redewendungen beibringt, sondern er müsste sich auf eine andere Einstellung umstellen, vor allem ein unbekanntes Maß an Konzentration und Kombinationsfähigkeit in sich entwickeln.

Die bisherigen kommunikationsbezogenen Verallgemeinerungen lassen sich in folgender Tabelle zusammenfassen:

¹ s. Thomas BLIESENER: Die Visite - ein verhinderter Dialog. Initiative von Patienten und Abweisungen durch das Personal. Tübingen.1982

² s. Ruth LEODOLTER: Das Sprachverhalten von Angeklagten vor Gericht. Ansätze zu einer soziolinguistischen Theorie der Verbalisierung. Kronberg/Ts. 1975

³ s. Angelika WENZEL: Verstehen und Verständigung in Gesprächen am Sozialamt. Eine empirische Untersuchung. Tübingen 1984

Situation	Kommunikationshandlung
Bedienen der Presse	Gestik, Mimik, lautes Brüllen, Kommunikation "über Gegenstände"
Arbeitsbeginn	vertikale Kommunikation, Ein- u. Zweiwortsätze; befehlen
unvorhergesehener Stillstand der Presse	vertikale Kommunikation, Ein- u. Zweiwortsätze; anweisen, ermahnen, vorwerfen - rechtfertigen
Pause	(interkulturelle Kommunikation:) foreigner talk (z.B. Infinitivbildungen), rituelle Gesprächssequenzen (Witzeleien); schweigen

Der erste Eindruck, nach dem es maßgeblich die Gegenstände sind, die die Art und Weise der Verständigung bestimmen, muss also zumindest situationsspezifisch differenziert werden. Das Presswerk ist nicht nur - wie es auf den ersten Blick scheint - eine Anhäufung bearbeiteter Natur. Vor allem die Kommunikationserscheinungen gehen nicht in ihm auf. Es ist also mehr. Aber was?

An dieser Stelle geht es nicht darum, alle Möglichkeiten zu erörtern, wie die Erscheinungen und Vorgänge in dem Presswerk zu verstehen sind. Ich halte mich zunächst an das, was die im Presswerk Tätigen selbst äußern, und führe das nur wenige Schritte weiter. Natürlich ist hier grundsätzlich auch mit einer Auffassung zu rechnen, nach der das Presswerk nur von den in ihm stattfindenden, ihm vorausgehenden und nachfolgenden Kommunikationsprozessen her begreiflich sei. Diese Auffassung, die man z.B. bei Philosophen der Alltagssprache sehr häufig artikuliert findet, kommt freilich im Alltag selbst und also auch im Presswerk so gut wie überhaupt nicht vor. Im Gegenteil, sie wird als zynisch empfunden. Ich vernachlässige solche Interpretationen also an dieser Stelle, betone aber, dass sie auf einer anderen Ebene sehr wohl zu überprüfen sind, dass ich also weit davon entfernt bin, ihnen deswegen Angemessenheit oder Stimmigkeit abzusprechen.

Es geht an dieser Stelle auch nicht darum, abzuwägen, welche theoretischen Chancen bestehen, die erste Vermutung, dass das Presswerk zentral als Anhäufung bearbeiteter Natur zu verstehen sei, auf Biegen und Brechen gegen alle Kritik aufrechtzuerhalten. Wissenschaftler haben bekanntlich ein bewundernswertes Talent, die abstrusesten Theorien so zuzuschneiden, dass es selbst den hellsten

Köpfen schwer fallen kann, sie zu widerlegen. Wichtiger ist es herauszuarbeiten, was im Presswerk Tätige potentiell oder auch realiter als Einwand gegen diese Vermutung ernstnehmen.

Was Arbeiter nur sehr schwer mit ihrer von ihnen selbst als erstes vorgebrachten Vermutung in Einklang bringen können, sind vor allem die hierarchischen Verhältnisse zwischen Firmenleitung, Meistern, Vorarbeitern und ihnen selbst. Die Firmenleitung gibt sich zwar ziemlich jede erdenkliche Mühe, z.B. die einseitige Verteilung von Befehlen (bzw. Inkriminieren von Protest und Befehlsverweigerung) und Gehorchen als "Sachzwang" auszugeben und überzeugt damit sicher auch manchen Arbeiter. Mir ist aber nicht zu Ohren gekommen, dass dieser "Überzeugungsstrategie" irgendwo kollektiver Erfolg beschieden war. Gegenständen zu gehorchen, wird im Gegenteil in der Regel als weitaus erniedrigender empfunden als Menschen zu gehorchen. Schon aus dem Grunde sind Arbeiter zumindest für alle Argumente empfänglich, die die Herrschaft von Menschen über Menschen nicht auf die Maschinen zurückführen.

So sehr die Maschinen den Arbeitern spontan im Vordergrund stehen, wenn man sie fragt, was sie am Arbeitsplatz am meisten bedrückt, bzw. was dort den Ton angibt, so schnell sind sie also zugleich bereit, die hierarchischen Beziehungen zwischen den dort Tätigen nicht in denen von Maschinen aufgehen zu lassen. Auffassungen, nach denen umgekehrt die Maschinen als Herrschaftsmittel Bestandteil eines schwer durchschaubaren Systems menschlicher Gewalt sind, von dem vor allem einige wenige profitieren, haben entsprechend durchaus Chancen ernst genommen zu werden. Zweifel an den Herrschaftsverhältnissen als den letztlich bestimmenden Größen am Arbeitsplatz erwachsen den Arbeitern regelmäßig durch zwei Umstände:

1. Es war nicht die Firmenleitung, die die in ihr Tätigen zwang, die gesundheitsschädigende, gefährliche, eintönige und extrem freiheitseinengende Arbeit im Presswerk zu verrichten. Im Gegenteil, es waren die Arbeiter selbst, die im Gefühl der Freiwilligkeit sich täglich diesen von ihnen selbst als unerträglich empfundenen Verhältnissen unterwarfen, ja, aus einer manchmal Tausende von Kilometern entfernten Heimat kamen, um in dem Presswerk tätig werden zu können.
2. Die Arbeiter verbringen einen großen Teil ihrer Zeit außerhalb des Firmengeländes, ja, sie kommen eigentlich nur in das Werk, um ihre Bedürfnisse außerhalb überhaupt oder besser befriedigen zu können.

Entsprechend widersprüchlich werden Fragen nach der Einschätzung ihrer Arbeit beantwortet. Einerseits klagen die im Presswerk Tätigen erheblich über die Arbeitsbedingungen, andererseits wür-

den sie von sich aus nur selten diese Arbeit gegen - wie auch immer inhaltlich gefüllte - Arbeitslosigkeit oder gegen eine schlechter bezahlte Tätigkeit eintauschen, selbst wenn sie weniger gesundheitsschädlich und gefährlich wäre. So sehr also die Betroffenen selbst die Maschinen und Gegenstände als die wichtigsten unter den bestimmenden Größen im Presswerk empfinden und danach noch am ehesten die hierarchischen Verhältnisse gelten lassen, nur selten gestehen sie auf Grund von Nachfragen nicht ein, dass es da noch andere gewichtige Größen vor allem außerhalb des Werksgeländes gibt, die sehr viel mit ihren Wünschen und Hoffnungen zu tun haben und die man am sinnfälligsten im Geld repräsentiert sieht, das sie im Presswerk verdienen.

Die Aussagen von Betroffenen lassen sich also durch einfache Fragen von auffälligen Oberflächenphänomenen wie den Maschinen und Gegenständen vorantreiben zu verdeckter liegenden Erscheinungen wie den Herrschaftsverhältnissen und dem Geld. Phänomene aus dem sensumotorischen, neuronalen und kommunikativen Bereich werden von vornherein als weniger bedeutend gewertet, obwohl auch nur die geringste Störung in diesen Bereichen anders als in denen von Herrschaft und Geld alles aus dem Tritt bringen kann.

Zur Methode der Textpräparation

Gerade auch in den Naturwissenschaften gilt von Anfang an ein gerütteltes Maß an gedanklicher Anstrengung der Verwandlung von Ausgangsinformationen in einen Text.¹ Unter Text ist hier nicht nur so etwas wie Beschreibungen zu zählen, sondern auch so etwas wie Formeln und Tabellen. Selbst Figuren sind durchweg ohne Text unverständlich.

Unter Text sei hier vorläufig die Transformation einer geordneten Menge von Informationen in eine sprachliche Form verstanden, die zumindest einer Zielgruppe aus möglichen Kommunikationspartnern verständlich und weiterverarbeitbar ist. Ein wissenschaftlicher Text unterscheidet sich dabei von Alltagstexten im Wesentlichen nur graduell durch die Reflektiertheit der Kontrollen hinsichtlich der repräsentativen Funktion des Textes für die Menge von Informationen, auf die er sich bezieht ("Stimmigkeit"), aber auch hinsichtlich der Kommunikativität und d.h. vor allem Überprüfbarkeit durch andere Forscher ("Revisionsbereitschaft"). Ausgangsinformationen können dabei insbesondere in den Textwissenschaften (Philologie, Theologie, Jura) wiederum textuellen Charakter haben.

Der Ausdruck "Reflektiertheit" wendet sich gegen die gedankenlose Beruhigung bei der Anwendung einmal für geeignet befundener oder gar von Autoritäten übernommener Verfahren, aber auch gegen Verkrustungsprozesse infolge gedankenlos zugrunde gelegter Ergebnisse von Dialogkompromissen unter wie auch immer idealen (was faktisch meistens heißt: sich als Elite empfindenden Normal-)Wissenschaftlern. Wissenschaft ist meines Erachtens nur da zu finden, wo sie kompromisslos und radikal, aber eben auch revisionsbereit ist. Der Ausdruck "Reflektiertheit" wendet sich damit auch gegen das Delegieren von Verantwortung an eine angeblich unfehlbare Methode einerseits und an eine – wie auch immer ideale – Kommunikationsgemeinschaft andererseits, zielt also gegen Wissenschaftstheorien mit der Funktion der intellektuellen und vor allem moralischen Entlastung des einzelnen Forschers. Er zielt aber natürlich auch gegen das Abschotten der Forscher vor öffentlicher Kritik (Beispiel: Genetik).

¹ HEISENBERGWerner: Physik und Philosophie. Stuttgart 2000

Wissenschaft und Praxis: Einige grundsätzliche Überlegungen

Bevor ich die Analyse auf eine andere Ebene bringe, halte ich es für sinnvoll, einmal innezuhalten und mir und den Lesern kritisch zu vergegenwärtigen, was wir eigentlich getan haben, als wir – scheinbar ganz naiv – versuchten, Praxisfelderfahrungen zu beschreiben und zu analysieren. Natürlich ist jede Wissenschaft mit allem, was in ihr geschieht, durchaus als Praxis zu beschreiben und zu analysieren. Insbesondere wäre es falsch, ihre Theorien als Gegensatz zur Praxis zu behandeln. Sie sind ebenso Produkt einer Praxis wie etwa ein fertiges Auto. Freilich wäre es ebenso falsch, nicht das Besondere an der Wissenschaftspraxis herauszuarbeiten.

Sehen wir einmal davon ab, dass die Automation auch dem Wissenschaftler nicht gering zu veranschlagende Möglichkeiten eröffnet hat, große Teile seiner Tätigkeit an Maschinen zu delegieren¹, und betrachten wir die jeweilige Praxis aus der Sicht der in ihr Tätigen, so besteht der wichtigste Unterschied in der Praxis eines Wissenschaftlers zu der Praxis etwa in einem Presswerk darin, dass seine Tätigkeit schwerpunktmäßig Kopfarbeit ist. An dieser Kopfarbeit ist charakteristisch, dass sie Praxiserfahrungen – manchmal über die Zwischenstufe von Experimenten und kontrollierten Beobachtungen hinweg – so präpariert, dass er sie am Schreibtisch behandeln kann. Daran ist weniger auffällig, dass sich diese Praxis auf andere Praxis rückbezieht. Das kennzeichnet nämlich auch die Praxis z.B. des Einrichters im Presswerk. Daran ist auch kaum der Rede wert, dass der Wissenschaftler es mit besonderen Maschinen zu tun hat. Die Tastatur, mit der ein Arbeiter in einer weitgehend automatisierten Fabrik die Maschinen bedient, ist der einer Schreibmaschine so unähnlich nicht (so sehr es zu denken geben sollte, wie sehr sich die Arbeitsplätze tendenziell in letzter Zeit der Struktur des Tätigkeitsfelds eines Kopfarbeiters angleichen.) Nicht einmal der Umstand, dass die Art der Verarbeitung von Praxiserfahrungen sehr viele Stadien durchlaufen kann, scheint mir ein zentrales Kennzeichen der Kopfarbeit.

Wichtiger als die Merkmale der Reflexivität, der Verschiedenheit der Arbeitsmittel und des Transports durch viele Stadien scheint mir an der Kopfarbeit das Operieren mit leichter handhabbaren, übersichtlicheren und zumeist auch weniger kostspieligen Platzhaltern oder Repräsentanten. Dieses Operieren mit Repräsentanten kann zum einen darauf zielen, Praxis möglichst genau wiederzugeben – was immer das heißt –, zum anderen aber auch darauf, sie auf bestimmte Momente zu reduzieren, diese in neue Zusammenhänge zu bringen, die Praxis probeweise in diese Zusammenhänge einzupassen, was auch heißen kann, sie mehr oder weniger grundsätzlich zu verändern, die Wirkung zu

¹ Sobetzko

kontrollieren und eventuell die Praxis neuen Zwecken zu unterwerfen, manchmal auch die Zwecke weiterzuentwickeln. In wissenschaftlicher Kopfarbeit pflegen beide Ziele verkoppelt zu sein. Nichtwissenschaftliche, z.B. poetische Kopfarbeit kann sogar die das Ziel der Faktenadäquatheit bzw. der Faktivität aus den Augen verlieren und sich scheinbar zweckfrei von jeder Praxis im engen Sinne ziemlich weit entfernen.

Eine erste Annäherung an den Bedeutungsbegriff

Ich werde im Folgenden versuchen, so etwas wie Maschinen, Werkzeuge und Gegenstände einerseits, Kommunikation, Herrschaftsverhältnisse und Geld andererseits als Repräsentanten von Bedeutungsarten voneinander zu unterscheiden und als solche funktionell und historisch in Relation zueinander zu setzen. Was man dabei unter Bedeutung verstehen könnte, lässt sich aus dem bisher Ausgeführten zu einem vorläufigen Bild verallgemeinern. In den meisten Sprachen gibt es eine Fülle von Redewendungen, um das zu beschreiben, was unseren Handlungen und Entscheidungen zugrunde liegt, im Deutschen z.B.:

- das brennt mir auf den Nägeln
- das liegt mir am Herzen
- das ist der Dreh- und Angelpunkt
- das ist der springende Punkt
- das gibt den Ausschlag
- das ist mein Anliegen
- das ist von größtem Belang
- das spielt eine maßgebliche Rolle
- das hat hervorragende Bedeutung
- das bewegt mich
- das bedrängt mich
- darum geht es
- darauf kommt es an
- das ist das Wichtigste
- das ist das Entscheidende usw.

Die Kommunikationsprozesse in der Praxis sind von diesen oder ähnlichen Redewendungen durchsetzt. Erstaunlicherweise oder auch bezeichnenderweise haben weder die Alltags- noch die Wissenschaftssprache einen einheitlichen Allgemeinbegriff für das hervorgebracht, was hinter diesen Redewendungen steht und von mir im Folgenden das Entscheidende, das Wichtigste, die Herzensangelegenheit oder vor allem Bedeutung genannt werden soll. Man muss nicht der Überzeugung sein, dass Sprachgemeinschaften einheitliche Allgemeinbegriffe immer da bilden, wo es um die Herzensangelegenheiten ihrer Sprecher/Hörer geht, um das merkwürdig zu finden.

Mag sein, dass obige Redewendungen für die Alltagssprache ausreichen. Dass aber weder Wissenschaft noch Philosophie einen derartigen einheitlichen Allgemeinbegriff hervorgebracht haben, muss besondere Gründe haben. Natürlich gibt es, was man als Antworten auf die Frage nach dem Entscheidenden deuten könnte, in Hülle und Fülle, auch bewusste und glänzend artikulierte. Es fehlt auch nicht an Versuchen, dem eigenen Entscheidenden einen allgemeingültigen Charakter zuzuschreiben. In solchen Zusammenhängen fallen Begriffe wie: Gott, summum bonum, das Absolute,

das Sein, das Prinzip, Axiom usw. Es gibt aber viele Gründe, diesen Begriffen bei der Suche nach einem einheitlichen Allgemeinbegriff aus dem Wege zu gehen. Sie sind zumeist durch bestimmte Denktraditionen vorbelastet. Die Frage nach dem Entscheidenden ist in ihnen - wenn auch manchmal erst auf sehr allgemeiner Ebene - bereits in der einen oder anderen Weise vorentschieden. Insbesondere stehen sie in dem Verdacht, die Lebensverhältnisse von Priestern und anderen Kopfarbeitern wiederzuspiegeln. Wenn mir überdies z.B. ein (e) Geliebte(r) das Wichtigste ist, erweisen sich diese Begriffe in der Regel als reichlich ausgefallene Metaphern. Überspitzt kann man sagen:

Bei wissenschaftlichen Theorien und Philosophien handelt es sich bestenfalls um Rationalisierungen von Vorentscheidungen in der Frage nach dem Entscheidenden. In der Praxis wird diese Frage in der Regel keineswegs in so irreparabler Weise vorentschieden:

Die entscheidende Frage ist doch, was ist hier das Entscheidende.

In der Praxis münden unversöhnliche Gegensätze nicht selten in solch tautologieverdächtige Versuche, bei aller Unterschiedenheit noch eine gemeinsame Basis zu finden. Die Frage nach dem Entscheidenden wird in der Praxis also durchaus in relativ nicht vorentschiedener Form gestellt, aber gewöhnlich fast gedankenlos - so scheint es - nach den Vorstellungen der Mächtigeren, ganz selten einmal allein aufgrund von Argumenten entschieden. Grundsätzlich gestellt wird sie auch hier selten und dann sehr schnell als zu "theoretisch" oder "philosophisch" abgetan.

Um einer vordergründigen Kritik gleich zu Anfang entgegenzutreten: Natürlich ist an einem Entscheidenden ohne größere Relevanz, dass ich es hier als A n t w o r t auf eine kontroverse F r a g e eingeführt habe. Indem ich vom Entscheidenden rede, "unterwerfe" ich es für einen Moment den Gesetzen der Sprache, bette es zum Beispiel ein in ein Frage-Antwort-Spiel, habe damit aber nicht gesagt, dass die Sprache entscheidender ist als irgendein sonstiges scheidendes. Mit sprachtheoretischen Mitteln allein entscheiden zu wollen, ob der Einfluss der Sprache auch nur annähernd so groß ist, wie es Linguisten-Wunschdenken zu behagen pflegt, gehört meiner Meinung nach zu jenen problematischen Vorentscheidungen, wie sie offenbar für Wissenschaftler und Philosophen unvermeidlich sind.

Ich möchte nicht lange dabei verweilen, nach Ursachen zu forschen, weshalb in Praxis und Theorie die Frage nach dem Entscheidenden nicht gründlich genug angegangen wird, weshalb wir entsprechend in keiner Sprache einen einheitlichen Allgemeinbegriff vorfinden. Zumindest auf den ersten Blick scheint mir hier ein Tabuisierungsphänomen vorzuliegen, allerdings von radikalerer Art, als im Bereich von Sexualität und Tod zu beobachten ist. Nach dem Entscheidenden zu fragen, heißt das zur Diskussion zu stellen, was einem eben "am Herzen liegt". Es heißt, die Möglichkeit auch nur zu erwägen, dass dieses "Wichtigste" problematisch sein könnte, dass sich da etwas ändern müsste. Das ist offenbar so bedrohlich, dass es bislang selbst die kritikwilligsten unter den Philosophen - ich nenne nur KANT, MARX, NIETZSCHE und ADORNO - vorgezogen haben, von Fragestellungen auszugehen, in denen die Frage nach dem Entscheidenden schon vorentschieden ist. Sie sehen manchmal sehr klar, dass das Festhalten des Skeptikers an seinem Kritikwillen bereits eine Vorentscheidung in dieser Frage in sich birgt, wenden diese Einsicht dann aber vorschnell ins Positive zugunsten ihrer Herzensangelegenheit, statt - bei aller Liebe zu dieser - die vom Zweifel aufgerissene Wunde genau zu studieren, damit zusammenhängende Erkenntnisse zu sammeln und seine Vorentscheidung auf deren Hintergrund zu beurteilen.

Das lässt sich handlungstheoretisch präziser fassen: Alle lernfähigen Lebewesen - also nicht nur die Menschen - sind in ihren Handlungen geprägt durch meist unreflektierte Vorentscheidungen in der Frage nach dem Entscheidenden. Handlungen enthalten nämlich insofern einen Entscheidungsaspekt, als sie - bewusst oder unbewusst - Handlungsalternativen ausschließen. Mentales und sprachliches Handeln kann sich reflexiv auf den Entscheidungsaspekt solcher Handlungen beziehen, ihn hinterfragen, Alternativen zu ihm entwickeln und probeweise durchspielen, ganz gleich, ob dieses mentale oder sprachliche Handeln auf zukünftiges Handeln Einfluss gewinnt oder nicht. Auch mentales oder sprachliches Handeln enthält aber diesen Entscheidungsaspekt. Was den Kritiker also hätte auszeichnen können, ist gerade nicht sein unbewusstes Streben, das Entscheidende in seinem Kritisierungshandeln aus der Diskussion herauszuhalten, sondern umgekehrt die Prinzipien seiner Kritik aufzudecken, mit anderen zu vergleichen und zur öffentlichen Infragestellung freizugeben. Selbstverständlich erfordert diese Art Aushalten von Zweifeln einen Willen zur Enttabuisierung, zum gnadenlosen Umgang mit dem "blinden Fleck" und dem Liebgewordenen in seinen Überzeugungen, der auch bereit ist, eventuelle sadomasochistische Ursprünge in diesem Aushalten von Zweifeln zu erwägen.

Um es kurz zu sagen: Ich bin felsenfest überzeugt von dem was ich hier schreibe, aber ich bin ebenso rückhaltlos bereit, jedem Zweifel an diesem Geschriebenen nachzugehen. Ich stelle alles in Frage, besonders wenn es sich als unbezweifelbar zu präsentieren versucht, aber ich vergesse dabei nicht, dass ich ein glühender Verfechter meiner Herzensangelegenheit bin. Der Wille zur Selbstrevision differenziert dabei zwischen der Überzeugtheit einer Auffassung und der von ihr zugegebenen Bereitschaft zu Selbstzweifeln. Denn er würde selbst ins Dogmatische abgleiten, wenn er Auffassungen nur ablehnt, weil sie sich dogmatisch präsentieren. Insofern muss auch JASPERS, der wie kein anderer eingeübt hat in das Aushalten der Spannung zwischen Überzeugtheit und Zweifel, sich den Vorwurf der Inkonsequenz gefallen lassen, wenn er etwa FREUD und MARX nur wegen ihres angeblichen Dogmatismus kategorisch ablehnt.

Ich habe mich nach langem Studium entschieden, für das, was ich soeben probeweise "Entscheidendes", "Wichtigstes" oder "Herzensangelegenheiten" nannte, den alltagssprachlichen Begriff der Bedeutung zu verwenden. Es muss sich zeigen, ob auch dieser Begriff noch zu viele Vorentscheidungen in sich birgt.

Der Bedeutungs-begriff entstammt in den meisten Sprachen dem Wortfeld der Zeige- und Kommunikations-handlungen. Noch in der gegenwärtigen Hochsprache kommt ein allerdings veralteter, regional sogar ausgestorbener dreiwertiger Gebrauch von *bedeuten* vor, der in diese Richtung geht:

(1) *Der Kapitän bedeutete dem Steuermann, dass er weiter backbord steuern müsse.*

Vor allem in der Begegnung fremder Sprachen dürfte sich aus diesem ältesten Begriff von Bedeutung ein neuer herausgebildet haben:

(2) *Englisch flesh bedeutet im Deutschen 'Fleisch', aber nur, wenn es lebt.*

Der Begriff der Bedeutung wird in der Alltagssprache aber seit wenigen Jahrhunderten zunehmend in Zusammenhängen gebraucht, in denen diese Herkunft nicht mehr bewusst ist, wie etwa folgender Satz zeigt:

(3) *Ein noch so gut zubereiteter Fisch bedeutet mir nichts.*

Während der erste Bedeutungsbegriff mehr mit "Hinweis" oder "Bezeichnung" paraphrasiert werden könnte, kämen für den zweiten der deutlichere Begriff der "Übersetzung" und für den dritten der der "Bedeutsamkeit" oder "Relevanz" als Synonym in Frage. Ich wähle als Oberbegriff den der Bedeutung, weil er

- . sich leichter mit anderen Begriffen zusammensetzen lässt
- . auch verbal gebraucht werden kann und
- . mühelos zumindest mit Gradbegriffen (nichts, wenig, etwas, viel, alles) verbunden werden kann, die für Entscheidungskriterien als Merkmal unentbehrlich sind.

Die Mehrdeutigkeit von Bedeutung wiegt demgegenüber geringer, weil der sprachliche und der situationale Kontext den Sinn ohnehin fast immer sicherstellen kann. Außerdem lässt sich der dritte Bedeutungsbegriff als Verallgemeinerung des ersten, eventuell auch des zweiten fassen, so dass der erste und der zweite auch durch spezifizierende Zusätze (Zeigebedeutung, Sprachbedeutung) gegenüber dem dritten eindeutig gemacht werden kann. Von der Sache her ist nämlich der dritte Begriff der allgemeinere oder anders gesagt: er hat ein Merkmal weniger.

Statt für den Zentralbegriff meines Konzeptes einen Neologismus zu erfinden, schien es mir verheißungsvoller, den alltagssprachlichen Begriff der Bedeutung aufzugreifen und in Richtung auf das weiterzuentwickeln, was ich oben probeweise "Wichtigstes", "Entscheidendes" oder "Herzensangelegenheit" nannte.

Bedeutung haben hier also nicht nur Wörter, Sätze und Sprechakte, sondern auch Gegenstände und zwischenmenschliche Beziehungen, die Nahrungsquelle eines Einzellers ebenso wie neuronale Vorgänge, die einer Katze die "Schwere" eines Wollknäuels richtig einschätzen lassen. Die diesen Bedeutungsarten gemeinsame Grundstruktur spiegelt sich in der Dreiwertigkeit des Verbums *bedeuten*:

(3) *Mir bedeutest Du etwas.*

Allgemein: Einem *Signifikatoren* ('Zeichenbenutzer') bedeutet ein *Signifikant* ('Bezeichnendes' oder 'Zeichenträger') ein *Signifikat* ('Bezeichnetes'):

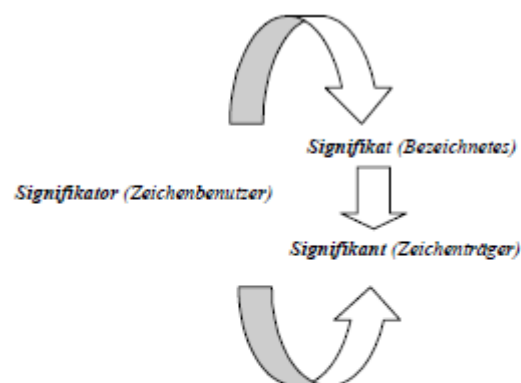


Fig. 1.: Triadische Grundstruktur der Bedeutung

In der Semiotik wird diese Grundstruktur seit PEIRCE 'triadisch' genannt. Die von WITTGENSTEIN begründete Gebrauchstheorie der Bedeutung stellt diese Grundstruktur keineswegs in Frage, wie immer wieder behauptet wird. Sie betont lediglich, dass es weniger der Signifikant (Zeichenträger) ist, der den Sinn des Signifikats (Bezeichneten) steuert. Entscheidend für die Bedeutung seien vielmehr die Regeln, nach denen Signifikatoren ihn benutzen.

Früheren Bedeutungstheorien war das keineswegs selbstverständlich. Die Bedeutung von "es zieht" kann z.B. je nach Verwendungssituation eine Feststellung, eine Aufforderung (z.B. das Fenster zu schließen) oder eine mitleidheischende Bitte sein, allerdings wohl kaum ein Versprechen. Das heißt: Mit dem Lautgebilde bzw. der Äußerung "es zieht" lassen sich sehr unterschiedliche (wenn auch nicht alle) Bedeutungen ausdrücken. Genauer: Im Laufe der Geschichte durch einseitigen Gebrauch eingeschliffene, allgemeine Bedeutungen ("geronnene Bedeutungen") können ziemlich weitgehend durch den Signifikator nach unbewusst beherrschten Regeln auf die Erfordernisse in einer konkreten Situation zugeschnitten, ja sogar umgeprägt werden. Anders: Ihnen können andere Bedeutungen aufgeprägt werden. Ich spreche hier von einem **Bedeutungskomportat** oder allgemeiner von einem **Bedeutungsmutat**: Bedeutungen unterschiedlicher Herkunft und unterschiedlichen Gewichts werden zu einer Gesamtbedeutung zusammengebracht. In der Sprache der älteren Semiotik: Ein Signifikat wird zum Signifikanten einer anderen Bedeutung. In der Sprache der Gebrauchstheoretiker: Bedeutungen werden zueinander in einen Indem-Zusammenhang, eine Simultan- Beziehung gesetzt. Bedeutungen - das impliziert der Begriff des Komportats - leben davon, dass sie von einer Ebene in die andere, von einer Bedeutungsart in die andere "übersetzt", "transportiert" werden können. Dabei gehen der ursprünglichen Bedeutung - auch bei Abstraktionen, Reduktionen, Konturierungen usw. - fast immer nicht nur zumindest Nuancen verloren, sondern ebenso häufig werden ihr neue hinzugesetzt. Da manches sogar verändert wird, spricht man vielleicht besser von einem Kommutat. Dazu später mehr.

Nehmen wir einmal an, Figur (1) bezöge sich auf ein Ereignis. Wäre Figur (1) dann als graphische Wiedergabe eines Ereignisses aufzufassen? Der Begriff 'Wiedergabe' suggeriert, dass von den Bedeutungen des Ereignisses nichts verloren gegangen sei und auch nichts hinzugesetzt geschweige denn verändert würde. Das ist aber offenkundig falsch. Die graphische Zeichnung lässt zumindest fast alles weg, was dem Zeichner nicht bedeutungsvoll genug schien. Andererseits ist jedem Betrachter, der überhaupt den Umgang mit der Bedeutungsart **Zeichnung** erlernt hat, sofort klar, dass es sich hier nicht um das Ereignis selbst, sondern um eine graphische Darstellung handelt, die sich (möglicherweise) auf ein Ereignis bezieht. Die Zeichnung weist also Merkmale auf, die das Ereignis nicht aufweist. Es ist denkbar, dass z.B. Kinder oder Angehörige von Jägervölkern Ereignis und graphische Darstellung verwechseln. Hier liegt dann aber mangelnde Vertrautheit mit der relativen Eigenständigkeit graphischer Darstellungen vor. Im einzelnen dürfte es schwer sein, die Grenze zwischen dem, was von einer Bedeutungsart ('Ereignis') in die andere ('Zeichnung') übertragen würde und dem, was bei diesem Bedeutungstransport verloren gegangen ist bzw. neu hinzukam, genau zu beschreiben. Es müsste dann wohl auch noch ein Unterschied gemacht werden zwischen dem, was grundsätzlich zu einer Bedeutungsart zu rechnen ist und dem, was nur im konkreten Fall auf der einen oder anderen Seite dieser Grenze anzutreffen ist. Es ist zweifellos sinnvoll, der Erforschung dieser Grenze Aufmerksamkeit und Energien zu widmen. Ich halte es an sich für ermüdend, bei jeder Gelegenheit die Vorbehalte gegenüber Fehlentwicklungen aus der Sicht des hier vorgestellten Ansatzes anzumelden. Vielleicht sei aber wenigstens kurz angemerkt, dass ich die Grenzfizierung fast aller neuzeitlichen Forschungsansätze in den verschiedensten Wissenschaften für nicht

weniger problematisch halte als die auf den Mittelpunkt.¹ Beide Fixierungen sind meiner Meinung nach zwei antithetisch voneinander abhängige Seiten ein und derselben Medaille. Im Folgenden wird weiter auszuführen sein, was alles unter Bedeutung zu verstehen ist. Vorerst sei erst einmal festgehalten, dass Praxis meiner Auffassung nach letztlich nur in Bedeutungskategorien beschrieben werden kann. **Praxis** fasse ich allgemein als Ensemble von Bedeutungsarten und -prozessen. Konkrete Praxisbereiche und -felder unterscheiden sich durch spezifische Bedeutungsverhältnisse. Den Vorteil des folgenden Konzepts sehe ich gerade in der zentralen Stellung des Bedeutungsbegriffs. Er scheint mir wie kein anderer als Transmissionsriemen zwischen Theorie und Praxis handhabbar.

Durch das Kernmorphem **port-** mit der Grundbedeutung 'tragen' in Komportat, Transportat, Importat, Exportat, Deportat usw. sowie die entsprechenden Zusammensetzungen mit dem Kernmorphem **mut-** (Grundbedeutung 'ändern') möchte ich zum Ausdruck bringen, dass es sich bei Bedeutungen nicht um statische Größen handelt, sondern um geschichtliche, die lediglich dem Bewusstsein gelegentlich zu einer statischen zu gerinnen scheinen und als solche auch methodisch einfacher zu handhaben sind. Praxis ist zentral nur aus ihrer geschichtlichen Gewordenheit zu begreifen, auch wenn das Bewusstsein dazu tendiert, letztere zu tabuisieren. Es besteht überhaupt kein Anlass, der neuzeitlichen Philosophie in ihrem (durch die Kirchen und Religionen induzierten) Fälschungstrauma und damit ihrer Überbewertung des Bewusstseins und damit der Wahrheitsproblematik als Entscheidungskriterium und der strukturalistisch-positivistischen Ausgrenzung der Diachronie bzw. der Geschichte zu folgen. Im Gegenteil: Es geht mir hier primär erst einmal darum, Bedeutungen logisch-historisch auf den Begriff zu bringen, also nicht nur einfach zu beschreiben, so schwierig schon ein solches Unterfangen wäre, sondern die zu dem Zweck gewählten Zentralbegriffe auch als geschichtstheoretisch stimmig auszuweisen. Geschichtsprozesse wiederholen etwas aber nur äußerst selten. Der mit ihnen verbundene Standardvorgang ist vielmehr der der Änderung. Das Unternehmen scheint vermessen, Praxis bedeutungsgeschichtlich so verstehen zu wollen, dass sie als Besonderung und rückwirkendes Moment in der Evolutions- und Weltgeschichte erscheint. Das ist zunächst sicher nicht ohne eine gehörige Portion Mut zu einer Art Dilettantismus möglich, dem ich an sich unter keinen Umständen das Wort reden möchte. Wir haben es aber im Laufe der letzten beiden Jahrhunderte - gedankenlos in der Informationsflut ertrinkend - versäumt, während die Wissenschaften sich in einem atemberaubenden Prozess spezialisierten, zwischen den Fächern ein interdisziplinäres Basiswissen aufzubauen, das als Sprungbrett zu neuen, realistischeren und weniger willkürlichen Einzelerkenntnissen dienen könnte. Heute, da selbst konservative Kreise die Forderung nach einem solchen interdisziplinären Basiswissen erheben, ist ein derartiger Mangel sogar durch raffinierte Forschungsorganisation sowie hochqualifizierte und heterogen zusammengesetzte Forschungsteams nicht ohne - auch langfristig wirkende - dilettantische Zwischenstufen zu beheben. Ausdrücklich warnen möchte ich allerdings vor Dilettantismen, die lediglich die Methodik ihres Fachs oder einer Forschungsrichtung auf andere Fächer und Problembereiche übertagen. Wenn etwa Konrad LORENZ oder Hermann HAKEN sozialwissenschaftliche Begriffe ("*Aggression*", "*Ordnung*", "*Versklavung*") zur Interpretation ethologischer bzw. physikalischer Phänomene heranziehen, so mag eine derartige Terminologisierung von Metaphern auf den ersten Blick unverfänglich erscheinen. Werden solche Begriffe aber in dieser zurechtgestutzten Gestalt wieder auf andere, womöglich gar in die Ursprungsbereiche übertragen, werden die Methoden, deren Bestandteil sie

¹ vgl. SCHWENGEL, Hermann: Jenseits der Ideologie des Zentrums. Eine strukturelle Revision der Marx'schen Gesellschaftstheorie. Marburg/Lahn. 1978

sind, nicht kritisch hinterfragt, zumindest mit denen im neuen Untersuchungsbereich üblichen nicht einmal verglichen oder konfrontiert, hat man nicht einfach nur die Funktionsweisen von Metaphern verkannt, sondern auch einen durchsichtigen Versuch unternommen, die Methode seines Fachs oder seiner Forschungsrichtung ohne Adäquatheitsprüfung anderen Fächern und Forschungsbereichen aufzuzwingen, ohne eine qualitative Andersartigkeit des Forschungsgegenstandes zu erwarten und ohne das Primat der Methode für diese Fächer zu begründen. Der Umstand, dass ich Linguist bin und das hier vorgetragene Konzept zentral den in der Linguistik verbreiteten Begriff der Bedeutung verwendet, sollte die Leser zu Zweifeln veranlassen, ob hier nicht ein ähnlicher Versuch vorliegt. Mir wäre es nur recht, wenn sich diese Zweifel nicht durch meine Bemerkung beruhigen lassen, dass ich den Bedeutungsbegriff hier - wie erläutert - anders gebrauche als in der Linguistik üblich, ja dass erfahrungsgemäß die Linguisten mit ihm die meisten Verständnisprobleme haben. Ich wünsche mir allerdings die Mitteilung dieser Zweifel und ihrer Gründe.

Die verschiedensten Erscheinungen und Vorgänge können in der Praxis für Menschen und andere Lebewesen von Bedeutung sein. Die folgende Aufzählung ließe sich beliebig ergänzen:

- Hunger
- Durst
- Sex
- Bewegungsfreude
- Erkenntnisdrang
- Umweltfreundlichkeit
- (Glücks)Gefühle, Angst, Aggression
- (verstandesmäßiger) Durchblick
- (bestimmte) Verhaltensnormen
- soziale Beziehungen (Liebe, Freundschaft, Familie usw.)
- Kommunikation
- Arbeit
- technischer Fortschritt
- Ordnung
- Tradition
- Frieden
- Reichtum und Besitz
- Gleichheit
- Freiheit.

Es ist offenkundig, dass zumindest menschliche Praxis unzureichend beschrieben ist, wenn nur einer der genannten Bereiche ausgeblendet bleibt. Was aber ist von höchster Bedeutung? In welchem Verhältnis stehen die Bedeutungen zueinander? Gibt es eine allzeit allgemeingültige höchste Bedeutung, oder wechselt diese je nach Situation und Umgebung? Was bedingt die Geltung einer Be-

deutungsart in einem Praxisfeld? Unter welchen Bedingungen kommt es in einer Praxis zu Koexistenzen, Unverträglichkeiten und Widersprüchen von Bedeutungen? Wie lassen sich Bedeutungsverhältnisse ändern? Wie lassen sich absehbare, allgemein nicht gewünschte Entwicklungen von Bedeutungsverhältnissen ins Positive wenden, aufhalten oder zumindest abmildern? Welche Bedeutungsentwicklungen sind überhaupt zu fördern, welchen wäre zu begegnen? Der Leser wird wissen, dass er mich überfordert, wenn er von diesem Buch verlangt, dass es alle diese und ähnliche Fragen beantwortet. Dennoch, glaube ich, liefert dieses Opus stimulierende Anregungen und manchmal auch kleine Beiträge zur Beantwortung dieser Fragen. Zumindest eröffnet es Richtungen, in die Wissenschaft sich in Zukunft bewegen kann, ohne sich unbewusst oder auf Geheiß im berühmten Elfenbeinturm einzumauern, ohne den in der Praxis Herrschenden sehenden Blickes alle Vorbedingungen für die Entwicklung jenes Stoffs zu schaffen, der dann unbedacht dazu dienen kann, die Welt in die Luft zu sprengen, ohne sie in die Knechtschaft eines Neumittelalters zu zwingen, ohne sie wehrlos zu machen gegen - oder gar freudig streben zu lassen für - die Etablierung von Bedeutungen, die allein den Wünschen und der Zukunft einiger weniger entgegenkommen.

Es ist offenkundig, dass in dem, was als bedeutend bezeichnet wird, Wertungen eine größere Rolle spielen, als sachbezogener Wissenschaft lieb zu sein pflegt, und zwar nicht nur positive, sondern auch negative. Schon die erste Analyse der Verhältnisse in dem Presswerk zeigte uns, dass negativ gewertete Bedeutungen durchaus bewusst im Vordergrund der Aufmerksamkeit stehen können. Die Ansammlung bearbeiteter Natur in dem Presswerk lässt sich nicht einfach aus dem Bewusstsein Betroffener verdrängen. Natürlich aber müssen wir auch mit Bedeutungsarten rechnen, die uns nicht bewusst sind bzw. die wir geringer schätzen, als sie sich später darstellen.

Von Bedeutung sein kann also durchaus etwas, was (fast) alle nicht wollen, dass es von Bedeutung ist, z.B. Krankheiten oder gar Mord oder Krieg. Wenn das aber (fast) alle nicht wollen, entsteht sofort die Frage: Warum passiert es dann doch und warum immer wieder? Es gibt also Bedeutungsarten, die den Individuen gegenüberzustehen scheinen, deren Bedeutungsanspruch sich gegen die Menschen durchsetzen kann, die offenbar überindividuell, gleichsam hinter dem Rücken wirken. Wir müssen also damit rechnen, dass sich in dem, was ein Mensch tut, oder in konkreten Bedeutungsverhältnissen wie dem des Presswerks Bedeutungsarten realisieren, die nicht direkt auf der Hand liegen, die sogar alles an den Rand drängen oder kontraproduktiv durchdringen, was ihm eigentlich von Bedeutung ist. Wie aber ist das möglich? Und in welcher konkreten Beziehung stehen diese verschiedenen Bedeutungen zueinander? Wenn ich im Folgenden in diesen offenkundigen Dschungel von Bedeutungen einige Schneisen und Pfade zu schlagen versuche, wie verhindere ich, dass sich in diesem Tun nicht bestimmte Bedeutungen unkontrolliert durchsetzen, die unter Umständen in letzter Konsequenz sogar in ähnlicher Weise Phänomene und Ereignisse hervorbringen, die (fast) alle nicht wollen?

Zur **Methode** an dieser Stelle nur so viel: ich praktiziere eine Methode erst einmal, bringe sie dann auf einen Nenner, unterziehe sie einer eingehenden Kritik und praktiziere sie - entsprechend modifiziert - neu oder beleuchte sie zumindest von dieser neuen Basis aus. Auf jeden Fall bietet dieser Band eine kritische Einführung in die wichtigsten Praxisforschungsmethoden und darüber hinaus in einen neuen Ansatz, Forschung zu betreiben, nämlich den Bedeutungsansatz. Die Ausführungen dieses Kapitels sollten dem Leser einen ersten Vorgeschmack davon geben.

Bedeutung und Orientierung

Es wäre an dieser Stelle zu früh, die Fachterminologie der Bedeutungswissenschaft, wie ich sie im Auge habe, in extenso vorzustellen und zu begründen. Es geht hier vorläufig nur um die Einführung von Begriffen und Begriffspaaren, die man tentativ gebraucht, bis man glaubt, sie in Beziehung zu anderen setzen und das heißt meistens auch: vereinheitlichen zu können. Es ist keineswegs beliebig, für den Anfang aber nicht sinnlos, z.B. statt von Bedeutung von Orientierung zu reden. In der Fachsprache werden wir diese Begriffe später allerdings unterscheiden müssen. Auch in der Alltagssprache sind sie keineswegs identisch. Wir brauchen die Begriffe nur ins Gegenteil zu versetzen, um jedem die Unterschiede aufleuchten zu lassen: Wer orientierungslos ist, ist darum noch lange nicht bedeutungslos. Zum Bedeutungsumfeld von ‚Orientierung‘ gehört in der Alltagssprache stärker als zum Begriff ‚Bedeutung‘ das Suchen und so etwas wie Fixpunkte. Der Begriff ‚Orientierung‘ birgt also immer in sich die Gefahr, davon abzusehen, dass, wer handelt und d.h. auch wer sich orientiert, schon weitgehend entschieden hat, was von Bedeutung ist. Diese Gefahr ist für Politiker, Werbeleute und Demagogen umgekehrt eine Versuchung, weil diese jemanden leichter für Werte gewinnen können, der sich „noch orientieren“ will, als jemanden, der sich über das Klarheit verschaffen will, was ihn bewegt, was er weshalb für bedeutend hält. Ich behalte diese Gefahr durchaus im Auge. Es scheint mir aber nicht müßig zu sein, einmal tentativ statt von ‚Bedeutung‘ von ‚Orientierung‘ zu sprechen. Diesen Begriff setzen wir seit langem usuell zusammen mit anderen Wörtern etwa zu ‚Wertorientierung‘, ‚Orientierungsmitte‘ und ‚Orientierungsrahmen‘. Komposita wie diese spezifizieren ihre Komponenten. Nicht selten ist ihnen der metaphorische Charakter noch anzumerken. In unserem Fall bilden ‚Mitte‘ und ‚Rahmen‘ sogar antonyme Metaphern, d.h. ein Gegensatzpaar. Diese Begriffe verweisen aufeinander, lassen den Gegenbegriff auch da mitdenken, wo er nicht ausdrücklich genannt wird. Auf den Begriff der Metapher gehe ich später ausführlicher ein. Hier gebrauche ich nur das Metaphernpaar ‚Orientierungsmitte‘ und ‚Orientierungsrahmen‘, um etwas zu vertiefen, was im vorigen Kapitel angesprochen wurde.

Natürlich orientieren sich Lebewesen immer an etwas. Sie halten etwas für bedeutend, nicht nur bei bewussten Entscheidungen, sondern in allen Handlungen, also auch die Orientierungen. Dabei können Menschen nicht umhin, sich auch an Personen und Vorbildern zu orientieren, wenn das auch mit Beginn der Pubertät abnimmt oder doch abnehmen sollte. Wer aber noch heute meist von konservativer Seite von >Wertorientierung< spricht, will das man sich

an „feste“, „ewig gültige“, „unumstößliche“ Werte bindet, Werte, die für ihn nicht zur Diskussion stehen, die er auch durch nichts in Frage gestellt wissen will. Nicht selten macht er solche Werte an den Eltern, manchmal an Lehrern, meist an großen Deutschen fest. In jedem Fall heißt eine derartige Wertorientierung eine wie auch immer geartete, häufig automatisierte, d.h. gedankenlose Einengung der Freiheit seiner Person, aber – bewusst oder unbewusst – gerade auch seiner Mitmenschen. Er baut an einem mehr oder weniger aus- und meist auch einbruchssicheren Gefängnis. Stattdessen kommt es bei nicht retardierter, also relativ ungehinderten Entwicklung im Laufe des Lebens potenziert zu drei Verhaltensweisen: Kritik-Diskussion mit Andersdenken wie mit Gleichgesinnten, genaue Erforschung des Orientierungsrahmens, in dem Lebewesen leben, und nicht zuletzt Hinterfragung der Methoden, diesen zu durchbrechen. Denn wer sich nur als Agent einer Orientierungsmittel versteht, wer nicht zur Kenntnis nehmen will, in welchem Rahmen sich diese Mittel bewegt und wie sie durch diesen bestimmt wurde, wer überdies nicht die Frage nach seiner Berechtigung stellt, wer nach dem Durchbrechen eines Rahmens die Diskussion über den von ihm avisierten alternativen Rahmen direkt oder indirekt abblockt, trägt die als solche nicht durchschaute Maske des Fundamentalisten. Und Fundamentalismus ist eine Variante des Autismus. Wenn man Menschen fragt, wo ihre Grenzen sind, dann denken sie –wenn sie nicht völlig übergeschnappt sind – zunächst an Sex, Hunger, Durst, Schlaf, bzw. an das Gegenteil davon. Die Rede von den Produktions-und Herrschaftsverhältnissen sowie vom Geld deutete aber bereits weitere Grenzen an. Der Rahmen, in dem sich Menschen faktisch bewegen, ist also deutlich enger, durch viele Bedingungen eingeengt, freilich nicht so, dass keine Wahl mehr bleibt, dass alles von der Wiege bis zur Bahre determiniert ist. Totale Determiniertheit oder totale Freiheit lassen sich denken. Wer sie als kontradiktorische Gegensätze fasst, kann diesen gedanklichen Gegensatz allerdings nur zugunsten eines Pols auflösen, d.h. er muss den anderen Pol abwerten („nichten“) bzw. als illusionär behandeln. Die hier auf mehreren Ebenen lauernden Aporien meidet man, wenn man stattdessen das Metaphernpaar ‚Rahmen‘ – ‚Mitte‘ anwendet. In einem wie auch immer gearteten Rahmen, kann man durch eine endliche Zahl von Pinseln, Grundfarben und Helligkeitsstufen Farbtupfer und –striche zu einem Gemälde fügen mit unendlichen Möglichkeiten. Die Geschichte der Malerei vermittelt einen Eindruck von der Varianz der inzwischen realisierten Möglichkeiten, sie täuscht über die unvorstellbare Zahl der nicht genutzten Möglichkeiten hinweg. Übrigens sollte auch das Bild vom Rahmen nicht zu starr ausfallen. Man sollte zumindest auch mit Rahmen in Rahmen und mit offenen Rahmen der unterschiedlichsten Art rechnen. Natürlich ist auch dieses Metaphernpaar, obwohl es deutlich mehr leistet als das von ‚Determiniertheit‘ und ‚Freiheit‘, angesichts der Fülle und Ver-

chiedenheit der Bedingungen und der Orientierungen schrecklich simplifizierend. Wenn hier also in späteren Kapiteln gelegentlich von Bedeutungsrahmen und Bedeutungsmitte die Rede ist, bitte ich das als einfaches heuristisches Mittel zum schnellen Begreifen und also nicht zu wörtlich zu behandeln. Polare Begriffspaare sind die einfachste Art, Bedeutungsverhältnisse zu strukturieren. Nicht in das Bild von Rahmen und Mitte passt der Begriff des Scharniers, andere reden da auch vom Transmissionsriemen. Das dahinter stehende Konzept ist aber unerlässlich. Ich führe es im nächsten Kapitel ein

Der Begriff der Bedeutung in der Praxisforschung

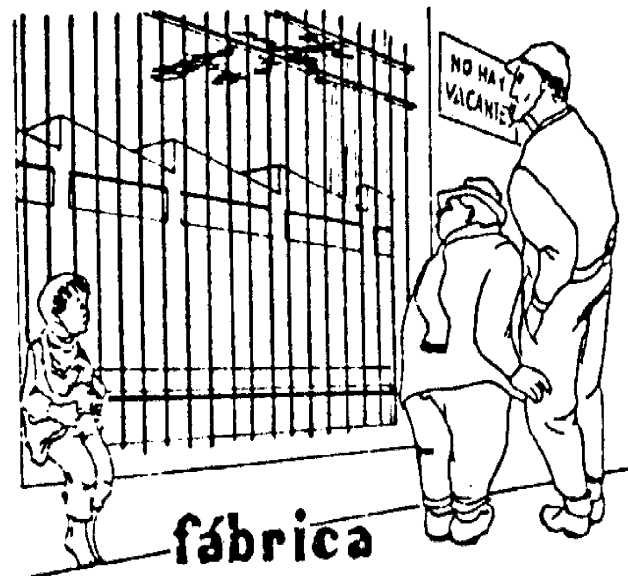
Als Muster für Praxisforschung, für die Verbindung praktischer Tätigkeiten mit wissenschaftlichem Forschen zu einer neuen Praxis, lässt sich die Alphabetisierungsmethode Paulo Freires ansehen. In den 60er Jahren in Brasilien und Chile entwickelt und heute in anderen vor allem afrikanischen Entwicklungsländern wie Guinea-Bissau, Angola und Mozambique eingesetzt, gelegentlich auch in Abwandlungen in der BRD für den Deutschunterricht an ausländischen Arbeitern herangezogen, errang diese Methode Anfang der 70er Jahre zumindest in den pädagogischen Disziplinen den Status eines neuen Paradigmas (zum Folgenden Freire 1971 a, 151f u. AG Freire, 1973, 23f).

Der erste Schritt bei der Alphabetisierung eines Dorfes oder Stadtteils ist bei Freire nicht wie beim strukturalistischen Erstleseunterricht etwa Friesscher Prägung (Linguistics and Reading. New York. 1962) die Aufstellung einer allgemeinen Schrifttheorie und ihre Umsetzung in kleinste Lernschritte, sondern die Erkundung der "gegenwärtigen existentiellen und konkreten Situation" der Analphabeten (Freire, 1971 b, 104). Freire studiert zu dem Zweck nicht nur die Quellen zweiter Hand, sondern organisiert auch informelle Treffen mit möglichst vielen Menschen der Gegend, wirbt freiwillige Mitarbeiter, nimmt am Leben der Menschen teil und hält, was er beobachtet hat, in Notizbüchern fest, insbesondere Eigentümlichkeiten der Sprache auf semantischer, aber auch syntaktischer Ebene, sofern dadurch jedenfalls Charakteristika der Denkweise erfaßt werden können (ebd 125). In besonderen Auswertungszusammenkünften des Freire-Teams und der ortsansässigen Mitarbeiter werden solche informellen Treffen analysiert.

Diese erste Praxisfeldanalyse mündet in der Formulierung von Hypothesen über die wichtigsten Probleme, Schwierigkeiten und Widersprüche, die den Menschen dieser Gegend auf den Nägeln brennen. Anders formuliert: Die Resultate der Erkundigungen, was die in einem Praxisfeld Tätigen als ihr Wichtigstes ausgeben, wird in die materielle Form schriftsprachlicher Bedeutungen transformiert und anschließend in Schlüsselworte verkürzt.

Zu diesen Schlüsselworten werden dann in einem zweiten Schritt Skizzen, Zeichnungen und Fotografien angefertigt (s. Figur 2). Mit anderen Worten: Sie werden in die materielle Form ikonischer Bedeutungen transformiert. Diese stellen Situationen und Szenen dar, die am ehesten mit den Schlüsselworten adäquat assoziiert werden können. Diese ikonischen Bedeutungen von Schlüssel-szenen nennt Freire "Kodierungen". Diese Kodierungen sind so ausgewählt, daß sie nicht zu komplex sind, dennoch verschiedene Dekodierungsmöglichkeiten bieten und sich mit den Kodierungen anderer Schlüsselszenen zu einem "thematischen Fächer" fügen. Das heißt: Die Kodierungen sind

Bestandteil eines ganzen Systems von Kodierungen, das als in sich stimmige Grundlage zum Verständnis der Widersprüche und Probleme der Menschen in der betreffenden Gegend dienen kann. Dieses System nennt Freire "thematisches Universum".



Die ikonische Bedeutung bzw. "Kodierung" des Schlüsselworts *fábrica* (aus AG Freire, 1973, 23)

In einem dritten Schritt wird in "thematischen Forschungszirkeln" zusammen mit den Bewohnern der Dekodierungsprozeß initiiert. Die Diskussionen über die Kodierungen werden auf Tonband aufgenommen. Einige Auswerter des Freire-Teams halten die wichtigsten Reaktionen in Verlaufsprotokollen fest.

Aus der Fülle des so gewonnenen Materials wird dann in einem vierten Schritt die Liste der endgültig zum thematischen Universum gehörigen Themen aufgestellt. Diese Themen nennt Freire "generative Themen". Sofern nicht schon geschehen, werden diese in Kodierungen vergegenständlicht. Diese ikonischen Bedeutungen bilden zusammen mit den schriftsprachlichen Bedeutungen der Schlüsselwörter den Grundstock des didaktischen Materials, mit dem Freire operiert. Die schriftsprachlichen Bedeutungen werden auch nach den Gesichtspunkten der Reichhaltigkeit der Phoneme und des phonetischen Schwierigkeitsgrades ausgewählt. Die Reihenfolge des präsentierten Materials folgt weitgehend diesen Gesichtspunkten. Die diesen Bedeutungen zugrundeliegenden Schlüsselwörter nennt Freire auch "generative Wörter".

Im fünften Schritt arbeitet Freire die Unterrichtseinheiten aus.

In Guanabara (Brasilien) beginnt er z.B. mit dem Schlüsselwort "*favela*" (Slum, Elendsviertel). Er projiziert das Bild eines Slums an die Leinwand, dann das Wort allein: Favela, dann in Silben getrennt: Fa-ve-la. Dann erscheint die phonemische Familie - wie er es im Anschluß an einige Strukturalisten nennt -: Fa - Fe - Fi - Fo - Fu. Diese kontrastiert er dann mit der zweiten Silbe: Va - Ve - Vi - Vo - Vu. Schließlich fügt er noch die der letzten Silbe hinzu: La - Le - Li - Lo - Lu. Die angeführten drei Familien werden dann nochmals auf einem Bild zusammen gezeigt. Sie bilden eine "Entdeckerkartei". Durch Verknüpfung der Silben dieser Kartei entdecken die Lernenden neue Wörter, die sie kennen: z.B. *vela* (Kerze), *luva* (Handschuh), *fefa* (weich) usw. So können die Kurs Teilnehmer sukzessive zunächst unter Anleitung, später eigenständig ihre ganze Umwelt sprachlich erforschen.

80 % der Erwachsenen, die an einem solchen Alphabetisierungskurs teilnahmen, haben in 30 bis 60 Stunden lesen und schreiben gelernt. In Brasilien war schon das vor dem Militärputsch von 1964 ein Politikum ersten Ranges, weil damals nur wählen durfte, wer lesen und schreiben konnte.

Freires Ansatz ist vor allem in der Pädagogik von Projekt- und Aktionsforschern aufgegriffen und verallgemeinert worden. Merkmale wie

- Problematisierung der unreflektierten Abtrennung der Forschung von der Praxis und damit Hinwirkung auf eine partielle "*Rückkehr*" der Wissenschaft zur Praxis, der allerdings eine partielle Freistellung der Praktiker für die Forschung korrespondieren muß
- Relativierung der Ausrichtung der Forschung auf die Produktion von "*Herrschaftswissen*" (Max Scheler) und Schwerpunktverlagerung auf die Bildung von "*Emanzipationswissen*" zur Demokratisierung der Verhältnisse in der Praxis
- *Beteiligung* der im Praxisfeld Tätigen an allen wichtigen Entscheidungen im Forschungsprozeß als vollwertige Subjekte
- Auffassung des Lernens als *Forschungsvorgang*
- Integration von Lernerfahrungen in den *Erfahrungszusammenhang*, in dem die Lernenden stehen

gelten spätestens seit Freire als konstitutiv für jede Art von Praxisforschung.

An Freires Alphabetisierungsmethode ist manches kritisiert worden,¹ darunter vieles mit Recht.

¹ vgl. AG P. Freire, 1973, 24; Autonomie der Arbeiterklasse und Sprachverwirrung. Ästhetik und Komm. 4, 11; Apr. 1973, 38ff; -Gerhardt, 1980

Freire selbst hat die Methode später selbst in Bezug auf andere Sprachen modifiziert. In vielen Sprachen bietet sich z.B. statt der Orientierung an Silben, die als phonetisch bedingte Einheiten nur zufällige Beziehungen zur Bedeutungsebene zulassen, die an Morphemen an, die als kleinste bedeutungstragende Einheiten durch Zusammensetzung weitaus häufiger relevante "Bedeutungserlebnisse" ermöglichen.

Meine Kritik richtet sich demgegenüber hauptsächlich gegen die Vernachlässigung zweier miteinander zusammenhängender Gesichtspunkte:

- die Rekonstruktion der historischen Entwicklung hin zu jener "gegenwärtigen, existentiellen und konkreten Situation", die für Freire Ausgangs- und Mittelpunkt seiner Alphabetisierungspraxis ist
- die Analyse der Bedeutungsformen in dem von ihm sogenannten "thematischen Universum" der betreffenden Menschen.

Zu dem Zweck möchte ich ausgehen von einer Kritik an Freires Zentralbegriff der "generativen Themen".

Der Begriff der "generativen Themen" hat mit dem aus der Geschichte der Linguistik bekannten Begriff der "generativen Grammatik" auf den ersten Blick nichts gemein. Ein eingehender Vergleich mit dem Begriff der Bedeutung bei den generativen Semantikern unter den Transformationalisten (McCawley, Lakoff, Fillmore, u.a.) vermag aber dennoch auf Gemeinsamkeiten zu verweisen, die weit über bloße Strukturähnlichkeiten hinausgehen. Wie Bedeutungen bei den generativen Semantikern als der konkreten Rede zugrunde liegend und sie entscheidend bestimmend ("erzeugend") gedacht werden, so die "generativen Themen" bei Freire als der Handlungsmotivation zugrunde liegend und über diese die engagierte Rede bestimmend. Während die generativen Semantiker ihr Forschungsinteresse aber auf die formalen Regeln der Verbindung von Bedeutungen mit konkreten Sprechakten konzentrieren, gilt Freires Forschungsinteresse den Inhalten der handlungsbestimmenden Bedeutungen.

Freire bleibt in der Exaktheit der Analysemethode weit hinter den Transformalisten zurück. Dennoch lenkt er die Aufmerksamkeit auf einen von den Transformalisten vernachlässigten Aspekt, der meines Erachtens aber am Bedeutungsbegriff von weitaus größerer Bedeutung ist: daß die Bedeutungen, die konkreten Aussagen entnommen werden können, ihrerseits wieder bedingt sein können von zentraleren Bedeutungen, eben jenen "generativen Themen", die um die Dinge kreisen, die die betreffenden Sprecher in einer Subkultur angehen, bzw. auf die es ihnen ankommt. Während die generativen Semantiker die die "Generierung" von sprachlichen Bedeutungen aus solchen dominanteren Bedeutungen meines Wissens nicht mehr thematisieren (zum Begriff der "Situation" s. u.), müssen praxisbezogene Ansätze naturgemäß gerade dieses praxisrelevante Problem in den Mittel-

punkt ihres Interesses rücken. Dabei erweist sich dieses Problem bei näherem Zusehen als weitaus komplizierter, als der Ausdruck "generativ" verrät.

Daß das Problem auch komplizierter ist, als es sich bei Freire darstellt, gibt dieser sogar indirekt zu. Bei den Landarbeitern Nordbrasilens z.B. beobachtet er, daß deren magisches Verhältnis zur Umwelt fast alle zentralen Problembereiche aus ihrem thematischen Universum ausblendet. Das magische Denken, ein Relikt aus der nicht allzu fernen Vergangenheit dieser Stämme als Jäger und Sammler, führt diese Landarbeiter dazu, die kulturellen und technischen Errungenschaften der menschlichen Gesellschaft nicht grundsätzlich von Naturprozessen zu unterscheiden und wie diese als unabänderliche Lebensbedingungen hinzunehmen. Die Schicksalsergebenheit dieser Landarbeiter macht es Freire schwer allein durch Diskussion bei informellen Treffen zu ihren eigentlichen Themen vorzustoßen, weil diese von ihnen nicht als Probleme auch nur gefühlsmäßig empfunden, zumindest nicht artikuliert werden können.

Statt diese Beobachtung aber als Anlaß zu nehmen, die methodischen Grundüberlegungen zu revidieren, leistet sich Freire eine offenkundige methodische Inkonsistenz, die durch seine dezidierte Ablehnung manipulatorischer und spontaneistischer Erziehungspraktiken (Sanchez-Otero, Interview mit Paulo Freire, 1978, 641) keineswegs aus der Welt geschafft wird: Er führt neben den "generativen Themen" noch sogenannte "Scharnierthemen" ein. Im Gegensatz zu den "generativen Themen" sind diese "Scharnierthemen" nicht aus einem Dialog mit den betroffenen Menschen oder aus der Untersuchung ihres thematischen Universums gewonnen. Es handelt sich vielmehr um ungefragt - um nicht zu sagen: im Stile des von Freire allenthalben bekämpften "Bankierskonzepts" der Erziehung - in den Unterricht eingeführte Themenbereiche über Zusammenhänge und übergeordnete Einflüsse, die den dort ansässigen Menschen nicht unmittelbar einsichtig sind, etwa Fragen der nationalen Politik betreffen. Ich möchte mich hier nicht lange bei der Frage aufhalten, ob Freires "Scharnierthemen" lediglich als aus der Zeitnot des Praktikers verständliche Flickschusterei oder als Indiz eines nicht ganz überwundenen guruhaften, wenn nicht patriarchalischen Erziehungsgebarens aufzufassen sind. Mir scheint es lediglich wichtig festzuhalten, daß sich hinter der Einführung von "Scharnierthemen" der Hinweis auf Bedeutungsarten verbirgt, die - obwohl sie eine Gruppe von Menschen zentral bestimmen - von ihnen nicht als solche erkannt werden.

Das problemformulierende Gespräch kann also manchmal nur zum Einkreisen von Oberflächenphänomenen führen, da die Menschen aus verschiedenen Gründen ihre Probleme verbal und/oder gedanklich nicht erfaßt haben. Freires Methode ist nicht in der Lage, Beurteilungskriterien zur Differenzierung von Oberflächen- und Tiefenthemen in einer Subkultur zu ermitteln. Von den Sprechhandlungen kann er lediglich auf "generative Themen" schließen. Er kann die Sprechhandlungen

nur nichthinterfragt als Motivationsgrundlage für alle Handlungen nehmen. Unsere alltägliche Erfahrung aber lehrt uns, daß Menschen gar nicht so selten in ihren Entscheidungen andere Motivationen und Bewertungen erkennen lassen, als aus ihren Sprechhandlungen allein zu entnehmen war. Wenn sich Freire die Mühe gemacht hätte, exakter zu beschreiben, wie er eigentlich im einzelnen zu einem "generativen Thema" gekommen ist, wäre ihm sicher aufgefallen, daß die Probleblindheit der nordbrasilianischen Landarbeiter - wenn auch in unterschiedlicher Form - durchaus auch in anderen Gegenden anzutreffen ist und in anderer Form durchaus auch in hochindustriellen Kulturen begegnet.

Neben der Sprachbedeutung und der Handlungsbedeutung muß es also noch andere Bedeutungsarten geben, die sich gleichsam hinter dem Rücken der durch sie bedingten Menschen durchsetzen. Daß z.B. *fábrica* und *favela* für die Menschen in Guanabara zentrale Bedeutung haben, liegt primär weder an der sprachlichen Überlieferung, die diese Wörter enthielt, noch an der Handlungsmotivation der Menschen, deren Gedanken um diese Bedeutungen kreisen, sondern an Entscheidungen, die fernab in der Zentrale von Konzernen getroffen wurden und sich ihrerseits an Bedeutungsarten orientieren, wie sie der Markt hervorgebracht hat. Der Umstand, daß der Praktiker Freire also genötigt ist, neben den "generativen Themen" "Scharnierthemen" einzuführen, verweist darauf, daß das Bedeutungsproblem ein ziemlich vielschichtiges, und keinesfalls auf den ersten Blick durchschaubares Problem ist.

Ich spreche nicht wie Freire von "generativen Themen". Wie der Gebrauch des Wortes "generativ" in Biologie und Mathematik zeigt, wird mit diesem Ausdruck eine Beziehung als linear und gerichtet beschrieben unter Ausschluß von Rückwirkungen. Das ist aber nur eine von mehreren Möglichkeiten, wie man sich die Beziehung zwischen den Bedeutungsarten vorstellen kann. Selbst die generativen Semantiker, die eine "generative" Beziehung zwischen der sprachlichen Bedeutung und sprachlichen Oberflächenstrukturen postulieren, können dies nur in Bezug auf einen idealen Sprecher/Hörer tun, also in Bezug auf ein gedankliches Konstrukt, das nur für die Entwicklung sprechender Automaten, nicht aber für reale Sprecher/Hörer direkt Wirklichkeitsrelevanz hat. Außerdem weisen die Transformationalisten an mehreren Stellen, etwa bei Reflexiva wie *himself*, selbst darauf hin, daß Lexikoneinheiten sich auf Oberflächenphänomene zurückbeziehen können (vgl. Immler, 1974, 106); dabei wird freilich nicht kritisch thematisiert, wie stark solche "Retransformationen" das Prinzip der Generativität aufweichen. Das Generativitätsprinzip mag ein interessantes Modell sein, weil es die Möglichkeit der einfachen technischen Umsetzung einschließt, für den realen Sprechvorgang ist es aber eher unwahrscheinlich, daß sich so simple Beziehungen feststellen lassen.

Eine Praxisforschung, die aber auf das verzichtet, was Freire "Scharnierthemen" nennt, die lediglich spontaneistisch an den artikulierten Oberflächenbedürfnissen der im Praxisfeld Tätigen anknüpfen will, degradiert sich zu deren Büttel und bringt sich methodisch um die Möglichkeit auch nur der geringsten Bewußtseinsveränderung, kann also in letzter Konsequenz reaktionärer sein als die von ihr abgelehnte, angeblich systemerhaltende, empirische Sozialforschung und die ihr entsprechende Qualifikationspraxis als autokratische Wissensvermittlung. Bei allem Praxisbezug, bei aller Berücksichtigung der Interessen der betroffenen Menschen und bei aller Selbstbestimmung gerade auch in Zielfragen kommt Praxisforschung nicht darum herum, die Frage einer Antwort entgegenzuführen: Wie ist es dazu gekommen, daß es Menschen auf dieses Wichtigste unbedingt ankommt, daß ihnen gerade diese Probleme und Widersprüche als die zentralen erscheinen, und wie berechtigt sind diese Vorstellungen vom Wichtigsten?

Will man diese Frage nach Genese und Geltung der Bedeutungen nicht dogmatisch vor aller Praxisforschung entscheiden, sind im Gespräch mit den betreffenden Menschen gründliche Analysen der Bedeutungen sowohl in dem Praxisfeld als auch in der Gesamtpraxis und ein stringent reflektiertes Gesamtkonzept als Grundlage für Kriterien zur Beurteilung der in einer Praxis begegnenden Bedeutungsverhältnisse zu entwickeln. Es ist klar, daß dieses Gesamtkonzept bei aller Offenheit bzw. Möglichkeit der Selbstrevision, nur von einem ganz bestimmten Standpunkt aus möglich ist. Denn die Frage nach dem Wichtigsten habe ich in jeder Handlung immer schon entschieden. Lernfähige Organismen können nicht handeln, ohne andere Handlungsalternativen auszuschließen. Die Kriterien, die zur Auswahl einer Handlung führen, sind nichts anderes als von den Handlungen abgelöste, separat gespeicherte und als solche zur Handlungsbestimmung bereite Entscheidungen für ein Wichtigstes. Ob diese Kriterien, Normen oder Entscheidungen den betreffenden Organismen bewußt sind, spielt dabei keine Rolle bzw. ist eine andere Frage. Es muß nur klar sein, daß die Entscheidung für einen "neutralen" Standpunkt immer ein Standpunkt ist, der andere ausschließt, also eben nicht neutral ist.

Das Gesamtkonzept ist also primär die Artikulation eines Standpunkts. Andererseits muß aber auch gesehen werden, daß die Artikulation eines Standpunkts die Voraussetzung zu seiner Überwindung ist. Indem ein Standpunkt artikuliert wird, indem er im Dialog oder im Studium überkommener Texte mit anderen konfrontiert wird, erhält er die Möglichkeit, sich zu verallgemeinern und zu revidieren. In diesem Sinne ist das hier vorgelegte Gesamtkonzept nicht nur parteiisch, sondern auch offen. Es hat sich im Laufe der Zeit nicht nur von einem Standpunkt zu anderen weiterentwickelt, sondern es legt es darauf an, sich auch in Zukunft weiterzuentwickeln. Es artikuliert sich parteiisch, als hätte es sich bei einem Standpunkt beruhigt, wehrt sich aber ebenso leidenschaftlich gegen dessen Verkrustung. Es will seinen Standpunkt überzeugend Wirkung verschaffen, liefert ihn aber

ebenso vorbehaltlos und risikofreudig schonungsloser Kritik aus. Entsprechend will es den Leser auch nicht nur für sich einnehmen, nicht nur zur Verallgemeinerung und Revision seines Standpunkts anregen, sondern auch zu einer Artikulation provozieren, die es ihrerseits zur Weiterentwicklung treiben können.

Es ist klar, daß hier sowohl an die Forscher als auch an die Praktiker höchste Anforderungen gestellt werden. Es wäre illusionär anzunehmen, man könnte diesen Anforderungen unter den gegenwärtigen Verhältnissen auf Anhieb auch nur einigermaßen gerecht werden. Die Aufhebung der Trennung von Kopf- und Handarbeit dürfte auf Jahrhunderte hinaus eine Utopie bleiben. Ich glaube aber, es ist schon sehr viel gewonnen, wenn beide in eine reflexivere Beziehung zueinander gebracht werden können.

Der Begriff der Bedeutung in der linguistischen Bedeutungsforschung¹

Die Widersprüche, in die sich Freires Praxisforschung verfängt, erfordern also ein energischeres Herangehen an die Bedeutungsproblematik. Es mutet einen schon etwas merkwürdig an, wenn man die verschiedensten Ansätze praxisbezogener Wissenschaft daraufhin durchsieht und nirgendwo das Bedeutungsproblem zentral thematisiert findet. Man kann ohne Untertreibung sagen, die Bedeutungsfrage ist in der Praxisforschung eine unbedeutende Frage. Durchforscht man umgekehrt die Bedeutungsforschung, so hat man das Gefühl, dass ihr nahezu jeder reflektierte Praxisbezug fehlt. Mehr noch: Auch in der Bedeutungsforschung wird die Bedeutungsfrage in einer Form gestellt, als wäre sie nicht von Bedeutung. Es hat also bis heute zwischen Praxis- und Bedeutungsforschung nicht nur keine nennenswerte Verbindung gegeben; es wird zugleich deutlich, dass eine Verbindung zwischen beiden weitaus mehr sein muss als eine bloße Addition, Verzahnung – oder wie die Metaphern alle heißen. Sie kann eigentlich nur aus einem übergreifenden Gesamtkonzept her geleistet werden.

Bevor ich aber auf ein solches Gesamtkonzept zu sprechen komme, möchte ich – ähnlich wie bei der Praxisforschung – in kritischer Auseinandersetzung mit einem Beispiel linguistischer Bedeutungsforschung den Bedeutungsbegriff von verbreiteten aber unnötigen Fesseln befreien. Die transformationalistische Bedeutungsforschung mit der Variante der interpretativen Semantik (Katz/Fodor, Chomsky u.a.) und der der generativen Semantik (McCawley, Lakoff, Ross u.a.) gehört unter allen linguistischen Richtungen zu denen, die ich nach wie vor zu den verheißungsvollsten Ansätzen rechne, und an der eine fächerübergreifende Bedeutungsforschung noch am ehesten anknüpfen kann.

Wie bei der Praxisforschung hat auch die Kritik an der transformationalistischen Bedeutungsforschung nicht die Funktion einer möglichst adäquaten Würdigung dieses Ansatzes, sondern sie soll dazu dienen, die linguistische Semantik aufzubrechen für den hier vertretenen interdisziplinären Bedeutungsbegriff. Zu dem Zweck orientiere ich mich auch an einer auf den ersten Blick sehr speziellen Arbeit aus den Bereichen von Neurolinguistik und Gedächtnispsychologie. Hier wird nämlich die Beschränktheit des an Lauten gebundenen Bedeutungsbegriffs besonders offenkundig.

¹ Der Text dieses Kapitels wurde 1980 fertiggestellt. 2000 geringfügig korrigiert.

Bierwisch, der als der Vater der deutschen Transformationslinguistik und international als der namhafteste deutsche Vertreter dieser Forschungsrichtung gilt, konzentriert sich seit über einem Jahrzehnt auf neurolinguistische und psycholinguistische Fragestellungen, die vor allem für das Studium der Transformation der Bedeutungen von einer materiellen Form in eine andere interessant sind.

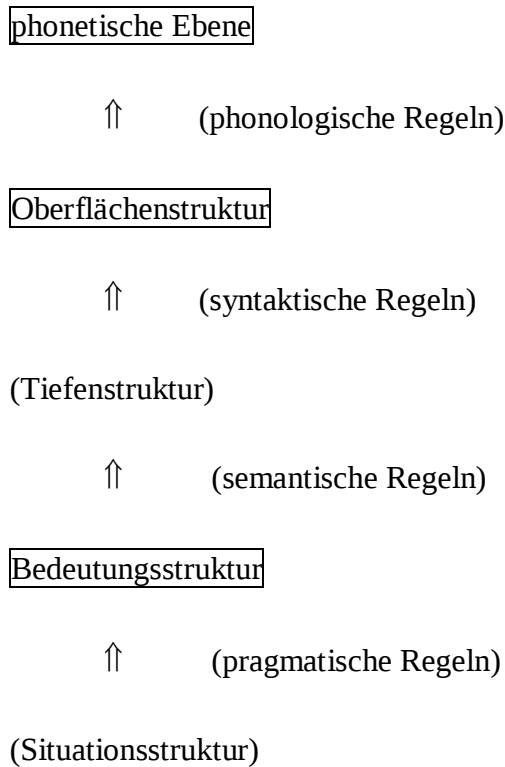
Die Praxisforschung war von Anfang an als neues wissenschaftliches Paradigma konzipiert. Die Bedeutungsforschung hat sich demgegenüber immer in den Bahnen der linguistischen Normalwissenschaft bewegt. Das gilt auch für die generative Semantik, deren Neuerungen gegenüber dem primär an der Syntax orientierten Standard-Modell der Transformationsgrammatik von seinem Begründer Chomsky mit einem gewissen Recht als in letzterem angelegt relativiert wurde (Chomsky, 1972, 192 u.ö.). Bestenfalls bestehen sie in Schwerpunktverlagerungen und Vereinfachungen. Bierwischs Aufsatz "Sprache und Gedächtnis", von dem ich hier ausgehe, sollte man entsprechend auch nicht als Innovationsleistung, sondern eher als Einführung in die Problematik lesen.

Bierwisch geht aus von Tulvings Unterscheidung zwischen episodischem und semantischem Gedächtnis (Tulving, 1972), die dem Umstand Rechnung trägt, der in einer Reihe von psycholinguistischen Experimenten erhärtet wurde, dass Versuchspersonen bei der Erinnerung einfacher Wortlisten ganz andere Prozesse vollziehen als bei der ganzer Sätze. "Episodisch" (griechische Grundbedeutung: "Einschießel") nennt Tulving ein Gedächtnis, das sich auf Ereignisse bezieht, "die, obwohl Teil größerer Serien, verschieden und getrennt sind" (1972, 385 Anm. 2). Es speichert sie auf Grund ihrer raumzeitlichen Relationen in biografischem Erfahrungsbereich zueinander. Das semantische Gedächtnis dagegen fixiert "von der lokalisierten Erfahrung ablösbare Merkmalstrukturen und Zusammenhänge". Diese sind weitgehend an Sprache gebunden. Chomskys Sprachkompetenz wird entsprechend als "Teilsystem des semantischen Gedächtnisses" diskutiert (ebenda), dem Tulving und Bierwisch aber auch nichtsprachliche Bedeutungsbeziehungen wie das Wissen über die Arbeitsweise von Telefonen zurechnen.

Wir werden sehen, dass diese Erweiterung des Sprachkompetenzbegriffs zum semantischen Gedächtnis fruchtbarer ist als die der Pragmatiker zur "kommunikativen Kompetenz". Nur nebenbei sei hier angemerkt, dass Tulving und Bierwisch unter dem Begriff "semantisches Gedächtnis" zwei Bedeutungsarten zusammenrücken, die – meines Wissens unabhängig – bislang lediglich Holzkamp (1973, 105ff) als Gegenstands- und Symbolbedeutung zusammengesehen hat. Dazu später mehr.

Die Transformationsgrammatik fasst Sprache im allgemeinen als ein Quadrupel (ein Funktionsgebilde aus vier Größen) auf: phonetische Repräsentationen, Oberflächenstrukturen, Tiefenstrukturen, semantische Strukturen. (Chomsky, Deep Structure ..., 1971, 187). Ich vernachlässige hier den Um-

stand, dass Chomsky selbst inzwischen vor allem die Unterscheidung von Oberflächen und Tiefenstruktur aufgegeben hat. Die generativen Semantiker weichen von diesem Schema insofern ab, als sie syntaktische Tiefenstrukturen und semantische Strukturen ineinssetzen und manchmal – so auch Bierwisch – noch Situationsstrukturen darüber hinaus annehmen. Die vier bzw. fünf Ebenen der Sprache werden hier als einander überlagernd gedacht:



Figur 3.1: Die Strukturebenen der Sprache aus transformationalistischer Sicht.

Sätze stellt man sich als aus der Bedeutungsstruktur (und manchmal der Situationsstruktur) erzeugt bzw. "generiert" vor. diese Generierung geschieht durch Transformation. Das Hauptinteresse der generativen Semantiker gilt dabei den Regeln der Transformation von der Bedeutungs- oder manchmal auch der Begriffstruktur zur Oberflächenstruktur. Die Versuche, die Situationsstruktur zu präzisieren, blieben bislang "provisorisch" (so Bierwisch, 1977, 146). Die Transformationen bewirken durchweg eine Komplexitätsreduktion. (Chomsky, 1976³, 116 spricht von der *filtering function* der Transformationen.) Man geht dabei von der Auffassung aus, dass das Gedächtnis hoffnungslos überlastet wäre, wenn es Sätze, Wörter, Bedeutungen und Situationen getrennt und beziehungslos speichern müsste. Vielmehr würde alles dafür sprechen, dass diese scheinbar beziehungslosen Sprachphänomene schon auf der Bedeutungsebene als aus relativ wenigen Komponenten bestehend zu denken seien, aus denen dann ihre Vielfalt in jeder Sprachsituation neu generiert werden könne.

McCawley¹ war in der Geschichte der generativen Grammatik der erste, der – einige Anregungen von Gruber² aufnehmend – am Beispiel des Kausativums *kill*, das im Englischen die gleiche Distribution aufweist wie im Deutschen *töten*, Wörter wie Sätze als aus Komponenten zusammengesetzt analysierte. Diese Komponenten in der Tiefenstruktur von Wörtern nannte er "semantische Primitive". Töten bestünde nach ihm aus den Primitiven tun, Ursache, werden, nicht, lebend.

Diese semantischen Primitive lassen sich auf unterschiedliche Weise zu Bedeutungskonstituenten von *töten* zusammensetzen, also $tun \wedge Ursache \Rightarrow bewirken$

$nicht \wedge lebend \Rightarrow tot$

$werden \wedge nicht \Rightarrow aufhören$

$bewirken \wedge werden \Rightarrow machen$

$werden \wedge tot \Rightarrow sterben$

$aufhören \wedge lebend \Rightarrow sterben$

$bewirken \wedge sterben \Rightarrow töten$

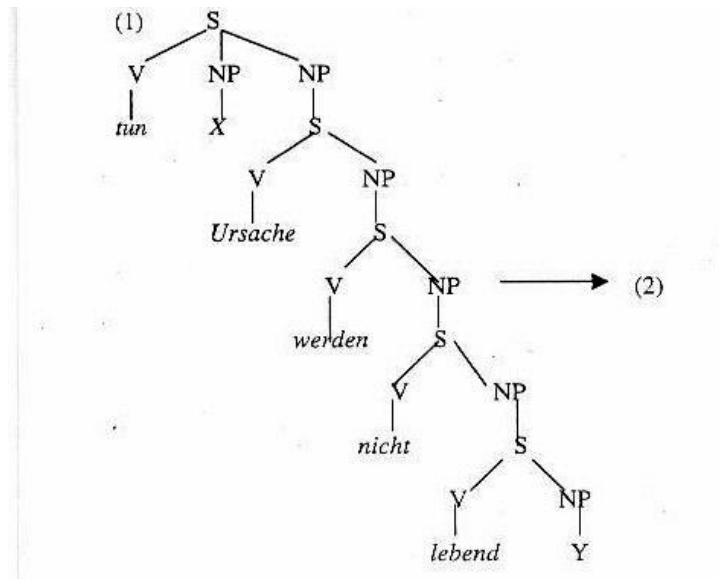
$machen \wedge tot \Rightarrow töten$

Die Prozedur, die die semantischen Primitiven aus der Tiefenstruktur sukzessive in die Oberflächenstruktur *töten* überführt, nennt McCawley "Prädikatshebung". Was er darunter versteht, lässt sich am besten durch Baumdiagramme veranschaulichen (s. Figur 3.2).

Die hierarchischen Beziehungen zwischen den semantischen Primitiven werden in dieser Figur durch die Anordnung auf verschiedenen Ebenen zum Ausdruck gebracht. Durch Prädikatshebung wird Figur 3.2 (1) in Figur 3.2 (2) überführt, die durch eine weitere Prädikatshebung z.B. in Figur 3.2 (3) transformiert werden kann. Wie bereits oben angedeutet, kann man auf verschiedenen Wegen durch Prädikatshebungen zur Oberflächenstruktur töten gelangen.

¹ McCawleyJames: Grammar and Meaning. Tokyo 1973

² GruberJeffrey: Studies in Lexical Relations. Boston 1965



Figur 2.2 (1): Die Relationen der semantischen Primitive von *töten* (nach McCawly)

Erläuterungen:

S: Satzsymbol

V: Verbsymbol

NP: Nominalphrase

X: Subjekt

Y: Objekt

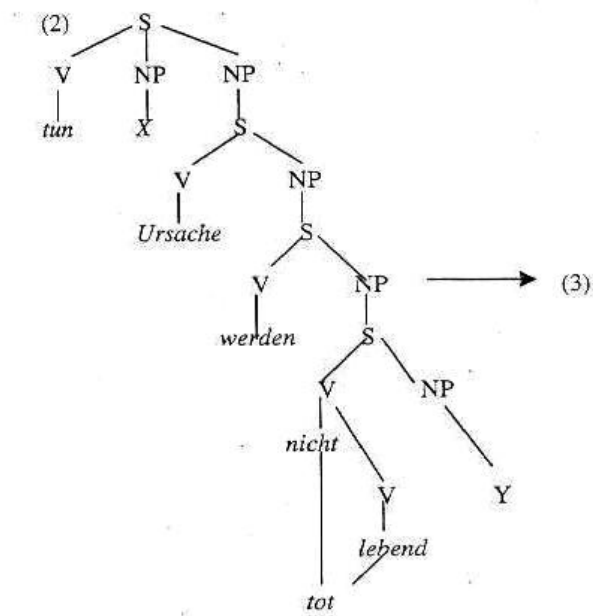


Fig. 2.2 (2)

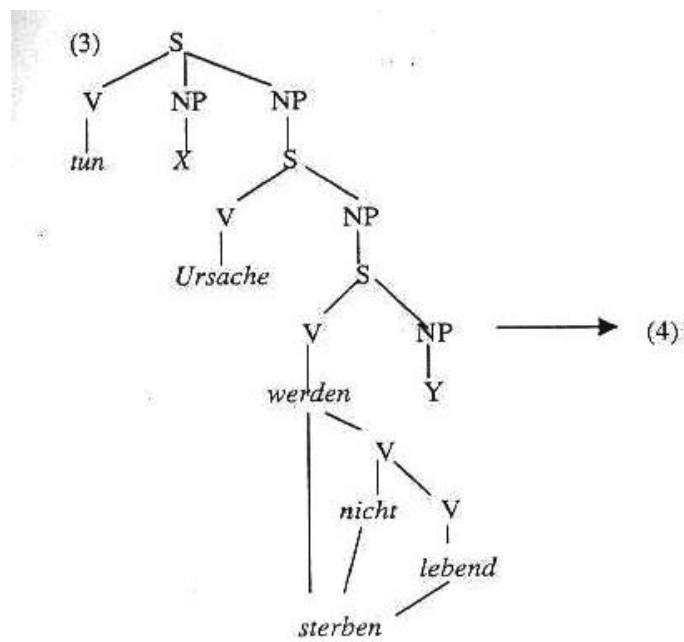
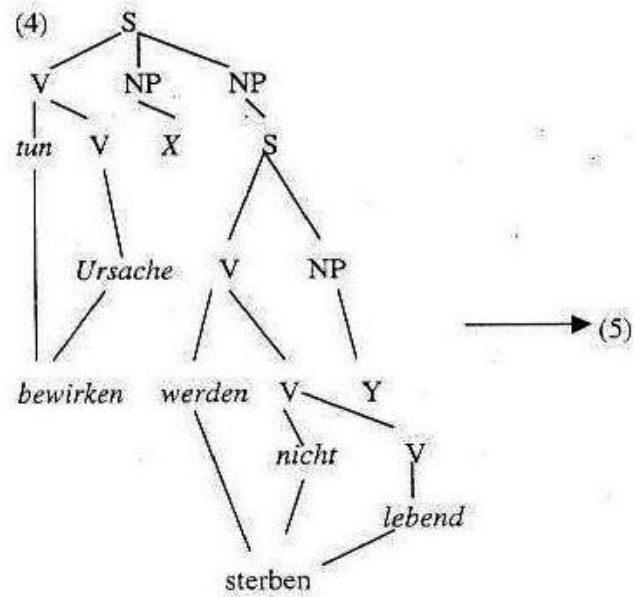
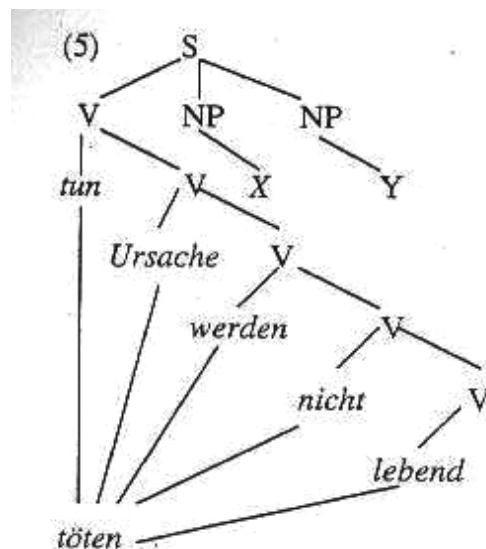


Fig. 2.2 (3)



Figur 2.2 (4)



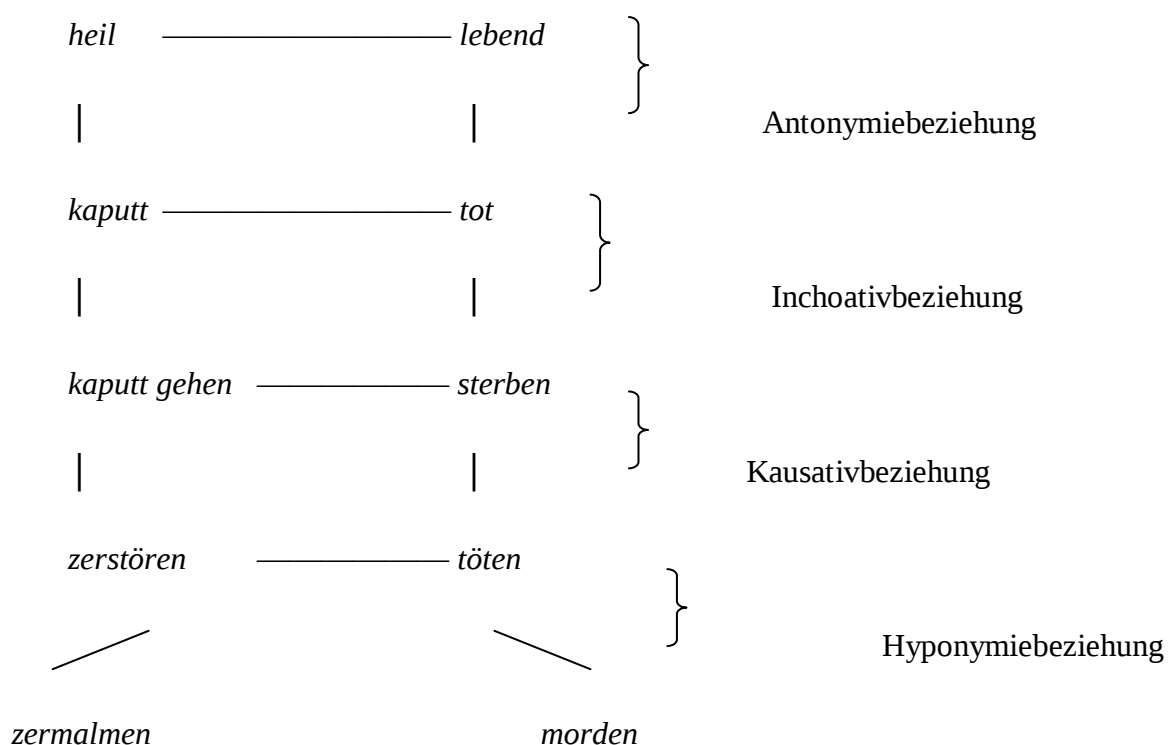
Figur 2.2 (5)

Eine Paraphrase, die alle in diesem Ausdruck vorkommenden semantischen Primitiven explizit nennt, müsste nach dieser Komponentenanalyse etwa so lauten

X tut etwas und das ist die Ursache dafür, dass Y nicht lebend wird.

Man unterscheidet in der Linguistik lexikale und produktive Kausative. (Shibatani, 1976, 7). Die produktiven Kausative sind auch an der Oberfläche als aus primitiven Elementen zusammengesetzt erkennbar, z.B. *bewirken zu sterben* oder *totmachen*. Die lexikalen Kausative sind demgegenüber an der Oberfläche nicht grundsätzlich von Verben anderer Art unterscheidbar. Nicht selten sind sie spezifizierter als die produktiven. So hat man McCawley mit einem gewissen Recht vorgehalten, dass *töten* spezifizierter ist als *bewirken zu sterben* (vgl. Shibatani).

töten bildet zusammen mit *sterben*, *tot* und *lebend(ig)* eine Nuklearkette, deren Glieder in logischer Beziehung zueinander stehen. *Lebend(ig)* und *tot* sind Antonyme (Gegensätze). *sterben* steht zu *tot* in Inchoativbeziehung ("Übergang") und *töten* zu *sterben* in Kausativbeziehung ("Verursachung"). Es gibt im Deutschen eine Menge analog konstruierter Nuklearketten, die auch logisch exakt beschreibbare Querbeziehungen aufweisen können. Zwischen der Nuklearkette *lebend(ig)* und *heil* besteht z.B. eine Hyponymiebeziehung ("Unterordnung") (s. Figur 3.3).



Figur 3.3: Die logischen Beziehungen zwischen *lebend*, *tot*, *sterben*, *töten* und *morden* einerseits und *heil*, *kaputt*, *kaputt gehen*, *zerstören* und *zermalmern* andererseits.

Von *lebend(ig)* und *heil* kann man wieder direkt Inchoativa (*lebendig werden, heilen* intransitiv ableiten, zu denen wiederum Kausativa (*beleben, heilen* transitiv) gebildet werden können. Hyponyme gibt es zu jedem Knoten in diesem Bedeutungsnetz in Hülle und Fülle. Allein zu *sterben* hat man im Deutschen über 500 Hyponyme gezählt, zu *töten* gibt es über 100 (vgl. Rosenthal, Totsein... 1971). Die Hyponyme sind gegenüber den Hypernymen in der Regel spezifiziert. So ist bei *morden* gegenüber *töten* das Subjekt spezifiziert durch die Merkmale + MENSCHLICH, + INTEND, + GEPLANT und – OFFEN. Die Spezifikationen können z.T. sehr weit gehen und eine Fülle von Merkmalen betreffen. Bei *hinrichten* ist z.B. nicht nur das Subjekt durch Merkmale wie + LEGITIM spezifiziert, sondern auch das Objekt als DURCH RICHTERSPRUCH VERURTEILT und sogar das Verb insofern spezifiziert, als zumindest bestimmte Tötungsarten ausgeschlossen, meistens andere verbindlich vorgeschrieben sind.

Diese Beschreibung eines Teilausschnitts eines Bedeutungsnetzes dürfte genügen, um die Komponentenanalyse der generativen Semantik einigermaßen zu verdeutlichen. Ein Bedeutungsnetz besteht aus dreidimensional zueinander in Beziehung stehenden Kanten und Knoten. Die lexikalischen Einheiten bilden die Knoten, die Relationen zwischen ihnen die Kanten. Die Bedeutung eines Wortes wäre nach der generativen Semantik durch die Stellung eines Knoten oder Knotenkomplexes innerhalb dieses Netzes zu bestimmen. Die elektrochemischen Prozesse, die den Gehirnaktivitäten zugrunde liegen, werden von der Neurologie ebenfalls als Netzstrukturen beschrieben. Man spricht dort von neuronalen Netzen oder Mustern und ihnen überlagerten Bedeutungsstrukturen (vgl. Bensch, 1977).

Bierwisch erwähnt psychologische Forschungen, die "die typischen Erscheinungen freier Wortassoziation auf der Grundlage solcher Komponentenbezeichnungen interpretieren" (1977, 132). Der Ansatz ist also nicht nur mit neurologischen, sondern auch psychologischen Forschungsergebnissen verträglich.

Durch semantische bzw. syntaktische Regeln wird nach Vorstellung der generativen Semantiker die Bedeutungsstruktur in die Oberflächenstruktur transformiert. Im Gegensatz zur Bedeutungsstruktur kann die Oberflächenstruktur mehrdeutig sein, z.B.:

(5) *Die Musik wurde von Peter Kreuder abgeschrieben*

Dieser Satz geht auf zwei unterschiedlichen Bedeutungsstrukturen zurück: in der einen ist Kreuder der Abschreibende, in der anderen ist seine Musik Vorlage der Abschrift. Umgekehrt können in der

Oberflächenstruktur hochkomplexe Bedeutungsstrukturen durch ein Wort wiedergegeben werden (s.o. das Beispiel *töten*). Durch spezifische phonologische Regeln, die die Bedingungen der Möglichkeit der Produktion und Kombination von Phonemen in einer Sprache beschreiben, wird die Oberflächenstruktur schließlich in vom Hörer dekodierbare Schallwellen umgesetzt.

Es ist der Verdienst der Transformationsgrammatik im Unterschied zu fast allen anderen linguistischen Richtungen, von Anfang an die Frage nach der materiellen Grundlage der verschiedenen sprachlichen Strukturebenen thematisiert und erforscht zu haben. Die in letzter Zeit energisch vorangetriebenen Versuche der Neurowissenschaften, den Zusammenhang zwischen psychischen und neuronalen Vorgängen mit exakten Methoden aufzuhellen, werden von keiner linguistischen Richtung so intensiv unterstützt und empfangen von keiner so wichtige Impulse wie von der transformationalistischen. Die Kooperation zwischen Neurologen, Psychologen und Linguisten in den USA, (dokumentiert etwa in dem Band von Klix und Donaldson) und der DDR (dokumentiert in dem Band Klix und Sydow) haben bereits jetzt zu ermutigenden Ergebnissen geführt. Auch wenn der transformationalistische Ansatz in der Neurologie in letzter Zeit deutlich an Boden verliert – sein Hauptvertreter Whitaker hat ihn inzwischen hinter sich gelassen –, so besteht überhaupt kein Zweifel daran, dass er zu jenen erklärungsstarken Ansätzen gehört, die sich für neuere Forschung als Vergleichspunkt anbieten.

Mit meiner Kritik möchte ich bei einer scheinbaren Nebensächlichkeit ansetzen: bei dem Begriff der Situationsstruktur, der ja nicht einmal in allen Modellen der generativen Semantik vorkommt und auch in diesen meist nur die Rolle der Restkategorie spielt. Man hat fast den Eindruck, als wollte man hier der Pragmatik eine Anschlussstelle offen lassen.

Bransford u.a. (1971) gehen z.B. von der Annahme aus, dass Sätze gar nicht als sprachliche Einheiten im Gedächtnis behalten werden, sondern nur als Ausgangspunkt für den Aufbau einer entsprechenden Situationsdarstellung im Gehirn. In verschiedenen Experimenten versuchen sie nachzuweisen, dass Erkennungs- und Reproduktionskonfusionen auch bei Sätzen vorkommen, die verschiedene semantische Strukturen aufweisen, aber sich auf gleiche Situationen beziehen. (Vgl. das Referat bei Bierwisch, 1977, 142f)

Bransford u.a. /1972) und Kintsch (1974) haben nachzuweisen versucht, dass die derart angesetzte Situationsstruktur Aussagen ermöglicht, die die Eingabesätze nicht enthalten. Sie führen das darauf zurück, dass für die Situationsstruktur auch bereits vorhandener Gedächtnisbesitz berücksichtigt wird. Bedeutungen von Sätzen werden zusammen mit letzterem in die Situationsstruktur integriert. In diesem Ansatz erhält die Situationsstruktur also sogar dominierenden Charakter.

Kintsch (1974) konstruiert z.B. Sätze wie folgende:

(6) *A burning cigarette was carelessly discarded.*

The fire destroyed many acres of virgin forest.

Die Zustimmung zu dem Schluss *The burning cigarette caused the fire* erfordert in entsprechenden Experimenten signifikant längere Reaktionszeiten als bei Sätzen, in denen die Ursache des Feuers explizit genannt wurde. Daraus schließt Bierwisch (1977, 143) auf zusätzliche neuronale Operationen und führt diese auf die Existenz einer Situationsstruktur zurück.

Diese Folgerung ist in mehrfacher Hinsicht fragwürdig. Zum ersten gibt es in der Rhetorik die Auslassungs-Stilfiguren. Die *Aposiopese* kann sich dabei sogar auf ganze Sätze beziehen. In der Auslassung von Sätzen kann sich also ein bewusstes Sprachverhalten ausdrücken. Zweitens ist überhaupt nicht einzusehen, warum sich Filter- und Tilgungsoperationen nur auf Morpheme, Wörter, Satzteile oder auf eingebettete Sätze und nicht auf selbständige Sätze oder sogar Textabschnitte beziehen sollen. Die längere Reaktionszeiten kann man einfach auf die Schwierigkeiten, Getilgtes zu erraten, zurückführen. Diese Schwierigkeiten korrespondieren im übrigen die Schwierigkeiten der Linguisten, die genaue Bedeutung der ausgelassenen Sätze und Textabschnitte zu ermitteln. Drittens lassen sich getilgte aber erschließbare Inhalte denken, die so abstrakt sind, dass überhaupt kein Bezug zu einer Situation mehr hergestellt werden kann. So ist es z.B. in der Mathematik üblich, routinemäßige Gedankenschritte, deren Bekanntheit unter Fachwissenschaftlern vorausgesetzt werden kann, oder die relativ leicht zu lösen sind, dem Leser zu überlassen. Muss man diese dann auch auf eine "Situationsstruktur" zurückführen?

Die Lexikalistinnen unter den Transformationalisten könnten hier übrigens einwenden, dass bei *fire* auch anaphorische Deixis vorliegen kann, insofern es semantische Merkmale von *burning* wieder aufnimmt. Bei der anaphorischen Deixis geht es um sprachliche Ausdrücke, die auf den sprachlichen Kontext eines Satzes referieren. In den Sätzen

(7) *Picasso has left Paris.*

The painter went to his studio on the Mediterranean coast.

sind *painter* und *his* deiktische Ausdrücke, die auf Picasso verweisen. (Bellert, 1972, 15). Ähnlich kann man in Beispiel (6) *fire* auf *burning* beziehen.

Es gibt aber andere Beispiele, in denen das Vorliegen von anaphorischen Deixis nur sehr schwer nachgewiesen werden kann.

(8) *Der alte Pipe wollte nachschauen, ob Benzin im Kanister war.*

Er suchte ein Streichholz.

Die Beerdigung ist übermorgen

Mir jedenfalls erscheint es aussichtslos, den Merkmalskatalog eines Lexikons so kontextsensitiv zu machen, um damit Relationen wie die von Benzin – Streichholz – Beerdigung – in (8) hinreichend beschreiben zu können.

Die Transformationsgrammatik betont allenthalben das Kreativitätsprinzip der Sprache, nach dem man von endlichen Mitteln unendlichen Gebrauch machen könne. Die Lexikalistinnen unter den Transformationalisten geraten unausweichlich in Gegensatz zu diesem Prinzip, wenn sie beanspruchen, die unendlichen möglichen Gebrauchsweisen und Kontexte in einem endlichen Lexikon beschreiben zu können.

Der Situationsbegriff wird in die Transformationsgrammatik eingeführt aus der richtigen Erkenntnis heraus, dass sich die Bedeutung von Sprechhandlungen nicht in einer Lexikonbedeutung erschöpft, sondern zu einem wesentlichen Teil durch den Kontext konstituiert wird. (vgl. Fischer-Lichte, 1979, 53 u. ö.) Die lexikale Grundbedeutung setzt lediglich einen sehr allgemeinen, meist nicht exakt definierbaren Rahmen. Erst durch ihren Bezug auf den Kontext kommt es zu einer einigermaßen eindeutigen und verständlichen Gesamtbedeutung, die im übrigen durch metakommunikative Sprechakte weiter eingengt und präzisiert werden kann. Lexikonbedeutung und Kontext sind also wie zwei gegensätzliche Pole spannungsreich aufeinander bezogen. Insofern scheint die Einführung des Situationsbegriffs sogar unabdingbar. Der Situationsbegriff erkennt aber vor allem den erkenntnistheoretisch unbestrittenen Umstand, dass an Situationen nur das erkannt wird, was (im hier stets verwendeten interdisziplinären Sinne) Bedeutung hat. Freire ging ja bezeichnenderweise auch aus von der "*gegenwärtigen existentiellen und konkreten Situation*" (s. o. S. 7 (1)) und beschäftigte sich nachher nur noch mit den Bedeutungen, die er im Begriff der "*generativen Themen*" zusammenfasste.

Die Transformationsgrammatik verdeckt sich also durch die Einführung des Situationsbegriffs den Blick für den sehr wichtigen Umstand, dass es nicht möglich ist, den Charakter von Bedeutungsstrukturen allein vom Laut her zu erfassen. Ähnlich wie in der Praxisforschung die Scharnierthemen

eine theoretische Inkonsequenz darstellen, so der Situationsbegriff in der linguistischen Bedeutungsforschung. Der Situationsbegriff ist sinnvoll verwendbar, wenn man sich bewusst bleibt, dass die im Zentralnervensystem repräsentierte Situation als durch die jeweils dominante Bedeutung geprägte Synthese der in einem raumzeitlichen Bereich gegebenen Bedeutungen (in dem hier vertretenen weiteren Sinne) restlos wenn auch umständlicher beschrieben werden kann.

Man muss also den Bedeutungsbegriff der Transformationalisten aus seiner Reduktion auf das, was noch auf Lautäußerungen zurückgeführt werden kann, befreien. Eine solche Eingrenzung widerspricht übrigens auch der Definition vom "semantischen Gedächtnis", die oben S. 16f referiert wurde. Danach sind darunter auch explizit nichtsprachliche, begriffliche Bedeutungsstrukturen zu verstehen.

Die linguistische Begrenzung des Forschungsinteresses auf Lautäußerungen – klassisch die Formulierung bei Chomsky:

Wer eine Sprache gelernt hat, hat ein System von Regeln erworben, die Laut und Bedeutung in einer bestimmten genau definierten Weise verbinden. (1970, 184)

- lässt alles durch dieses fachwissenschaftliche Raster fallen, was nicht auf Phoneme zu beziehen ist. Sie legt dem Linguisten nahe, die diesen zugrunde liegenden Bedeutungen ebenso klar abgrenzbaren Bereich zuzuweisen. In der Transformationslinguistik wird dieses Problem unter dem Stichwort "*Bedeutungserhaltung*" abgehandelt. (vgl. Partee, 1972) An der Annahme der Bedeutungserhaltung halten die meisten generativen Semantiker fest, weil der Bedeutungsbegriff sonst entgrenzt und damit auch technisch nicht mehr fassbar zu werden scheint. Diese Annahme ist aber durch nichts begründet und hat unnötige Komplikationen bezüglich des linguistischen Grundmodells zur Folge. Gerade wenn man den Zusammenhang zwischen Bedeutungen und neuronalen Netzen bzw Mustern ergründen will, können sich solche unkontrollierten Prämissen zu ausgesprochenen Forschungshemmnissen entwickeln. Vorläufig hat jedenfalls kein Forschungsergebnis den Anlass dazu gegeben, Bedeutungen im Zentralnervensystem nur auf sprachliche Funktionen zu beschränken. Bierwisch selbst weist darauf hin, dass Situationsstrukturen "*prinzipiell vom gleichen Charakter wie semantische Strukturen*" sind. (1977, 144f)

Schon Bloomfield (1933) hatte seine Bedeutungsfeindlichkeit mit der Angst begründet, Bedeutungsforschung könnte in eine "*Enzyklopädie*" (Kiefer, 1972, VII) münden. Diese Angst hat die gesamte Linguistik, gerade auch die Semantik, bis in unsere Tage beherrscht.

Das von Meringer und Schuchardt um die Jahrhundertwende entworfene Programm "Wörter und Sachen" sitzt dabei den Linguisten offenbar als abschreckendes Beispiel tief im wissenschaftsgeschichtlichen Bewusstsein. Jeder Hypothese die den Weg in diese Enzyklopädie zu erübrigen verspricht, gilt noch heute als "starke Hypothese" (Partee 1972, 397). Wissenschaftstheoretisch begründet werden kann diese Reduktion eines Forschungsgegenstandes auf das, was mit den Methoden einer einzelnen Fachwissenschaft untersucht werden kann, bestenfalls auf dem Boden eines bornierten Positivismus. Gegenwärtig erweist sich dieser fast willkürliche Reduktionismus vor allem in seiner dogmatischen Variante als Hindernis für eine Kooperation mit anderen, speziell den Neurowissenschaften. Er ist eine Hauptursache für die Isolierung der Linguistik an den Hochschulen. Der Situationsbegriff wird in der generativen Semantik zunehmend diskutiert, weil der die These von der Bedeutungserhaltung nicht antastet.

Damit ist nicht nur der Begriff der Bedeutung unnötig eng gefasst, sondern auch der der Transformation. Der Transformationsbegriff ist noch zu sehr am Bilde der Übersetzung von einer Sprache in die andere oder an technischen Modellen wie dem der Umkodierung einer problemorientierten Programmiersprache in eine maschinenorientierte ausgerichtet. In den Neurowissenschaften heißt die Transformation von Bedeutungen dagegen zugleich ihre Verarbeitung (vgl. Klix, 1974; Benesch, 1974). Die Umformung neuronaler Prozesse als Abbildung anderer unter gleichzeitiger Bedeutungserhaltung gilt lediglich als Grenzfall. In diesem Sinne wäre der Transformationsbegriff auch in der Linguistik zu erweitern:

- Er sollte auch Neuformierungen von Bedeutungen wie Ausfilterungen, Verdichtungen und Verkürzungen ("Komplexitätsreduktionen") aber auch umgekehrte Prozesse wie Rekonstruktionen von im spezifischen System gespeicherte Wissensbedeutungen sowie systemeigene Wirkungen umfassen.
- Transformationsprozesse sollten nicht im Sinne des Generativitätsprinzips – wie es immer noch vereinzelt vertreten wird – nur als linear gerichtete Vorgänge gesehen werden, sondern vor allem eingebettet in vielfältigen Wechselwirkungsoperationen.
- Die Frage, wie kann ich die Elemente der Zielform so beschreiben, dass sie ohne Überschuss oder Informationsverlust durch Transformationsregeln aus der Ausgangform hergeleitet werden können, wäre als Frage nach den Invarianten, nach jenen relevanten Merkmalen zu reformulieren, die durch Transformationsprozesse unberührt bleiben (vgl. Klix, 1974, 3ff).

Chomsky (1977) und andere "oberflächenstrukturelle Interpretativisten" sind mit der Einführung von zusätzlichen Tilgungs-, Filter-, Kontroll- und Interpretationsoperationen bereits auf dem Weg zu einem derartig erweiterten Transformationsbegriff.

Aus der stärkeren Betonung von Wechselbeziehungen zwischen Bedeutungsstruktur und Oberflächenstruktur wäre überdies eine neue Auffassung von der Oberflächenstruktur abzuleiten. Diese ist nicht eine "*entstellte Version von semantischen Strukturen*" (Immler, 1974, 110), sondern die Repräsentation eines von außen herangetragenen, sozialgeschichtlich geprägten Anspruchs der sprechenden kultur- und traditionsbedingten Umwelt an die Bedeutungsstrukturen des jeweiligen Sprecher/Hörers, und damit eine Bedingung der Möglichkeit für die Kommunikation einer Bedeutung. Für die Mitteilung von Bedeutungen ist es also zentral, dass der Sprecher/Hörer das in der Oberflächenstruktur repräsentierte Material seiner sprachlichen Umwelt in seinem Sinne umzufunktionieren versteht. Je nach Grad und Art des Verarbeitungszugriffs auf der Ebene der begrifflichen Bedeutungsstrukturen kann man also inter- und intraindividuell unterschiedliche Transformationstypen annehmen, die sich nur im Grenzfall auf das beschränken, was die Transformationalisten bislang untersuchten. Was bei Retransformation und Transformation unberührt bleiben soll, ist also nicht nur durch die angeborene und in den ersten Lebensmonaten erworbene Neuronenstruktur des Gehirns und das sprachliche Angebot von Kultur und Tradition in der Umwelt bedingt, sondern kann auch durch das Bewusstsein gesteuert werden. Natürlich ist anzunehmen, dass bei dieser Invarianzbestimmung sich beim jeweiligen Sprecher/Hörer unterschiedliche Gewohnheiten herausbilden, die wiederum z.T. erb- oder umweltbedingt sein können. Durch die Einbettung in neue Bedeutungsnetze bleiben diese Invarianten natürlich nicht unberührt.

Der Transformationalismus liefert uns mit seiner Unterscheidung von Oberflächen- und Tiefenstruktur und dem Transformationsbegriff also wesentliche Momente eines umfassenden Bedeutungskonzepts. Dennoch sind diese Momente im Sinne der meisten Neurowissenschaften zu modifizieren. Der Transformationalismus erfasst sie in ihrer gegenwärtigen Gestalt nur als Grenzfälle.

Die Tiefen- bzw. Bedeutungsstruktur nenne ich zur Unterscheidung von anderen Bedeutungsarten hinfort im Anschluss an einige Transformationalisten Begriffsstruktur. Ich identifiziere sie mit den von Neurowissenschaften angenommenen auf Wechselwirkungen neuronaler Netze bzw. Muster beruhenden Bedeutungsstrukturen. Sie besteht sicher aus mehreren Ebenen, die ineinander transformiert werden können. Ebenso besteht die sprachliche Oberflächenstruktur aus verschiedenen Bestandteilen (Syntax, Lexikon). Über sie wird die Begriffsbedeutung, vermittelt durch die Sprechwerkzeuge, in Sprechverhalten transformiert. Dieses Sprechverhalten nenne ich auch einfach Sprachbedeutung. Ich werde auf sie in einem späteren Kapitel ausführlicher eingehen.

Die Bedeutungen der Begriffsstruktur bestehen wohl nur im Grenzfall aus lexikalischen Einheiten. Spezifisch verbale Bedeutungen und Repräsentationen nichtverbaler Bedeutungen (z.B. Gegenstandsbedeutungen, Wertbedeutungen s. u. Kap. 3) sind hier – schwer unterscheidbar – in Beziehungsnetze eingeflochten, die wahrscheinlich immer als Ganze ins gegenwärtige Bewusstsein transformiert werden. Diese Beziehungsnetze bilden zusammen das semantische Gedächtnis. Ihre Struktur kann insgesamt und im einzelnen – wenn auch wohl kaum auf einmal – nach dem Prinzip des bedingten Reflexes verändert werden. Das In- und Nebeneinander von (zwischen den Polen "verbal" und "nichtverbal-kognitiv" anzusiedeln) Bedeutungen bzw. ihre Schwer-Unterscheidbarkeit werden wir später auf Auswirkungen der ursprünglich getrennten Magiebedeutungsstruktur auf die Begriffsstruktur im Sinne einer weitgehenden, höchsten gelegentlich vollständigen Anverwandlung zurückzuführen.

Entsprechend zu erweitern wäre der Begriff der Oberflächenstruktur. Oberflächenstrukturen sind Entsprechungen extraorganismischer Bedeutungen in der Form neuronaler Prozesse. Da sie zu motorischen Koordinationszentren für bestimmte Tätigkeiten (z.B. Sprechen) in eindeutige Beziehung zu setzen sind, sind sie im Gegensatz zu den Tiefenstrukturen klar unterscheidbar. Auf dieser Ebene hat es also Sinn, zwischen getrennten, sprachlichen, gegenständlichen usw. Oberflächenstrukturen zu differenzieren. Statt bei der Oberflächenstruktur von entstellter Begriffsstruktur zu reden, scheint es eher vertretbar, die Begriffsstruktur als verarbeitete Oberflächenstruktur aufzufassen. Die Verarbeitung geschieht dabei unter der Ägide der dominanteren Bedeutungsformen. Das heißt nur im Grenzfall, dass die Begriffsstruktur – wie die generativen Semantiker annehmen – insgesamt den Regeln mehrwertiger Logiken folgt.

Zwischen Oberflächenstruktur und Begriffsstruktur bestehen Wechselwirkungen. Deren Operationen sind Verarbeitungsprozesse wie Transformationen und Retransformationen. Sie können dabei in einer Richtung das Übergewicht haben. Die wichtigsten Verarbeitungswirkungen sind Komplexitätsreduktionen sowie Einbettungen derart transformierter Invarianten in neue Kontexte. Die Verarbeitungsprozesse orientieren sich dabei wie alle Tätigkeiten an den in einer Epoche jeweils dominanteren Bedeutungen. Letztere stecken die Grenzen, innerhalb derer die jeweiligen Individuen spezifische Verarbeitungsstile entwickeln können.

Generative Arbeiten, die zur Annahme einer Situationsstruktur führten, erweisen überdies indirekt die Unhaltbarkeit eines ausschließlich an Lautäußerungen gebundenen Bedeutungsbegriffs. Die Reduktion der Bedeutungen auf die Sprachinhalte, eine Folge der fachspezifischen Zersplitterung von Forschung, kann seitdem nicht mehr aufrecht erhalten werden. Es ist zumindest unwahrscheinlich, dass die Verarbeitung von Sinnesreizen und Verstandesimpulsen ausschließlich in der Form

lexikalischer Einheiten vor sich geht (Das gilt auch von der weiteren Fassung von Lexikoneinträgen, wie sie generative Semantiker vorgeschlagen haben. Nach diesem Konzept enthält ein Lexikoneintrag auch die Beschreibung aller möglichen Kontexte, in denen er – nicht abweichend – vorkommen kann. Vgl. das instruktive Beispiel "Nebula" bei Kintsch, 1972, 264. (s. Fig. 4)

Die Aufgabe der Unterscheidung von Tiefen- und Oberflächenstruktur bzw. überhaupt mehreren Strukturebenen und damit die Aufgabe des Transformationsgedankens steht – wenn nicht an seine Stelle andere Unterscheidungen und Transportprozesse zwischen den Ebenen treten – im Verdacht vorschneller Uniformierung vor allem im methodischen Bereich, wenn nicht der Bemächtigung anderer Forschungsbereiche durch einen als "Mutter der Wissenschaften" nach dem Muster von Ethologie und Synergetik oder – um einen anderen historischen Versuch anzusprechen – der Germanistik oder gar der Rassenkunde im 3. Reich¹.

Figur 4: Lexikoneintrag für *nebula* ("Nebelfleck" = N) mit der entsprechenden Repräsentation in englischer Sprache (aus Kintsch, 1972, 264)

1	(LIGHTSOURCE,N $\wedge$
2	((RELATIVE)FIXED)LOCATED,N,SKY) $\wedge$
3	((FUZZY $\wedge$ NEBULOUS)APPEAR,N) $\wedge$
4	[(N1 $\vee$ N2) $\rightarrow$ N] $\wedge$
5	(OUTSIDE, N1, $\wedge$ (OUR)GALAXY) $\wedge$
6	(COMPOSED,N1 $\wedge$ (OUR)GALAXY;STARS) $\wedge$ (GALAXY,N1) $\wedge$
7	(APPEAR,N1,CLUSTERS) $\wedge$ ((EVEN)SPACED,CLUSTERS, UNIVERSE) $\wedge$ (CONSIST;CLUSTERS,,(2-30)GALAXIES) $\wedge$
8	(BECAUSE, α , β) $\wedge$ ((FUZZY)APPEAR,N1) = α) $\wedge$ ((BUT,(SEE,\$, N1), ϵ) = β) $\wedge$
9	((BECAUSE, γ , δ) = ϵ) $\wedge$ (($\sim$ SEE,\$,(INDIVIDUAL)STARS,EYE $\wedge$ (MOST POWER- FUL),TELESCOPE) = γ) $\wedge$ ((REMOTE,N1) = δ) $\wedge$
10	(SEE,\$,(3)N1,(NAKED)EYE) $\wedge$
11	(WITHIN,N2,(OUR)GALAXY) $\wedge$
12	(CLOUD,N2) $\wedge$ (GAS $\vee$ DUST,CLOUD) $\wedge$
13	(BECAUSE, ϕ , ψ) $\wedge$ ((EVOLVE,(SOME)N2,STARS)= ϕ) $\wedge$ ((EXPAND $\wedge$ CONTRACT,N2) = ψ) $\wedge$
14	(BECAUSE, τ , σ) $\wedge$ ((GLOW,(GAS)N2) = τ) $\wedge$ ((LUMINOUS,GAS)= σ) $\wedge$
15	(BECAUSE, ν , μ) $\wedge$ ((GLOW,(DUST)N2) = ν) $\wedge$ ((ILLUMINATE,(NEAR)STARS,(DUST)N2)= μ)

A nebula is any source of light in the sky that has a relatively fixed location in space and looks fuzzy or nebulous. There are two kinds of nebulae. One kind is the nebulae outside of our own

¹ Zu letzterem s. Gerd Simon: Germanistik in den Planspielen der SS. Tü. 1998

galaxy. These nebulae are composed of stars, like our own galaxy is composed of stars. Galaxy nebulae appear in clusters of from two to thirty galaxies. The clusters of galaxy nebulae are spread rather evenly throughout the universe. Galaxy nebulae look fuzzy because the overall nebula is seen, but the nebulae are so remote that their individual stars cannot be distinguished, even with the most powerful telescopes. In fact, with the naked eye only three Galaxy nebulae are close enough to be seen at all. The other kind is the nebulae within our own galaxy. These nebulae are clouds of gas or dust. Some of the gas nebulae are evolving to become stars by expanding and contracting. Gas nebulae glow because the gas itself is luminous, but dust nebulae seem to glow because they are illuminated by nearby stars.

Kintschs Beispiel *nebula* lässt viele Probleme des Lexikons außen vor. Alle Probleme, die mit dem Prozesscharakter von Gegenständen bzw. Erscheinungen oder gar Ereignissen und Ideen zu tun haben, sind hier ausgeklammert. Das Verbum *evolve* lässt auch hier zwar scheinbar eine offene Stelle, um genetisch-historische Vorgänge an das Modell anbinden zu können. Wie das aber ausgeführt werden soll, wird nicht klar, ist jedenfalls mit dem angebotenen methodischen Arsenal nicht lösbar.

Bildlich gesprochen

Der Beitrag der Metaphernforschung

(Erstfassung: 1982, letzte Bearbeitung Mai 2012)¹

Our pretence to do without metaphor is never more
than a bluff waiting to be called.

(Francis H. Bradley)

Das vorige Kapitel war längst geschrieben, als die Linguistik aus dem dort geschilderten Ansatz heraus eine verheißungsvolle aus den Anfängen nicht vorhersagbare neue Semantik hervorbrachte. Lakoff und Johnson's „Metaphors We Live By“ (1980) wurde sogar alsbald als „Revolution“ gefeiert. So neu war diese Semantik allerdings keineswegs. Zumindest der Philosoph Hans Vaihinger, der vor mehr als 150 Jahren in Nehren bei Tübingen geboren wurde, hatte bereits die Grundidee außerdem in deutlich überzeugenderem Gewande, d. h. weitaus weniger anfechtbar, in den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts präsentiert. Sein Hauptwerk „Die Philosophie des Als Ob“ erschien erst nach seiner Emeritierung 1911 und erlebte bis zu seinem Tode 1933 zehn Auflagen, war also seinerzeit eine Art philosophischer Bestseller und hinterließ in dieser Zeit nicht nur in der Philosophie (z. B. bei so unterschiedlichen Ansätzen wie denen von Cassirer, Jaspers, Popper, Mauthner und Dewey) ziemlich leicht rekonstruierbare Spuren, sondern auch in vielen Wissenschaften, z. B. in der Einsteinschen Physik oder der Uexküllschen Biologie, am wenigsten – so scheint es, und wenn dann nicht nachhaltig – in den Sprachwissenschaften.² Für alle diese Spuren aber scheint zu gelten, dass sie das Vaihingersche Gedankengut entradikalisierten, um nicht zu sagen: verwässerten, meistens sogar in weitaus angreifbarere Gestalt transformierten.

Lakoff / Johnson ist keineswegs daraus ein Vorwurf zu machen, dass sie Vaihinger nicht kannten, obwohl sie ihn durch die vorzügliche Übersetzung des berühmten Linguisten Charles K. Ogden in

¹ Für die Mitarbeit am Zustandekommen dieses Kapitels danke ich u.a. Dieter M. Walther Back, Helga Berger, Steffi Grutsch, Ulrich Schermaul und Markus Vergeest.

² Einigermmaßen kompatible Ansätze in den Sprachwissenschaften sind eher auf parallel in Italien bei Marchesini und Croce entwickelte Ideen zurückzuführen. Vaihinger hat diese zwar frühzeitig rezipiert und in Deutschland bekannt gemacht. Aber vor allem bei dem romanistischen Linguisten Vossler fanden sie offenbar direkt und – wie es scheint – in Unkenntnis Vaihingers in einen Anfang des 20. Jahrhunderts verbreiteten Neoidealismus Eingang. Der Sprachphilosoph Wittgenstein erwähnt Vaihinger in Passagen, die vermuten lassen, dass er ihn nur aus Zitaten kannte. Sie verraten nicht gerade, dass er ihn verstanden hat.

ihrer Muttersprache hätten lesen können.¹ Weil wir – wie an anderer Stelle gezeigt wurde² – seit langem alle in der Informationsflut ertrunken sind, kann es sogar sein, dass ein auch Vaihinger entgangener Denker den Grundgedanken vor ihm, also vor 1876, und noch freier von unnötigen Widersprüchen in den Mittelpunkt einer Publikation gestellt hat. Hier soll nur eine Lektüreempfehlung für jemanden abgegeben werden, der nicht einmal in spezielle Wissenschaftsgeschichten (z.B. in die Geschichten der Metaphernforschung) Eingang fand.³

Worum ging es? Wenn ich z. B. das Praxisfeld Presshalle in einer Autofabrik beschreibe, versuche ich die dortigen Vorgänge scheinbar in einer Art Doppelnotierung einzufangen. Selbst die Linguisten benutzen dazu nicht selten und sogar noch heute die Ausdrücke „Abbild“ oder „Wiederspiegelung“, um den Prozess der Umwandlung einer Wirklichkeit in Sprache oder allgemein in eine kommunizierbare Wirklichkeit terminologisch zu fassen. Faktisch ist das aber in anfangs unvorstellbarem Maße komplizierter. Bilder wie „Abbild“, „Wiederspiegelung“ oder „Doppelnotierung“ erwecken nicht nur vergrößerte, sondern sogar falsche Vorstellungen von diesem Prozess. Vaihinger kann darauf hinweisen, dass es sich hier vielmehr um eine Kaskade von Umwandlungen handelt. Man würde doch auch nicht vergleichsweise die Resultate der Nahrungsaufnahme im Magen-Darm-Trakt – konkret die in Blutbahn und Zellen transportierten Eiweiße, Fette, Kohlehydrate oder gar die ausgeschiedenen Sekrete – als „Abbild“ der eingenommenen Nahrung bezeichnen. Wieso erwartet man dann, dass Sprache und Kommunikation die Wirklichkeit abbilden oder widerspiegeln?

Ethnologisch orientierte Linguisten wie der amerikanische Außenseiter Benjamin Lee Whorf wiesen – unabhängig von Vaihinger – auf die Marotte hin, die nicht nur die europäische Kultur, aber keineswegs alle Kulturen, z. B. Indianerkulturen, kennzeichnet, das Meer in Wellen zu zerlegen. In der Tat hätte ein Mathematiker, sogar wenn man ihm zugesteht, das dynamische Gewoge im Meer in eine Folge von statischen Zuständen zu transformieren – das ließe sich ja nicht weniger als Marotte beschreiben –, sogar erhebliche Probleme, die Grenzen einzelner Wellen exakt zu definieren. Die Selbstverständlichkeit, mit der die Wissenschaften Phänomene in Bestandteile zerlegen und diese zueinander in Relation bringen, sollte nicht darüber hinwegtäuschen, dass diese wissenschaftlich schlecht begründete, unter Umständen überhaupt nicht begründbare Marotte in begründetem Verdacht steht, nichts anderes als der Ausfluss einer einseitigen kulturspezifischen „Selbstverständlichkeit“ zu sein. Ist die im vorigen Kapitel beschriebene Semantik im Gefolge von Chomsky und Kintzsch nichts anderes als Ausfluss einer Marotte?

¹ Auf Ogdens Beziehungen zu Vaihinger machte mich dankenswerterweise Lothar Fietz aufmerksam (s. inzwischen: Fietz, Lothar: Aldous Huxley – Prätexte und Kontexte. Münster 2005)

² Simon: >Buchfieber<... Tübingen 2007, jetzt auch unter: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:21-opus-36027>

³ Vaihinger, Hans Die Philosophie des Als Ob. Berlin 1911 u.ö.

Vaihinger beschreibt die sprachlich-kommunikative Eroberung der Welt nicht als Marotte, sondern – wie erwähnt – als Kaskade von Umwandlungen. Zentral sind für ihn die Begriffe „Metapher“ und „Fiktion“. **Metapher** ist ein aus dem Altgriechischen früh in Philosophie und Wissenschaft, insbesondere in die Rhetorik eingeflossener Ausdruck, den man am besten als „Ergebnis von Übertragungen“ fasst. μεταφέρειν heißt im Deutschen ‚übertragen‘. Die Rede von der „übertragenen“ Bedeutung im Deutschen verdankt sich sprachgeschichtlich der Lehnübersetzung aus dem Altgriechischen. Wenn in unserer Sprache etwas „bildlich gesprochen“ ist, wird danach eine Bedeutung aus einem Bereich in einen anderen Bereich übertragen. Wir werden sehen, dass es sich dabei in der Regel nicht nur um einen Übertragungsvorgang, auch nicht nur – wie manche neueren Metaphernforscher (z.B. Black) meinen – um einen interaktiven Vorgang handelt, sondern – wie am radikalsten Vaihinger das erfasst hat – um Umwandlungsprozesse. Erkenntnis ist – kommunizierbar und strukturiert durch die Metapher – die Verwandlung von etwas tendenziell Unbekanntem in etwas Bekanntes.

Fiktion ist abgeleitet von dem lateinischen Substantiv *fictio*, das seinerseits abgeleitet ist von dem lateinischen Verbum *fingere* , das die Bedeutung ‚streicheln‘, ‚gestalten‘, ‚bilden‘, ‚schaffen‘, ‚(er)dichten‘ (manchmal auch: ‚heucheln‘) hat. Seit den alten Griechen waren sowohl die Metaphern als auch die Fiktionen meist mit negativen Wertungen in Richtung ‚Lüge‘, ‚Fälschung‘ verbunden. Endgültig erst bei Vaihinger wurden sie nicht nur als unabdingbar und zentral, sondern auch in ihrer positiven Leistung für Erkenntnis und Praxis rehabilitiert.

Galilei gehörte bekanntlich zu den ersten, die das neu erfundene Fernrohr für wissenschaftliche Zwecke nutzten. Er entdeckte damit in der Nähe des Planeten Jupiter vier Himmelskörper, die mit bloßem Auge nicht sichtbar waren, hielt ihre Bewegungen fest und kam zu dem Ergebnis, dass sie um den Jupiter kreisen. Zu seiner Zeit war es noch eine Ketzerei und er selbst wurde wegen entsprechenden Überzeugungen verfolgt, wenn man die Erde und den Jupiter um die Sonne und den Mond um die Erde kreisen sah. Insofern war es keineswegs selbstverständlich, dass er diese um den Jupiter kreisenden Himmelskörper ‚Mond‘ nannte und daraus sogar wortschöpferisch einen Plural (‚Monde‘) bildete. Aber er hatte die um den Jupiter kreisenden Himmelskörper sich und den Mitmenschen mit der Metapher ‚Mond‘ anverwandelt und verständlich gemacht. Verständlichkeit erfolgt freilich bei Vaihinger nicht anders als durch Übersetzung, genauer: Umwandlung von fremd und unverständlich Erscheinendem in Vertrautes, das man glaubt verstanden zu haben, bei dem der Verstehensprozess durch Gewöhnung zur Ruhe gekommen ist. Und diese Umwandlung geschieht durch Metaphern, und das unausweichlich und immer. Denn wie für Kant ist für Vaihinger das Ansich von Wirklichkeit nicht erkennbar und nur als Als-Ob-Phänomen von allerdings handlungsleitender Bedeutung. Der Wirklichkeit erkennende und in ihr wirkende Mensch wirft also nur ein Ar-

senal relationierter, als selbstverständlich erachteter Metaphern über diese, wenn er glaubt, sie verstanden zu haben. Wirklichkeit – würde Vaihinger Heideggers Begriffe, die er nicht kennen lernte, persiflieren – ist grundsätzlich nur zu-handen, aber es hilft beim Handeln, wenn man so tut, als sei etwas davon vor-handen. Das ließe sich auch an dem Wort ‚Wirklichkeit‘ ablesen, das zwar nicht – wie ich, dem norwegischen Linguisten Marstrander folgend, fälschlicherweise selbst früher vertreten hatte – von Haus aus ‚Gewirktes‘ heißt, also in Analogie zu den Produkten der Textilbranche gebildet wäre, sondern von Werk abgeleitet ist, das auch schon in den indoeuropäischen Entsprechungen diese Bedeutung hat. Aber auch Werk dürfte ursprünglich konkreter im Sinn von ‚Handwerk‘ verstanden worden sein. An der These, dass der homo loquens auf der Bedeutungsebene zentral ein homo faber ist, habe ich momentan keinen Grund zu zweifeln. Entsprechend kann Vaihinger auch davon reden, dass der Mensch dazu verurteilt ist, auf Grund von Scheinverständnissen zu handeln. Allerdings würde er sich reichlich missverstanden fühlen, wenn man ihm unterstellte, er teile Feyerabends ‚anything goes‘.

Wie funktionieren Metaphern? Schon Lambert, der elsässische Briefpartner von Kant, ein leider (trotz des Einsatzes von namhaften Kommunikationswissenschaftlern wie Gerold Ungeheuer¹) immer noch relativ unbekannter Sprach- und Zeichenphilosoph, hatte die Beobachtung gemacht, dass viele Wörter im Deutschen abhängig oder strukturiert sind von den **Raumwörtern**. Descartes hatte die Raumwörter (*oben – unten, vorn – hinten, neben* [im Deutschen erst sehr spät in *links und rechts* unterschieden und dann erst als körperorientiert interpretierbar]) in dem von ihm entwickelten Koordinatenkreuz einer mathematischen Behandlung zugänglich gemacht. Damit entstanden neue Möglichkeiten exakter Lokalisierung von Phänomenen und damit der Einwirkung auf die Wirklichkeit.²

Schon die Sumerer hatten die in Steinzeitkulturen vorhandenen **Zahlen** ‚eins – zwei – viele‘ – Reste davon finden sich noch in Suffixen indoeuropäischer Wörter in der Gegenwart, die Grammatiker ‚Singular‘, ‚Dual‘ und ‚Plural‘ genannt haben – in analoger Weise zu einem kompletten Zahlensystem weiterentwickelt, das ihnen alljährlich nach der Überflutung von Euphrat und Tigris half, das Land neu zu vermessen.

¹ Ungeheuer, Gerold: Lamberts semantische Tektonik des Wortschatzes als universales Prinzip. in: Brettschneider, Gunter u.a. (Hg): Wege zur Universalienforschung. (Fs. Seiler, H.) Tü 1980, 87-93 – Ders.: Prinzipien strukturaler Wortfeldanalyse bei Lambert. in: Ölberg, H. M. (Hg): Sprachwissenschaftliche Forschungen. (Fs. Johann Knobloch.) Innsbruck 1985, 473-9

² Es sei hier wenigstens erwähnt, dass sich solche Raumwörter in manchen Sprachen nicht zu einem eigenen Wortfeld strukturiert zu haben scheinen. Dann werden nur die Beziehungen zu bekannten Gegenständen ausgedrückt. (s. dazu Levinson, Stephen C. / Meira, S. (2003). ‚[Natural concepts in the spatial topological domain – adpositional meanings in cross-linguistic perspective: an exercise in semantic typology](#)‘. *Language*, 79(3), 485-516)

Ein drittes Bedeutungsfeld, mit dessen Hilfe wir uns Wirklichkeit immer wieder verständlich zu machen versuchen, ist der menschliche **Körper**. Wir zertrennen ihn dazu immer wieder in Körperteile: Kopf und Fuß, Arme und Beine, Hirn und Herz, Auge und Ohr, Mund und After. So benutzten unsere Vorfahren Körperteile, um die älteren Maße herzustellen wie ‚Fuß‘ und ‚Elle‘. Wie der Körper so sind auch aus dem Alltag vertraute Bedeutungsfelder wie ‚Baum‘ (Wurzeln, Stamm, Zweige, Äste, Blätter, Blüten), ‚Wasser‘ (Quelle, Brunnen, Tropfen, Rinnsal, Bach, Fluss, Strom, Meer, See), oder ‚Haus‘ (Fundament, Keller, Stockwerke, Dach, Zimmer, Fenster, Tür, etc.) Ausgangspunkt für Metaphern, um uns weniger Bekanntes verständlich zu machen.

Manche Metapherntheorien gehen davon aus, dass der Herkunftsbereich von Metaphern dem Zielbereich ähnlich sein müssten. Eine Grenze zur Verschiedenheit finde ich da nicht angegeben. Ich sehe einmal davon ab, dass **Ähnlichkeit** und Unterschiedenheit (Divergenz) polare Gegensätze sind, die im übrigen auch manchmal messbar sind.¹ Wenn z.B. der Sprachverein, um die Bedeutung der Sprache in Politik und Gesellschaft zu betonen, zur Quellmetaphorik greift, so war ihm sicher klar, dass er hier ein ungewöhnliches Bild benutzt, das den Leser kaum dazu veranlassen dürfte, über die Ähnlichkeit nachzudenken.² Weitaus größere Bedeutung dürfte die allgemeine **Vertrautheit** mit dem Herkunftsbereich ‚Quelle‘ gehabt haben. Eine Hauptfunktion der Metapher ist – wie gesagt – gerade bei der Erstkonstruktion das Verständlichmachen von relativ Unbekanntem durch etwas relativ Vertrautes.

Die Metapher ist häufig als verkürzter Vergleich bezeichnet worden. Das ist sicherlich eine nicht ausreichende Definition. Schon deshalb sollten wir einen Blick auf **Vergleiche** werfen.

Die Erforschung der Sprache der Wahrnehmung hat früh registriert³, dass eine Beschreibung des menschlichen **Geruchssinns** z. b. in der deutschen Sprache kaum ohne Vergleich auskommt:⁴

(i) x riecht wie/nach y

Bildungen wie

(ii) x riecht streng

sind die Ausnahme. Sie sind sprachhistorisch spät entstanden. Ihr Vergleichscharakter ist auch dem Alltagsmenschen noch gegenwärtig. Sätze wie

(iii) Der Lehrer ist streng

¹ s. dazu Simon, Gerd: Ein Ähnlichkeitsmaß. <http://www.gerd-simon.de/Aehnlt2.pdf>

² s. dazu Simon: Verräterische und folgenschwere Bildersprache. Die Metapher im Sprachpflegediskurs <http://www.gerd-simon.de/Bildspr.pdf> bzw. <http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/Bildspr.pdf>

³ Referiert in: Weisgeber, Johann Leo: Muttersprache und Geistesbildung. 1929 – Lenneberg, Eric H.: The Biology of Language

⁴ In diesen Vergleichen steht x für das (relativ) Unbekannte, y für das (relativ) Bekannte.

sind noch leicht zu analogisieren. Auffällig ist jedoch, dass hier zwar das Vergleichswort wie fehlt, dass wir aber nicht sagen können:

(iv) *Sein Schweiß ist streng

Beim **Tastsinn** herrschen zwar ebenfalls Bildungen vor wie:

(v) x fühlt sich an wie y

Aber hier können wir daneben auch Sätze bilden wie

(vi) x ist weich

Bei den Ausdrücken für den Tastsinn kann wie also fehlen, und es sind einzelne Adjektive (weich, hart), auch solche, die der Alltagsmensch nicht mehr als Vergleich deutet, mit sein und seinen Abwandlungen vollverbal verknüpfbar. Allem Anschein nach kommen diese Fügungen also ohne Vergleichswort aus. Sprachhistoriker haben aber für diese Adjektive ursprüngliche Bedeutungskomponenten ermittelt, die durchaus noch als Vergleich gedeutet werden können,¹ für weich z. B. ‚nachgiebig‘. Offenbar handelt es sich um eine Rückbildung aus dem starken Verbum weichen.

Ähnliches gilt für den **Geschmackssinn**. Hier ist für den Alltagsmenschen bei den Adjektiven süß, sauer, bitter der Vergleich nicht mehr gegenwärtig und auch nicht einfach rekonstruierbar. Hervorgegangen sein dürften diese Wörter aber ebenfalls aus einem Vergleich. So enthalten z. B. süß und sauer ursprünglich Bedeutungskomponenten, die mit Saft zu verbinden sind, bei süß mehr mit süßen (meist Frucht-)Säften, bei sauer mehr mit sauren (meist Milch-) Säften.²

bitter hängt auch etymologisch mit beißen, Biss zusammen. Für den Gegenwartsmenschen haben sich diese Adjektive freilich verselbstständigt. Selbst Linguisten dürften zumeist beim alltäglichen Gebrauch dieser Wörter nicht mehr den Vergleich heraushören.³

Bei den Ausdrücken für den **Gehörsinn** ist auch gegenüber denen des Geschmacksinns neu, dass hier die Adjektive laut und leise nicht mehr oder nur noch schwer auf Bedeutungskomponenten zurückführbar sind, die als Vergleich gedeutet werden können. Sie scheinen wie die der Körperteile nicht mehr als Metaphern aus anderen Bereichen interpretierbar. laut hatte offenbar schon in vorge-rmanischer Zeit als Adjektiv, Substantiv und Präposition diese nicht weiter ableitbare Bedeutung. Die Wörter für laut kennen – worauf mich Dieter M. Walther Back aufmerksam gemacht hat – in erstaunlich vielen Sprachen kein Antonym wie im Deutschen leise, selbst nicht in so nah verwand-

¹ s. dazu die Auskünfte in den etymologischen Wörterbüchern, z. B. Kluge, Friedrich: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. (1883). Berlin. 1989 (22. Auflage)

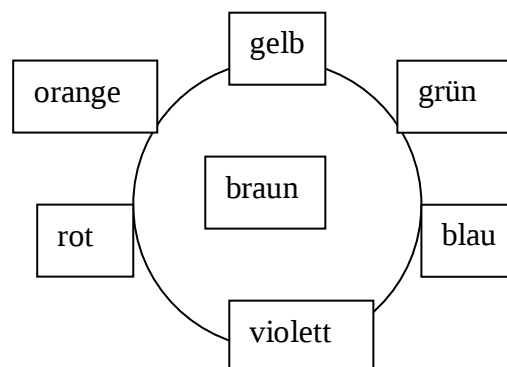
² Der saure Zustand von Milch und ihren Produkten war früher der normale Zustand, als für Milch jedenfalls noch keine nennenswerten Konservierungsmethoden bestanden.

³ Die Etymologie des Wortes hart gilt als unsicher. Einmal wird es mit Wörtern zusammengebracht mit Bedeutungen wie ‚Harsch‘ (Schnee), dann ‚Krebs‘ bzw. ‚Kraft‘. In jedem Fall geht man auch hier von einem Vergleich aus.

ten Sprachen wie der englischen. Manche Forscher bringen leise mit griechisch *λαρός* (,lau, mild') in Verbindung. Aber dieser etymologische Zusammenhang gilt als durchaus unsicher.

Bei den Ausdrücken für den **Gesichtssinn** stehen in den Sprachen der europäischen Kultur die Adjektive im Vordergrund, die dem Anschein nach keinen Vergleich herstellen und mit sein gebildet werden können.

Allerdings sind z. B. die Farben und die meisten anderen Wahrnehmungsausdrücke im optischen Bereich sprachhistorisch als aus Vergleichen entstanden interpretierbar. gelb hat ursprünglich Bedeutungskomponenten gemeinsam mit ,Honig', grün mit ,Gewächs', blau mit ,Himmel' (unsicher), rot mit ,Rötel, rote Erde;' orange und violett sind Fremdwörter, die mit der Frucht bzw. Blume (Veilchen) in unsere Sprache kamen. Das Besondere am Farbwortfeld ist, dass es kreisförmig um die Mischfarbe braun angeordnet werden kann mit gelb, blau und rot als Grundfarben, wobei die übrigen Farben durch Mischung benachbarter Grundfarben herstellbar sind.



Es gibt vor allem Sammler- und Jägervölker, die in ihrer Sprache ein derartiges Farbwortsystem nicht kennen, bei denen die Farbwörter an bestimmte Phänomene gebunden sind, die wie im Deutschen im Normalfall heute noch mit blond Haare und mit falb Pferde beschreiben. Seitdem die Optik entdeckt hat, dass es die unterschiedlich gebrochenen bzw. reflektierten Strahlen einer Lichtquelle sind, die im Auge in elektrochemische Impulse verwandelt werden, im Gehirn dann als Farbe gedeutet werden, die sich nur durch die Frequenz ihrer Schwingungen von den Schallwellen unterscheiden, die unsere Ohren wahrnehmen, und dass es Wellen mit Frequenzen gibt, die unsere Wahrnehmungsorgane nicht erfassen können, wurden auch zunächst fachsprachlich, dann aber auch Alltagssprachlich Ausdrücke wie infrarot und ultraviolett gebildet. Seitdem „hinkt“ auch das Bild von der Kreisförmigkeit des Farbwortfeldes. Die Optik – nicht aber die Malerei – ordnet das Farben-Spektrum daher als Kontinuum an. Die linguistische Semantik spricht in diesem Fall von einem

kettenförmigen Wortfeld. Kettenförmig ist auch das Zeit-Wortfeld, das ja – wie wir sahen – aus dem dreidimensionalen Raum-Wortfeld hervorging.

hell und klar lassen sich übrigens mit Bedeutungskomponenten aus dem akustischen Bereich verknüpfen (,hallen', ,tönen'). Allerdings begegnet uns in dunkel ein Wort, das wie laut nicht mehr in der Herkunft seiner Bedeutung rekonstruierbar ist, also wie die Raumwörter Grundwortcharakter hat.

Beim Menschen sind Gesichts- und Gehörsinn von zentraler Bedeutung; das ließe sich auch quantitativ an der Menge bedeutungsverschiedener Ausdrücke für diese Wahrnehmungsbereiche ablesen, natürlich erst recht an der Menge der Ausdrücke, die scheinbar ohne Vergleich auskommen und mit sein gebildet werden können. Kulturhistorisch nehmen diese zu und bilden bald eigene Wort- bzw. Bedeutungsfelder, beim Gehörsinn ein antonymes (laut – leise), beim Gesichtssinn ein kreisförmiges. Vergleiche und also auch Metaphern neigen also weitgehend, je mehr ihr Vergleichscharakter sich dem Bewusstsein entzieht, zur Bildung von Bedeutungsfeldern.

Der Übergang von Vergleichen zu Metaphern ist also nicht nur fließend. Auch das Verblassen von Vergleichen und Metaphern hängt mit dem Entstehen komplexer semantischer Phänomene wie den Bedeutungsfeldern zusammen.

Alltägliche Ausdrücke in Bedeutungsfeldern lassen sich wie bei den Körperteilen, bei den Zahlen oder bei den Raumwörtern systematisieren, wenn nicht mathematisieren. Gar nicht so selten dringen sie später als derart Verwandelte wieder in die Alltagssprache ein. Der Umstand, dass Körper-, Zahl- und Raumwörter Ausgangspunkte häufig für das Verständnis und die gezielte Verarbeitung von Wirklichkeit sind, sollte nicht darüber hinwegtäuschen, dass sie auch in der ursprünglichen Form Metaphern sind, genauer: Bestandteil von Metaphernsystemen. Einen menschlichen Körper in Körperteile zu zerlegen, dürfte für die Menschen ursprünglich etwas Gewalttätiges an sich gehabt haben. Genau – d. h. zumindest bis auf die Einzelzelle exakt – die Grenze z. B. zwischen Arm und Hand auf der Haut zu ermitteln, dürfte auch heute einem Anatomen einiges Kopfzerbrechen bereiten. Da ist im Grenzfall zumindest anfangs eine Menge Willkür im Spiel. Nach einer Phase, in der die Wörter sich überschneidende Sachen bezeichneten und die Sachen Lücken aufwiesen, für die keine Wörter bestanden – das gilt auch noch für viele wissenschaftliche Begriffsfelder (übrigens auch für die Metaphernforschung) –, wird der Prozess der Einteilung in Richtung Exaktifizierung

und Perfektionierung vorangetrieben. Dabei hilft uns die Ermittlung kleinster Einheiten bzw. was uns zunächst als solche erscheint. Denn in späteren Phasen werden meistens auch diese in Teile und Teilchen zerlegbar. Bei den Raum- und Zeitwörtern ist dieser Prozess nur weiter vorangeschritten als bei den Körperteilen, sogar scheinbar ins Unendliche vorangetrieben.

Dass Körperteile, Zahlen, Räume nach diesem Prozess das Metaphorische verlieren, ist freilich eine Illusion. Wie Vaihinger überzeugend dargelegt hat, sind Vorgänge wie das Zerlegen von Phänomenen, das Herausheben (Abstraktion) von Merkmalen aus Phänomenen, die Reduzierung z. B. von Äpfeln auf eine Zahl, die Strukturierung derart reduzierter Phänomene zu einem System oder die genaue Lokalisierung eines Phänomens in einer vertrauten Umgebung Bestandteile von Metaphorisierungsvorgängen. Bei aller aktuellen Metaphorisierung werden Bezeichnungen aus einem Bedeutungsfeld herausgeschnitten, in seltenen Grenzfällen in toto in einen neuen Bedeutungszusammenhang übertragen, dessen Verständnis sie entweder konstituieren oder überformen, mit Sicherheit aber vereinseitigen.

An Äpfeln ist in der Regel primär für uns wichtig, dass sie essbar, und eher nebensächlich, dass sie zählbar sind. Zahlen sind auf den ersten Blick furchtbare Gleichmacher, sie vernachlässigen jedenfalls die Unterschiede. Von Zahlen, selbst wenn sie – wie es irreführenderweise in der Mathematik heißt – „reell“ sind, kann man nicht leben. Wenn aber die Eltern zu Weihnachten die Äpfel für die Kinder abzählen und ein Kind weniger Äpfel bekommt, wird die Zählbarkeit der Äpfel plötzlich praktisch relevant. Das heißt: die Zahlen ermöglichen Vergleiche und damit auch Kritik (z. B. am Zuteilungsmodus), vor allem aber neue Handlungsmöglichkeiten.

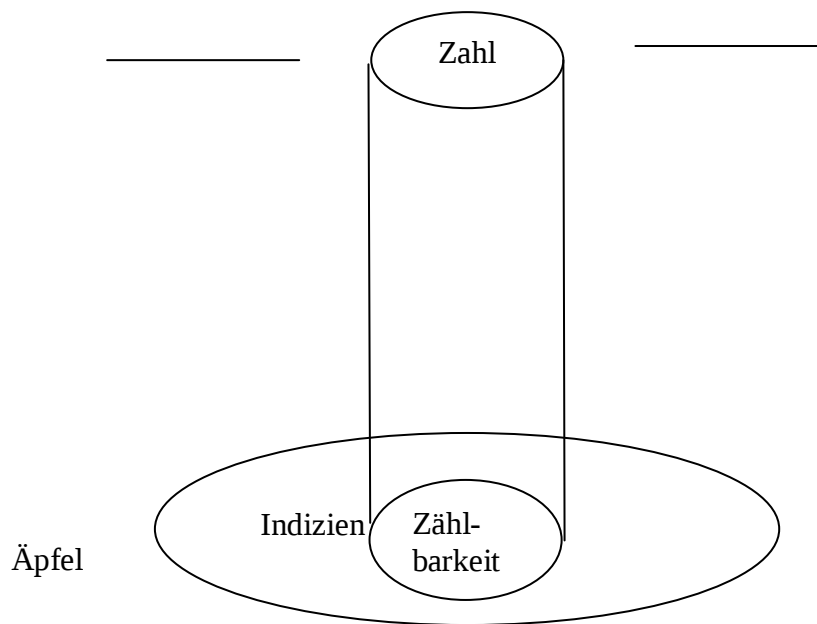
Zwei Vorgänge spielen also bei der Metaphorisierung eine Rolle:

- (1.) zerlegen in Bestandteile (Segmente)
- (2.) abstrahieren (wörtlich: abziehen), d. h. supra-segmentale Merkmale bzw. Eigenschaften bestimmen

Wenn ein Metaphorisierungsprozess sich in diesen Vorgängen erschöpft, nennen wir das mit einem Fachausdruck seit den alten Griechen **Synekdoche** (wörtlich: Zusammen- oder Mit-Abgelöstes, Mit-Aufgenommenes und im Griechischen bereits: Mitgedachtes). Den oben unterschiedenen Vorgängen entsprechend, lassen sich hier zwei Arten von Synekdoche unterscheiden:

- die **Endonymie**, die auf Bestandteilen (Komponenten) basiert (Apfelkern, Schale ...) und
- das **Indiz**, das auf Merkmalen, Eigenschaften, Symptomen und Kennzeichen (allgemein: Indizien) beruht.

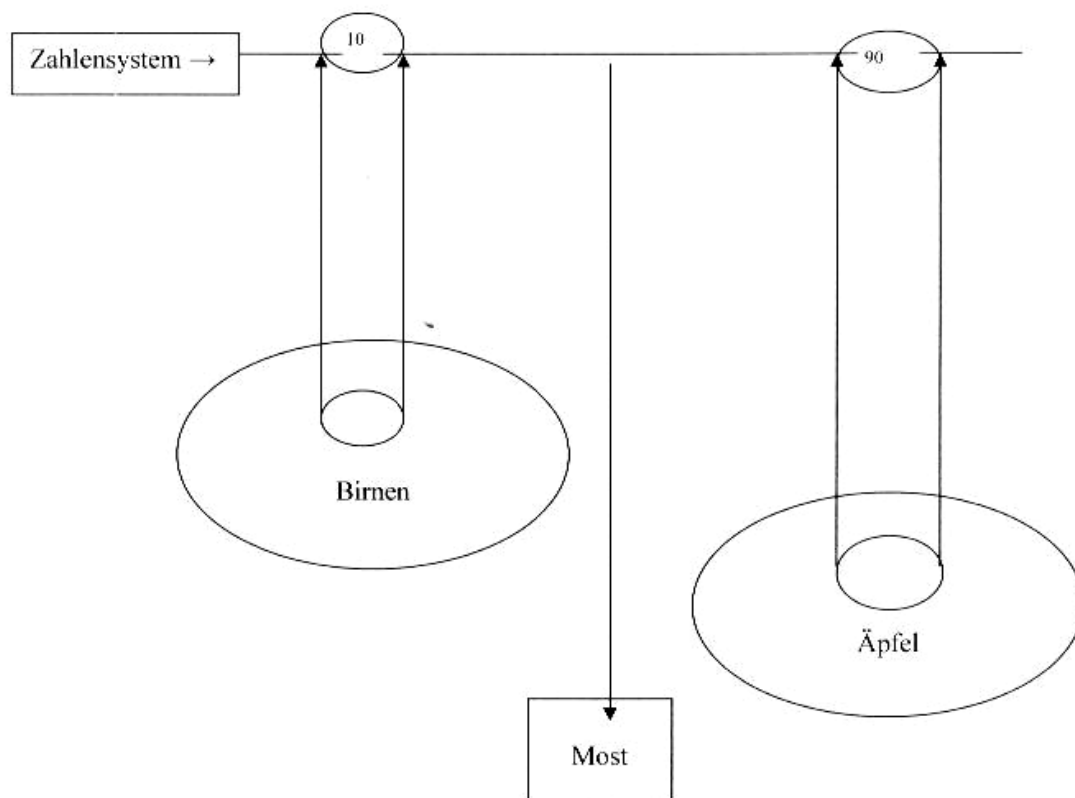
Bildlich dargestellt, könnte das folgendermaßen aussehen:



Eine Variante der Synekdoche (durch Reduktion auf die Eigenschaft der Zählbarkeit)

Davon nicht grundsätzlich verschieden behandeln wir die Äpfel, wenn wir an ihnen andere Eigenschaften (z. B. Werf-, Press-, Essbarkeit, Gewicht, Umfang etc.) herausheben. Birnen lassen sich auf gleiche Weise behandeln. Heben wir an den Birnen das Indiz ‚Zählbarkeit‘ hervor, können wir zusammen mit der der Äpfel und im Verein mit anderen Eigenschaften, z.B. Pressbarkeit, eine Weiterbehandlung vorbereiten, z. B. in der Form eines Rezeptes etwa zur Herstellung von Most: „Man nehme 90 Äpfel und 10 Birnen, presse sie“ etc. Im Bild:¹

¹ Die Darstellung ist – wie auch sonst – auf das Relevante vereinfacht.



Schematische Darstellung der Ermöglichung einer Handlungsanweisung (Rezept) zur Herstellung eines Ergebnisses (Most) durch Reduktion der Ausgangsphänomene (Äpfel und Birnen) auf Zahlen

Das Abstrahierte ist also die Ausgangsbasis für neue Handlungsmöglichkeiten. Im einzelnen lassen sich bei den Indizien also folgende weitere Vorgänge unterscheiden:

- (3.) verbinden der abstrahierten Merkmale
- (4.) extrapolieren der verbundenen Merkmale bzw. einbetten in ein System
- (5.) entwickeln neuer Handlungspläne auf Grund der extrapolierten und verbundenen Merkmale
- (6.) handeln (zuerst probeweise) auf Grund der neu entwickelten Pläne

Während die Endonymie zum Ausgangsbegriff in einer **Teil-von-Relation** und die Indizien zu diesem in einer **Eigenschaft-von-Relation** stehen, kann man in den Hyponymen (= Unterbegriffen, Beispiel: Golden Delicious, Boskop) eine **Art-von-Relation** ausmachen. Sie sind genau genommen Indizien, die sich lediglich durch die größere Anzahl von Merkmalen vom Ausgangsbegriff unterscheiden.

Verwandt mit der Synekdoche ist die **Metonymie** (wörtlich: Anders- bzw. Mit-benennung; schon im Altgriechischen heißt das Verbum μετανομάζειν ‚umbenennen‘, ‚umtaufen‘). Statt des „ge-

meinten“ Wortes wählt man dazu ein konventionellerweise damit assoziiertes Wort der gleichen Ebene. Dieses assoziierte Wort wird üblicherweise in eine zeitliche, räumliche, kausale, logische oder sonstige erfahrungsmäßige Beziehung zum Ausgangswort gebracht, allgemein: es stammt aus dem Bedeutungsumfeld eines Wortes.

Sagt jemand: „Ich muss noch in die Pharmazie“, dann will er mit dieser Metonymie sagen, er müsse noch in das Gebäude, in dem Personen, Forschungsmittel und Unterrichtsräume des Fachs Pharmazie bzw. Pharmakologie oder eine Abteilung einer Institution (z.B. eines Krankenhauses) oder eines Industrieunternehmens untergebracht sind oder auch nur waren, das also konventionellerweise mit ihm in Zusammenhang gebracht wird. Das heißt: „Pharmazie“ ist kein Element, und auch keine Eigenschaft des Gebäudes; es kennzeichnet eine für die Kenner dieses Gebäudes gewohnte Relation, die im übrigen hochkomplex und schwer zu beschreiben sein kann.

Bei den Metonymien kann es sich um feste schematische Beziehungen, z. b. Nebengriffe handeln. Normalerweise handelt es sich aber um fakultative Relationen, die also nicht unbedingt überall, immer und in jeder Hinsicht bestehen müssen; sie sind aber auch nicht beliebig herstellbar, was im Wesentlichen heißt: ihre Verständlichkeit nimmt mit der Gebräuchlichkeit zu. Entsprechend sind die Grenzen zwischen Metonymie und Synekdoche fließend bzw. sich überschneidend. In dem Beispiel „*Die Gürtelrose in Zimmer 25 hat Fieber*“ lässt sich die Gürtelrose nicht nur als Eigenschaft des fiebrigen Patienten und damit als Synekdoche behandeln, sondern auch als Relation und damit als Metonymie. Vaihinger subsumiert Synekdoche und Metonymie unter dem Oberbegriff **Semifikation**.

Die **Metapher** scheint zunächst nichts anderes zu leisten als die Synekdoche oder die Metonymie. Die Operationen (1) bis (5) sind regelmäßig auch Bestandteile der Metapher. Wie vor allem die Synekdoche schneidet die Metapher aus einem Bedeutungsfeld Segmente oder Indizien heraus. Manchmal reißt sie aber auch ganze Bedeutungsfelder aus deren Umfeld heraus. Selten werden Teile des Umfelds mitherausgeschnitten. Eigenschaften, die ein Bedeutungsfeld mit anderen gemeinsam hat, können extrapoliert werden. Dann aber verpflanzt sie das Herausgeschnittene häufig in einen völlig anderen – wenn auch nicht beliebigen – Bedeutungsbereich. Dabei kann es erheblichen Bedeutungsveränderungen unterliegen.

Der *Untergebene*, der ein Dach mit Ziegeln versieht, ist sicherlich nicht in der sinnlichen Bedeutung *unten*. Noch weniger ist das *unter* in dem Wort *Unternehmer* sinnlich zu fassen. Hier haben wir es eher mit dem Gegenteil zu tun. Der neue Gebrauch kann also im Widerspruch zum Ursprünglichen stehen. Von Haus aus hat das *unter* in *Unternehmer* die Funktion des Understate-

ments, einer Beschönigung oder eines Euphemismus, (von griech. 'εὐφημος' 'das Gutreden', 'Wohllauten' – noch nicht: 'Schönreden').

Metaphern übertragen also nicht nur Bedeutungen, sondern verwandeln sie auch häufig. Der Prozess von der herkömmlichen zur neuen (verwandelten) Bedeutung kann dabei sehr schnell verlaufen, manchmal so schnell, dass die Angehörigen einer Sprachgemeinschaft den neuen Gebrauch gar nicht mehr als metaphorisch erkennen, insbesondere wenn der ursprüngliche vergessen wird bzw. im Gebrauch nicht mehr präsent ist. Man kann an einer Metapher durchaus unterscheiden, ob sie **origopräsent**, also ob ein Sprecher/Hörer ihre Herkunft noch mitdenkt, oder aber **obliterat** ist, d.h. vergessen hat und bestenfalls durch eine gesonderte Reflexionsanstrengung ins Bewusstsein bringen kann. Diese Unterscheidung ist für die Metaphernanalyse aber sekundär. Für das Funktionieren von Metaphorisierungen ist sekundär, ob sich Sprecher oder Hörer oder beide bewusst sind, dass sie metaphorisieren.

Der 9. November 1938 wurde von den Nationalsozialisten alsbald *Reichskristallnacht* genannt. Man wollte an dem Geschehen der Plünderung und Zerstörung jüdischer Geschäfte, dem Niederbrennen von Synagogen und der Ermordung jüdischer Mitbürger eine augenfällige Nebensächlichkeit in den Vordergrund rücken, nämlich dass dabei viele Glasfenster zu Bruch gingen. Sehr bald verband aber niemand mehr mit dem Ausdruck irgendetwas, das an Glas erinnerte. Eine Art witzelnder Zynismus lag sicher auch in der Intention der Nazis. Wenn heute wohlmeinende Sprachpfleger den Ausdruck „Reichskristallnacht“ wegen seiner ursprünglichen Beschönigungsintention angreifen, verkennen sie, dass aktuelle Bedeutungen sich vornehmlich dem Gebrauch der Wörter und Sätze in einer Situation verdanken und damit deren ursprüngliche Bedeutung verdecken können. Wir können an manchen Metaphern in einem Akt der Rückbesinnung noch den ursprünglichen Gebrauch rekonstruieren. Für die aktuelle Bedeutung ist diese Reflexion aber relativ irrelevant. Insbesondere bei Komposita, zusammengesetzten Wörtern, als auch bei stehenden Wendungen oder Sprichwörtern lernt der Alltagsmensch die neue Bedeutung in seiner aktuellen Bedeutung gewöhnlich wie ein Fremdwort.

Glase und Kristalle gehören zu den Verkettungen von Molekülen, Atomen und Partikeln (Ionen) und unterscheiden sich nur durch den Grad der Regelmäßigkeit, gehören also semantisch als Nebenbegriffe einem Bedeutungsfeld an, werden in der Alltagssprache auch relativ leicht assoziiert. Das Wort *Glasindustrie* verrät, dass *Glas* auch in einem weiteren Sinne, also als Oberbegriff, gebraucht wird. In diesem Falle wäre Kristall eine Synekdoche genauer: ein Hyponym und stünde zu Glas in einer Art-von-Beziehung. Wenn wir aber Kristall und Glas als Nebenbegriffe fassen, dann haben wir es offenbar mit einer Metonymie zu tun.

Es sei nochmals betont, dass es sich bei der Metaphorisierung meistens nicht nur um Bedeutungsübertragung, auch nicht einfach um Bedeutungstausch handelt – in diesem Fall sind auch gar keine Rückwirkungen auf den Ausgangsbegriff zu beobachten –, sondern um Bedeutungswandel. Das Wort *Reichskristallnacht* unterscheidet sich sehr bald nicht mehr von Neuworten, deren Morpheme (= Bestandteile) man nicht versteht. Gegenüber den **Vergleichstheorien** und den **Interaktionstheorien** in der Metaphernforschung wird hier also eine **Mutationstheorie** vertreten.

Der Mutationsansatz stellt der Metaphernforschung neue Aufgaben. Zum Teil wurde das oben bereits in die Praxis umgesetzt. Es wird nunmehr nicht nur zu fragen sein, was bei der Metaphorisierung geschieht, sondern auch

- was zurückgelassen (sekretiert) wird
- welche Momente des Bedeutungsfeldes des Metaphernursprungs gewöhnlich gebildet, welche zurückgelassen und welche der Metapher im Zielbereich hinzuwachsen können
- welche Komposita – bei Komposita umgekehrt: welche Morphemkerne – des Metaphorisierungsursprungs gewöhnlich gebildet, welche nicht gebildet werden können und welche im Zielbereich gebildet, welche – insbesondere wenn sie im Ursprungsbereich normal sind – nicht gebildet werden, welche ihr problemlos zuwachsen können
- welche Gebrauchssituationen im Ursprungsbereich gewöhnlich – es wäre auch nicht abwegig, hier von „gebräuchlich“ zu sprechen – und welche ungewöhnlich sind
- welche Gebrauchssituationen im Zielbereich gewöhnlich, welche ungewöhnlich sind.

Es ist klar, dass der Aufgabenbereich der Metaphernforschung damit ins unermessliche wächst. Natürlich ist es aber wichtig, sich in der Forschung erst einmal einen Überblick zu verschaffen, ehe man Einzelfälle studiert. Das sei hier wenigstens angedeutet.

Die Interpretation der Metapher als Lüge oder Fälschung – wie sie seit der Antike bis ins 19. Jahrhundert vorherrscht, aber in vielen Bereichen auch heute – war sicher eine Fehlinterpretation, zumindest eine einseitige Einschätzung und überdies unglaubliche Unterschätzung dieses zentralen Phänomens. Aber sie enthält dennoch berechtigte Hinweise auf einen verbreiteten Metapherngebrauch, der wissenschaftlich, aber auch moralisch nicht zu rechtfertigen ist.

Als Fehleinschätzung haben wir eben erst die Kritik am Gebrauch des Wortes „Reichskristallnacht“ kennen gelernt. Aber nicht nur Sprachpfleger gehen auf problematische Weise mit Metaphern um.

Ludwig Fischer, einer der wenigen Philosophen, die auf Vaihingers Fiktionsphilosophie aufbauten und sie v.a. im Bereich der Mathematik weiterentwickelten, hat auf die Bedeutung der Regeln und

Bedingungen des **Gebrauchs** von Metaphern hingewiesen.¹ Die Nichtbeachtung der Grenzen des Gebrauchs von Fiktionen kann schwerwiegende Folgen haben. Fischer definiert Fiktionen sogar über den Gebrauchsbegriff:

„Fiktionen sind gesetzmäßige Gebrauchsanpassungen unseres Denkens an die Verhältnisse, die es meistern soll, ohne sie doch vollwirklich fassen zu können. Darum sind wir an gewisse Gebrauchsgrenzen gebunden.“²

Eine Art abwegigen Metapherngebrauchs kommt nicht nur bei psychisch gestörten Patienten vor, wenn sie z.B. das Wort *Apfel* auf einen Zettel schreiben und den Zettel dann aufessen. Wir nennen diese Fehlhandlung Reifizierung (wörtlich: Verdinglichung). Sie begegnet auch in den Wissenschaften. So hat man im 19. und auch noch lange im 20. Jahrhundert z.B. in den Sprachwissenschaften das Phänomen der Sprache als Organismus, also als Tier oder Pflanze aufgefasst mit der Folge, dass man – alsbald wie selbstverständlich – dazu überging, sie zu „reinigen“, von Fremdkörpern freizumachen und vor Fressfeinden zu schützen. Die Fremdwortjagd, die ja auch heute noch Sprachpfleger praktizieren, basiert auf einer Reifizierung, die seinerzeit auch unter namhaften Sprachwissenschaftlern gang und gäbe war.

Um es zuzuspitzen: Das Wort *Hund* hat noch niemanden gebissen. Jedenfalls nicht, wenn nicht ein Hund darauf abgerichtet wurde, nach dem Aussprechen des Wortes *Hund* zu beißen. Und auch dann bestünde nur eine mittelbare Beziehung zwischen dem Wort *Hund* und der Handlung *beißen*. Es ist etwas anderes, wenn auch für die Metaphernanalyse von gewissem Interesse, wenn sich viele Menschen, derart mit *Hund* angesprochen, so verhalten, als wäre dieses Wort bissig oder als hätte es sie gar gebissen. Das Bürgerliche Gesetzbuch, das in Deutschland noch aus Kaisers Zeiten stammt, spricht hier pauschal von Beleidigung und sieht dafür Strafen vor. Es differenziert zu wenig zwischen bloßen Beschimpfungen, die mehr über den Beleidiger aussagen als über den Beleidigten, und Aufforderungen, den Beleidigten wie einen Hund zu behandeln. In Kulturen, in denen Hunde Objekte der Verehrung sind, wäre in diesem Fall das BGB mit seinen Beleidigungsparagrafen ziemlich deplaziert, in anderen Kulturen sogar eher zu harmlos, in denen Hunde als Nahrung dienen. Jedenfalls wenn es sich um Aufforderungen handelt.

Metaphern machen uns also nicht nur Wirkliches verständlich(er) und durchsichtig(er), sondern können auch sogar erheblich irreführen. Ganz ähnlich wie die Fremdwortjäger sind etwa die Rassisten in einer Reifikation befangen, mit allerdings weitaus brutaleren Folgen. Ursprünglich dem Irr-

¹ Fischer, Ludwig: Die Grundlagen der Philosophie und der Mathematik. Leipzig 1933, v.a. 118ff – Inwiefern der späte Wittgenstein seinen Gebrauchsbegriff von Fischer übernommen hat, entzieht sich meiner Kenntnis. Der Privatforscher Fischer ist offensichtlich noch gründlicher in Vergessenheit geraten als Vaihinger.

² Fischer, Ludwig: Das Vollwirkliche und das Als-ob. Berlin 1921, 88

tum erlegen, dass die Färbung der Haut bei Menschen durch die Blutgruppe bedingt sei,¹ machten sie das Blut zu einem Mythos, den sie auch beibehielten, nachdem klar war, dass zwischen Hautfärbung und Blutgruppenzugehörigkeit kein Zusammenhang besteht. Wie die Fremdwortjäger nahmen sie Phänomene wie Blutvergiftung und –verunreinigung zum Anlass, um alles Fremde analog als Unreines zu bekämpfen. Dass Menschen, derart durch eine Metapher irregeführt, infolge ihrer Reifikation zu Massenmördern werden können, hat uns im 2. Weltkrieg die SS, die seinerzeit nicht nur von der SS, sondern durchweg von den meisten Deutschen als Elite der Nation verstanden wurden, in erschreckendem Ausmaße demonstriert. Gute Metaphernforschung reflektiert also auch den therapeutischen Aspekt und ist damit – weil Ideologien zentral aus Metaphern bestehen – auch zentral **Ideologiekritik**.

Rassisten wie Fundamentalisten aller Art sind bekannt als Menschen, die sich in ihrem Umfeld nicht zurechtfinden und ein übertriebenes Bedürfnis nach klaren Strukturen, nach Ordnung und festen Mustern entwickeln, durchweg auch nach dominanten Autoritäten, die ihnen derartiges anzubieten versprechen. Man spricht von fehlender Ambiguitätstoleranz, die keine Revision zulässt, von mangelnder Lernbereitschaft, in manchen Fällen auch von Nekrophilie. Wenn man so will, ist es auch ein übertriebenes Bedürfnis nach Selbstkontrolle. Man kann sich mit fehlenden Ordnungen nicht abfinden. Die Angst, die Kontrolle zu verlieren, ist sogar häufig mit Abwehr und aktiver Bekämpfung von allem verbunden, was nicht in die von ihnen verifizierten Ordnungsstrukturen passt. Um trotzdem mit schnellebigen Veränderungen zurechtzukommen, entwickeln sie eine verstärkte Fähigkeit, in diese ihre alten Muster hineinzudeuten, was ihrem Ordnungsbedürfnis genügt. Sie reifizieren und konservieren also nicht nur Metaphernsysteme, sondern nutzen ihre Fantasie auch, um sie allen Neuerungen überzustülpen. Typisches Beispiel: Goebbels und sein Verhältnis zu den damaligen Novitäten Radio und Film.²

Die Beispiele zeigen, dass man mehrere Ebenen unterscheiden muss. Theoretisch ist es zweifellos richtig, wenn Philosophen immer wieder betont haben: Jedes **Faktum** ist schon **Fiktion**. In der Sprache kann ich aber in zweierlei Weise auf außersprachliche Fakten Bezug nehmen, einmal indem ich diese bzw. deren Repräsentanten einflechte in gewollt Nicht-primär-Faktisches, zum zweiten, indem ich sie in ihrem (faktischen) Zusammenhang beschreiben und/oder sogar in diesen eingreifen will, wobei sowohl Beschreibungen wie Eingriffe natürlich Als-Ob-Handlungen bleiben. Die erste Bezugnahme ist ausschließlich fiktiv. Die zweite ist darüber hinaus faktiv.

¹ Forschungen mit dem Ziel, solche Zusammenhänge nachzuweisen, gab es noch im 3. Reich. Das geht zumindest aus einem Schreiben des SS->Ahnenerbe<-Geschäftsführers Wolfram Sievers an den Gauamtsleiter und Mitglied des Reichstages Alfred Pfaff vom 28.5.1942 hervor. (BA BDC AE PA Pfaff). Herbert Albrecht, zeitweise Gauleiter in Schwerin, wollte sogar Schwerstverbrecher und Sicherungsverwahrte an der Blutgruppe erkannt wissen.

² Zu diesem Absatz s. Adorno, Theodor W.: The Authoritarian Personality. NY 1950 u.ö. – Simon: Blut- und Boden-Dialektologie. Tübingen 1998, Anhang (<http://hdl.handle.net/10900/46847>)

Fakten sind Fiktionen, die als feste, aber alles andere als absolut oder ewig gültige Grundlage individuellen, aber gerade auch kollektiven Handelns dienen können, insbesondere, wenn sich voneinander unabhängige „Informationskanäle“ durch wissenschaftlich strenge Überprüfung der „Ausgangsdaten“, durch innere Stimmigkeit (Widerspruchsfreiheit) und durch intensiven Argumentationsaustausch miteinander vereinbaren lassen. So wie die Fakten Fiktionen sind, haben umgekehrt Fiktionen zumindest in der Kommunikation eine faktische Kehrseite, in Sprechhandlungen z.B. die Schallwellen, in den Malhandlungen z.B. die Farben (bzw. deren chemisches Fundament), in den Spielen z.B. die Spielfiguren. Fiktionen dieser Art sind ohne „Materialisierungen“, ohne Faktisches nicht kommunizierbar. Sogar der Gedanke eines Philosophen oder der Plan eines Ingenieurs aktiviert neuronale Zellen, also Materielles bzw. Faktisches, im Gehirn.

Vaihinger war nicht der erste, hat das aber in eine systematisierte Metapherntheorie eingebunden, der beobachtete, dass Metaphern häufig paarweise auftreten:

Einheit – Vielheit
Ding – Eigenschaft
Ursache – Wirkung
Möglich – Unmöglich
Subjekt – Objekt
Innen – Außen
Materie – Geist
Wesen – Erscheinung
Subsistenz – Inhärenz
Chaos – Ordnung
Sein – Werden
Zustand – Bewegung
Anfang – Ende
Wahrheit – Irrtum
Sein – Nichts

Manchmal begegnen Metaphern zu dritt oder zu viert oder noch häufiger:

Sein – Werden – Machen
Teil – Komplex – Ganzes
Entstehung – Blüte – Reife – Verfall

Relativ selten werden alle Begriffe aus dem Herkunfts-Bedeutungsfeld zu einem Metaphernsystem, wie z.B. in der Evolutionstheorie die Baummetapher.

Diese Metaphernpaare bzw. –systeme tragen erheblich dazu bei, was später Wittgenstein die „Verhexung des Verstandes durch die Sprache“ genannt hat. Nehmen wir z.B. die Unterscheidung von innen und außen. Kant hatte zur Analyse dieser Unterscheidung bereits manches beigetragen, indem er das Ding an sich, also unabhängig von einem Beobachter, als nicht erkennbar bezeichnete. Das heißt, das Außen ist nur *pro me* und nicht *a se*, also dem menschlichen Denker nur als Objekt, wörtlich: als „Gegenwurf“, genauer durch die Kategorien des Innen fassbar. Über das Außen kann ich nichts Absolut-Gültiges erfahren, d.h. Wahrheit in einem radikalen Sinne als Feststellung eines Ewig-und-für-alle-Zeiten-Anzuerkennenden ist nicht möglich, übrigens ebenso wenig die Entlarvung als Lüge, was eine solche Wahrheit beansprucht. Wenn Wittgenstein sagt: „Die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt“¹ dann spitzt er das nur auf das dominante Zeichensystem zu. (Sein Satz: „...was jenseits der Grenze liegt, wird einfach Unsinn sein“² ist allerdings zu sehr in Gefahr, Kants Aussage über das Ding an sich in Wertungsfragen außer Kraft zu setzen. Der Grenzgedanke wird zu wenig als Fiktion behandelt, wenn man Innen und Außen mit Sinn und Unsinn parallelisiert). Fiktionsanalytisch gehört das >Ding an sich< zu den Abweg-Fiktionen, zu denen kein Rückweg möglich ist.

Dieser Kritik an der Innen-Außen-Unterscheidung begegnet man seit Kant mit dem Hinweis auf einen angeblichen Denkfehler von der Art des *circulus vitiosus*. Das heißt, wer Sprache mit sprachlichen Mitteln beschreibt – wie das nicht nur die Linguistik tut –, wer die Nicht-Hintergebarkeit der Sprache bei Faktenaussagen betont, wer die Fiktivität auch von Hypothesen behauptet, bewege sich angeblich in einem Kreis.

Dazu ist zweierlei zu sagen:

1. Es gibt nur die Alternative: Entweder ein Gedankenzirkel – ob er fehlerhaft ist, kann ohnehin erst im Nachhinein wahrscheinlich gemacht werden – oder aber ein Dualismus von der Art Idee und Faktum. (Beides findet man übrigens bei Kant). Diese Alternative zwischen tendenziell erkenntnistheoretischem und ontologischem Ansatz durchzieht die ganze Philosophie seit Kant.
2. Meine Parteinahme für die Erkenntnistheoretiker basiert auf bedeutungsphilosophischen Erkenntnissen: Wer handelt, hat in jedem Fall entschieden. Er ist damit ein Risiko eingegangen. Wer an die Gesellschaft appelliert, in spezifischer Weise zu handeln, plädiert für ein kollektives Risiko, eben für Gegenwürfe, besser Entwürfe einer Zukunft. In solchen Entwür-

¹ Wittgenstein, Ludwig: Tractatus logico-philosophicus. 1921, § 5.6.

² ebenda, Vorwort

fen geht es nicht um Wahrheiten oder gar um Ewigkeiten, sondern um etwas, das für einen zu bestimmenden Zeitraum global Bedeutung beanspruchen soll.

Die Versuche, ein Außen absolut zu etablieren, nehmen nicht nur den Mund zu voll, sondern lenken auch von der Aufgabe ab, zu einem **Konsens** zu kommen, der der Menschheit als Rahmen ihrer Bedeutungsentscheidungen dienen kann. Das heißt, es geht darum, für ein begrenztes Zeitfenster Rahmen und Regeln zu entwerfen, die man wagt, auf Grund maximaler Erklärungsstärke und Widerspruchsfreiheit als Selbstverständlichkeit zu behandeln, die aber revidierbar bleiben müssen. Revidierbar heißt: Kodizes – wie etwa die Menschenrechte – sind nur funktionstüchtig, wenn ihnen ein Frühwarnsystem korrespondiert, das rechtzeitig signalisiert, wo Aspekte reparaturbedürftig sind. Auch solche Frühwarnsysteme sind nicht funktionstüchtig, wenn auf Grund von Einzelfällen oder wegen einer kurzfristigen Mode oder sonstiger Aufgeregtheiten von Zeitgenossen sofort alle Änderungswünsche ernst genommen werden. Zu einem Frühwarnsystem gehört also eine umfassende Diskussion mit den Zielen größtmöglicher Erklärungsstärke und Widerspruchsfreiheit. Der Biologe Ernst Mayr, einer der wenigen Fachwissenschaftler, die keine Hemmungen haben, über den Teller- rand ihrer Disziplin hinauszublicken, hat mit Recht darauf hingewiesen, wie sehr unsere Kultur noch den Wertvorstellungen einfacher Bauerngesellschaften verhaftet ist. Frühwarnsysteme hätten längst die schier unglaubliche Verkrustung unserer Moral ins Visier nehmen müssen.¹

Da es früher Zeiten gab, in der die Denkkraft der Menschen kollektiv beeinträchtigt gewesen zu sein scheint und/oder die Bereitschaft selbst Höchstgebildeter, sich auf Widersprüchliches und Erklärungsschwaches einzulassen, verbreitet waren, weil den Wunschvorstellungen vieler oder gar Herrschender entsprechend (Beispiel: 3. Reich), muss auch heute und in Zukunft mit diesem Phänomen gerechnet werden. Darum wäre es – unabhängig vom konkreten Fall – grob fahrlässig, frühere Antworten auf Fragen, die den heutigen ähnlich sind, nicht in diese Diskussion einzubeziehen oder gar den Zugriff auf entsprechende Informationen zu erschweren oder gar zu verunmöglichen. Analog wäre die Kontrolle über diejenigen zu verstärken, die über den Zugang zu oder die Kassation (Vernichtung) von Informationen oder über die Finanzierung oder gar Auflösung ganzer Archive, Bibliotheken und vergleichbarer Informationsspeicher zu entscheiden haben. Über **Informationsverbrechen** dieser oder auch gegenteiliger Art (Überflutung mit sinnlosen Informationen) lohnt es sich, Gesetze zu machen.²

¹ Mayr, Ernst: Der Ursprung der menschlichen Ethik. in: Ders.: Eine neue Philosophie der Biologie. München, Zürich 1991, 98-118

² s. dazu: <http://www.gerd-simon.de/archivpolitik.pdf> bzw. <http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/archivpolitik.pdf>

Der Fiktionsgedanke begegnet nicht selten klassischen Strategien der Argumentabwehr. Man kann ihn tabuisieren, indem man ihn zu einer Allerweltsweisheit stilisiert. „Alles ist Fiktion“ kann man sagen und damit auch unterstellen, weiter gäbe es dazu nichts zu sagen bzw. also könne man weiter so verfahren, wie man bisher verfuhr. Die im Fiktionsgedanken schlummernde Kritikpotenz nimmt man jedenfalls nicht wahr oder unterschätzt sie. Reifizierungen, d.h. Verdinglichungen von Fiktionen beginnen mit der Verharmlosung dieser Potenz. Die „Verhexung des Verstandes durch die Sprache“, der gerade die Philosophen, selbst Wittgenstein, erliegen, ist nur möglich bei mangelndem Fiktionsbewusstsein. Fiktionsbewusstsein kritisiert aber nicht nur herkömmliche und selbstverständliche Begriffe, Begriffspaare und Begriffssysteme, sondern ermutigt auch zur Kreation neuer Fiktionen mit mehr Erklärungsstärke und größerer Freiheit von ungewollten und unnötigen Widersprüchen.

Der Fiktionsgedanke ist aber auch grundsätzlich missverstanden, wenn man etwas von ihm ausnehmen will, wenn man etwas zu seinem „Außen“ erklärt, das also als Ding an sich zu behandeln wäre. Diesem Verdikt verfällt auch, wer die Fiktivität der in den Wissenschaften gebräuchlichen Hypothesen leugnet. Da Vaihinger das Metaphernpaar Fiktion – Hypothese nicht einer Fiktionsanalyse unterzieht, was schon Fritz Mauthner mit Recht kritisierte,¹ muss hier ausdrücklich darauf hingewiesen werden, dass sich in einem durchaus unnötigen Selbstwiderspruch befindet, wer als Fiktionsphilosoph den Als-Ob-Charakter dieser Hypothesen nicht zu sehen bereit ist. Auch der Gebrauch von ‚Widerspruchsfreiheit‘ oder ‚Erklärungsstärke‘ steht durchaus zur Diskussion, wenn auch keineswegs als Einladung zu Irrationalismen, Widersprüchlichkeiten und Erklärungswillkür aller Art.

Gedankenzirkel sind – wie Mauthner es in einem Bilde sagt – „Feuer im hölzernen Ofen“. Sie sind unvermeidlich, wenn man nicht zu Dualismen seine Zuflucht sucht. Dualismen sind aber nicht nur philosophisch unbefriedigend. Sie widersprechen auch elementaren Regeln der wissenschaftlichen Terminologie-Konstruktion. Nach diesen Regeln müssen, um in der Begrifflichkeit wissenschaftliche Vergleichsergebnisse angemessen zum Ausdruck bringen zu können, nicht einfach nur in einem Begriffspaar Unterschiede, sondern in einem Oberbegriff auch Gemeinsamkeiten erfasst werden können, wobei der Oberbegriff nur Oberbegriff des Begriffspaares sein sollte. Andernfalls besteht der begründete Verdacht, dass eine entsprechende Forschung ihre Aufmerksamkeit einseitig auf Unterschiede gerichtet hatte, also einen Willkürfehler beging.

¹ MAUTHNER, Fritz: Beiträge zu einer Kritik der Sprache. 3. Bd. 1913² Ffm, Berlin... 1982, 479 – Diese Darstellung findet eine Differenzierung in: Simon: Als-Ob-Logik und Wenn-Dann-Logik. (<http://www.gerd-simon.de/Als-Ob-Logik.pdf> bzw. http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/Als_Ob_Logik.pdf)

Vaihinger betont aber auch, dass ohne Unterscheidungen wie die von innen und außen keine Erkenntnis möglich wäre. Die Unterscheidung von *Fiktivität* und *Faktivität* reißt an sich wie die von *Geist* und *Materie* Zusammengehöriges auseinander, behandelt das Gemeinte also, als ob es zwei unabhängige Phänomene wären, gewinnt dadurch aber ein Verständnis, das uns daran hindert, beide Ebenen so zu verwechseln, wie das der psychisch gestörte Patient mit dem Wort *Apfel* auf den Zettel tat. Wenn man sich – wie in fast allen fundamentalistischen Systemen – der Fiktionalität der Fakten umgekehrt nicht mehr bewusst bleibt, kommt man zu Verhaltensweisen, wie wir sie bei den Fremdwortjägern in ihrer Befangenheit in der Organismus-Metapher beobachten konnten.

Dabei ist die Grenze zwischen Fiktivität und Faktivität fließend. Wenn z .B. die intelligenten Nefen von Donald Duck im Comic Strip ein gesunkenes Schiff wieder an die Meeresoberfläche heben, indem sie im Schiffsrumpf unzählige Tischtennisbällchen unterbringen, dann kann es leicht passieren, dass das ein Fachmann bei der Bergung von Schiffen als Idee aufgreift und in die Tat umsetzt. Spiel, Kunst, Dichtung, allgemein: fiktive Welten können also auch zu Vorreitern von Veränderungen in der Welt der Fakten werden. Metaphern sind auch in Wissenschaft und Praxis trotz ihrer Herkunft aus der Welt der Fakten erst einmal wie in Kunst und Spiel ausschließlich fiktiv. Es ist sogar erfahrungsgemäß kontraproduktiv, wenn diese zu zielorientiert wie der Bulle auf das faktive rote Tuch starren. Metaphern sind hier zunächst **Abwege**, die erst in späteren Schritten in Wissenschaft und Praxis einen **Rückweg** in den ursprünglichen Faktenzusammenhang finden. In Kunst und Spiel haben Metaphern umgekehrt zumeist ihren Ausgangspunkt schon in Fiktionen oder fiktionalen Welten, gleiten gleichsam an beliebiger Stelle in die Welt der Fakten ab, um diese dann als Mittel, Versatzstücke oder Anhängsel in diese einzubinden. Im Grenzfall kann auch in Kunst oder Spiel Faktivität eine dominante Rolle spielen, z.B. im Agitprop-Theater oder in den Manövern von Militärs.

Das Erlebnis der Differenz zwischen Fiktionen und Fakten ist offenbar nicht nur auf den Menschen beschränkt. Eine Katze z.B. behandelt ein Wollknäuel zunächst wie eine Maus. Sie spielt damit; sie übt „für den Ernstfall“ – so deuten das die Menschen –. Erblickt sie dann plötzlich eine leibhaftige Maus vor sich, ist sie so „entsetzt“, dass sie erst einmal den Kairos (= den richtigen Moment) verpasst.

Wie bereits angedeutet, sind Operationen wie Zerlegen, Abstrahieren, Verbinden, Extrapolieren, Übertragen oder Verwandeln selbst metaphorisch. Das zeigen schon die ursprünglichen Bedeutungen der Kernmorpheme: *legen*, *trahere* (= ‚ziehen‘), *binden*, *polus* („Drehpunkt“), *tragen* und *wandeln* (etymologisch in Beziehung zu setzen zu *wenden* und *winden*). Sie stammen zumeist aus dem riesigen Bedeutungsbereich des **Handwerks**. Polemisch: die Operationen, die wir mit den Meta-

phern in Verbindung brachten, haben wir wie ein Handwerker auf Material angewandt, das in unserem Fall Bedeutungen sind. Für Wissenschaftler sind diese Operationen nicht weniger selbstverständlich als für Handwerker. Anders formuliert: Neues und Unbekanntes pflegten die Menschen in unserer Kultur mit handwerklichen Methoden zu etwas Vertrauten wie Raum, Zahl, Körper etc. in Beziehung zu setzen.

Indem über Prozesse und Phänomene kommuniziert wird, werden schon in der Tierwelt Merkzeichen, Anhaltspunkte, Anzeichen, allgemein: Andeutungen außerhalb von diesen benützt, die verbunden, extrapoliert, übertragen und verwandelt werden, um anderen unter Umständen an einem anderen Ort und zu einer anderen Zeit diese nacherlebbar und weiterverarbeitbar zu machen. Sprache ist unter diesem Aspekt kaum mehr als ein System solcher Andeutungen. Schon früh spielen im Tierreich **Rituale** eine Rolle. Diese Operationen unterscheiden sich nicht grundsätzlich von denen, die bei den Wahrnehmungen, Weiterverarbeitungen und an diesen orientierten Handlungen von nichtkommunizierenden Einzelexemplaren zu beobachten sind, sie sind ohne diese nicht fassbar und überlagern sie. Die Kommunikation dieser Andeutungen funktioniert, wenn nicht von Anfang an, aber von Art zu Art verschieden, wie erwähnt, am effektivsten in ritualisierter Form. Letztere gewinnt alsbald ein Eigenleben, wobei die relative Autonomie des Rituellen in der menschlichen Sprache, die die Grammatiker **Syntax** nennen, möglicherweise noch nicht einmal die am weitesten autonomisierte Art von Kommunikation in der Welt ist. Vielleicht ist die Syntax der „Sprache“ der Delphine noch „eigenwilliger“. Es besteht jedenfalls überhaupt kein Anlass, die Operationen, die wir bei den Metaphorisierungen ausgemacht haben, auf innersprachliche Phänomene und Prozesse zu begrenzen. Zugespitzt formuliert: Kommunikation und also auch die Sprache verdankt ihre Entstehung und Entwicklung Metaphorisierungsprozessen. Dabei scheint Metaphorisieren sogar ein grundlegendes Merkmal lernfähiger Lebewesen zu sein. Fiktionen und Metaphern sind zu den **Umwegen** zu zählen, die die Natur – was immer das sei – auch sonst zu beschreiten pflegt. Dazu später mehr. Auch hier gilt: Der Direktweg ist nur ein Grenzfall des Umwegs.

Die menschliche Sprache verwandelt mehr als die meisten anderen Kommunikationssysteme die dreidimensional wahrgenommene Wirklichkeit in ein tendenziell eindimensionales Nacheinander, dessen Struktur mit dieser nur noch wenig zu tun hat, offenbar nur noch übertroffen durch das tendenziell digitale Echolot-System, das Delphine und manche andere Arten von Walen verwenden.

In der Geschichte der Metaphernforschung gibt es eine wenig beachtete, manche dieser Erkenntnisse vorwegnehmende Studie eines ethnologisch versierten Entwicklungspsychologen, eine frühe Arbeit des seinerzeit in Hamburg wirkenden Heinz Werner aus dem Jahre 1919 mit dem Titel „Die Ursprünge der Metapher“. Diese Studie fällt gewiss in mancher Hinsicht metaphorntheoretisch hin-

ter Positionen zurück, wie sie insbesondere Nietzsche, Vaihinger und Mauthner vertraten, nicht zuletzt, weil sie diese offensichtlich nicht kennt. Als hätte sich seit der Antike in dieser Hinsicht nichts getan, steht für Werner der Aspekt im Vordergrund, ob eine Metapher bewusst eingesetzt wird. Wie seinerzeit wird mit der Metapher Lüge und Falschheit konnotiert. Wie die Ethnologie zu Beginn des 20. Jahrhunderts durchweg spricht Werner unbefangen von Primitiven, bringt diese sogar ziemlich bedenkenlos in eine hierarchische Beziehung zueinander und spricht z.B. von den Buschmännern als der „tiefststehendsten Rasse.“¹ Diskussionslos behandelt er Phänomene und Vorgänge bei rezenten – d.h. im 19. Jahrhundert und/oder noch heute existenten – Völkern – europäische Völker spielen dabei eine eigentümlich verschwindende Rolle – als Vorformen bzw. Vorstufen, ohne irgendeine Beziehung zu den Überlieferungen früherer steinzeitlicher Kulturen herzustellen.

Dennoch hat die entwicklungslogische Analyse einer Fülle von Beispielen eine unverkennbare Plausibilität. Insbesondere scheint mir die Unterscheidung von Ding- und Vorgangsmetaphern einerseits – er spricht meist einfachheitshalber von **Dingmetaphern** – und Wort- und Satzmetaphern andererseits – manchmal einfach **Sprachmetaphern** genannt – ein wertvoller Beitrag zu sein, der leider in der Geschichte der Metaphernforschung – wenn ich recht sehe – bisher keine Resonanz fand.² Unter den Ding- und Vorgangsmetaphern versteht Werner eine unsprachliche Gestaltungsform, „bei welcher das Gleichnis ausschließlich in der stummen Zusammensetzung der Naturdinge“ bzw. Vorgänge bestehe.³ Die Entstehung solcher unsprachlichen Metaphern erklärt er aus dem Mangel bzw. der Hemmung positiver Handlungsmöglichkeiten bzw. aus der Tendenz, dieses Negativum durch ein Positivum zu ersetzen. Er sieht dabei die Entstehung der Metaphern überhaupt in engem Zusammenhang mit dem Tabu, einem Phänomen, das er Nomadenvölkern weitgehend abspricht, das jedenfalls erst bei frühen sesshaften Stämmen dominant werde. Das Tabu wiederum sei Folge verbreiteter Furcht. Nomadenvölker könnten diese abreagieren, indem sie den Ort unange-

¹ Werner, Heinz: Die Ursprünge der Metapher. Leipzig 1919, 214

Werner war 1917 am Hamburger Kolonialinstitut tätig, aus dem dann 1919 die Hamburger Universität entstand. Er war dort Mitarbeiter des bekannten Psychologen William Stern, der – wie auch Werner – 1933 in die USA emigrierte. Werner und Stern wurden, seinerzeit von ihrem Kollegen Hans Paul Roloff und einigen anderen diffamiert, Werner z.B. als „ungarischer Jude“, der in Wien einen deutschen Namen angenommen habe. Beides, Judentum und Namenswechsel, ist wahrscheinlich aus der Luft gegriffen, konnte jedenfalls bisher nicht verifiziert werden. s. dazu: Moser, Helmut: Zur Entwicklung der akademischen Psychologie in Hamburg bis 1945. in: Krause, Eckart u.a. (Hg): Hochschulalltag im >Dritten Reich.< Die Hamburger Universität 1933-1945. Berlin, Hamburg. 1991, Bd. 2, 496 – s.a. Strauss, Herbert A./Röder, Werner: Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933. Vol II: The arts, sciences and literature. Mchn... 1983, 1237f

² Eine interdisziplinäre Metaphernforschung ist nach wie vor ein dringendes Desideratum. Dass Forscher sich sogar in ihrem Spezialgebiet nicht auskennen, ist im Bereich der Metaphernforschung die Regel. Auch Geschichten der Metaphernforschung (z.B. Hülzer, Heike: Die Metapher: Kommunikationssemantische Überlegungen zu einer rhetorischen Kategorie. Münster 1987 oder Hülzer-Vogt, Heike: Kippfigur Metapher – metaphernbedingte Kommunikationskonflikte in Gesprächen. 2 Bd. Münster 1991) liefern kaum mehr als ein nicht begehbare Gerüst, als eine Verbindung nicht extrapolierbarer Punkte.

³ Werner, Heinz: Die Ursprünge der Metapher. Leipzig 1919, 48

nehmer Erlebnisse einfach verlassen. Sesshafte Völker würden mit diesen Orten und Erlebnissen zusammenhängende Dinge und Vorgänge tabuisieren und Regeln entwickeln, damit umzugehen. Dabei kämen sie zu Verhaltensweisen, die man auch in Spätkulturen als funktional bzw. zweckorientiert bezeichnen würde, z.B. im Jagdzauber, wenn „durch die Vorführung von Tänzen, welche das Leben und Treiben der Jagdtiere behandeln, diese angelockt werden“, oder in der Verwendung von Lockvögeln.¹ So sehr die Entwicklungspsychologie bei Werner also noch in der Kolonialzeit verhaftet ist, so sehr sich Werner dieser Neuerung als solcher noch nicht bewusst ist, so wichtig scheint mir, dass bei ihm vor allem – wenn ich recht sehe – erstmalig der Metaphernbegriff die noch heute verbreitete Begrenzung auf die Sprache transzendiert.

Strukturell lässt sich noch heute zwischen dem sukzessiven Voreinandersetzen von Zeige- und Mittelfinger auf einem Tisch als Antwort auf die Frage „wie kam er von Tübingen nach Nehren?“ und der Antwort „zu Fuß“, „gehend“ oder „wandernd“ jedenfalls kein grundsätzlicher Unterschied entdecken.² Erst wenn wir uns mit einer neuen Vorgangsmetapher reflexiv auf das Voreinandersetzen von Fingern beziehen wollen, geraten wir schnell an grundsätzliche Grenzen, die die Sprachmetaphern nicht kennen. Sprachmetaphern gestatten uns demgegenüber, eine Metapher als Basis in syntaktische Beziehung zu anderen zu setzen – z.B. „fußeln“, „Fuß des Berges“, „auf einer Erkenntnis fußen“, „entzwei gehen“, „in den Geldbeutel wandern lassen“ etc. – Die Sprachmetaphern sind also von weiter tragender Potenz als die Ding- und Vorgangsmetaphern.

In der Tat besteht kein Grund, die Ding- und Vorgangsmetaphern grundsätzlich von den Sprachmetaphern zu unterscheiden. Ob aber die Sprachmetaphern aus den Ding- und Vorgangsmetaphern entstanden sind – was Werner nahe legt –, kann mit Fug und Recht bestritten werden, ist aber demgegenüber sekundär. Zu der unten ausführlicher vertretenen Vermutung, dass die beiden Metaphernarten, die nichtsprachlichen und die sprachlichen, ursprünglich zwei Seiten ein und derselben Medaille gewesen sein könnten, findet sich bei Werner – wie in der späteren Forschungsgeschichte – kein Ansatz. Dem Begriff der Dingmetapher nahe kommt der Begriff der Gegenstandsbedeutung, den Holzkamp in den 70er Jahren im Rahmen einer psychologischen Bedeutungstheorie allerdings einen umfassenderen Sinn gegeben hat. Dazu später mehr.

Der Entwicklungspsychologe Werner verrät – und das in einer Zeit, als die Psychologie sich institutionell noch im Rahmen der Philosophie bewegte – keinerlei Reflexion über die Metaphorizität seiner Unterscheidungen. Auch terminologisch sind seine Begriffe nicht in ein philosophisch reflek-

¹ ebenda 53

² Auch verbale Äußerungen lassen sich ja auf physiologische Vorgänge beim Laute-Äußern, z.B. Beteiligung der Lunge, des Kehlkopfes, des Nasen- und Mundraums etc. zurückführen. Diese Vorgänge stehen dann für die gemeinte Bewegung wie das Voreinandersetzen der Finger.

tiertes Begriffssystem eingebunden, bestenfalls liefern sie Cluster, die aber miteinander nicht in Beziehung gebracht werden. Auf die Rechtfertigung dieses Mangels in postmodernen Philosophien gehe ich später kritisch ein. Dennoch wurde der Metaphernforschung hier ein Weg gewiesen, aus – bei näherem Zusehen – nicht begründbaren Selbstbeschränkungen und Abschottungen gegenüber neuen Erkenntnismöglichkeiten herauszufinden.

Die Beleuchtung sprachlicher Phänomene vom Metaphernbegriff her lässt sich im übrigen problemlos in Richtung auf andere Zeichen- und Kommunikationsarten expandieren. Metaphorisierungen sind offensichtlich Mutationsvorgänge, die sich nur in Details, nicht aber grundsätzlich von anderen unterscheiden. Es sollte damit gerechnet werden, dass Ding- und Vorgangsmetaphern zusammen gedacht werden können mit Mutationen, wie wir sie sogar im prähumanen Bereich erschließen können. Das Besondere von Sprachmetaphern erhellt sich jedenfalls erst auf dem Hintergrund einer allgemeineren Analyse von Mutationen unterschiedlichster Art.

Auf dem ersten Blick könnte man geneigt sein, die Konstruktivisten als Nachfahren der Fiktionalisten zu sehen. Zumindest Vaihinger, aber auch Mauthner sind den Konstruktivisten aber offensichtlich unbekannt geblieben. Aus deren Sicht müsste man die Konstruktivisten auch eher als Trivialfiktionalisten skizzieren. Insbesondere Mauthner hat herausgearbeitet, dass Begriffe wie der des 'Konstrukts' durch nichts davon ausgenommen werden können, selbst als Konstrukt behandelt zu werden.

Was bei den konstruktivistischen Philosophen bereits als unerkannter Selbstwiderspruch zu beobachten ist, nämlich, dass der Begriff 'Konstrukt' nicht als Konstrukt durchschaut wird, gerät bei Neurologen wie Gerhard Roth zu einer ärgerlichen Denksperre, die sich nicht mehr von der der fundamentalistischer Deterministen unterscheidet. Wer die Willensfreiheit als Fiktion behandelt, muss das auch mit der Kausalität tun. Die Theorie, dass neuronale Prozesse durch Gene deterministisch gesteuert werden, ist wie die der Willensfreiheit als Konstrukt anzusehen. Vermutlich hätten Vaihinger und Mauthner auch die einseitigen Versuchsanlagen dieser Neurologen kritisiert. Schon Kybernetiker wie Norbert Wiener hatten gezeigt, wie Schaltkreise Spielräume schaffen können, die prinzipiell nicht genaue, sondern nur in bestimmten Grenzen ungenaue Ergebnisse vorhersagbar machen. Die Quantentheorie hat in der Physik das Kausalprinzip keineswegs – wie manchmal behauptet wird – außer Kraft gesetzt, sondern eher als Grenzfall unscharfer Prozesse in subatomaren Bereichen wahrscheinlich gemacht. Der Philosoph und Mathematiker Ludwig Fischer zeigte schon 1921, dass in der Physik Unsicherheiten nicht nur den subatomaren Bereich betreffen, dass z.B. Newtons Formel der Fallgeschwindigkeit

$$h(t) = h_0 - \frac{1}{2}gt^2$$

von zahlreichen Bedingungen absehen muss, deren Auflistung bei ihm Seiten füllt. Natürlich ist die Formel ein Fortschritt gegenüber der Daumen-Peil-Methode, aber auch nur eine Richtschnur, wenn auch messbar und also zuverlässiger vergleichbar, aber eine Richtschnur, mit Exaktheit vortäuschenden Ungefähr-Werten, um die die konkreten Messwerte – je nach Bedingung – streuen und von denen sie manchmal bedeutsam abweichen können. Bekannt ist auch der Spruch des späten Wittgenstein, dass es Unsinn sei, die Entfernung der Erde von der Sonne auf den Millimeter genau bestimmen zu wollen. Die ausschließliche Orientierung an Exaktheit und Wahrheit ist durchweg empirisch dysfunktional. Wenn man so will, ist die Logik, um die sich die fuzzy logic bemüht, (bzw. unscharfe Verfahren, die Kluft zwischen Logik und Empirie zu überwinden,)¹ bereits in Vaihingers Fiktionslogik angelegt.

Die Einwände Einsteins und seiner Mitarbeiter gegen Vaihingers Philosophie des Als Ob liegen auf der gleichen Linie wie ihre Einwände gegen Plancks Quantenphysik, speziell gegen die Unsicherheitsrelation. Grob gesagt, liegt diesen Einwänden die verbreitete Auffassung zugrunde, dass die Geometrie den Sprung von der Logik zur Empirie leistet und das fiktionsfrei absolut und für alle Zeiten gültig. Dass man von einer Verabsolutierung der Geometrie und einer reinen Wenn-Dann-Logik aus konsequenterweise auch die Einsteinsche Relativitätstheorie ablehnen muss, ist ein Schritt, den Hugo Dingler ging. Dass Dingler nach dem 2. Weltkrieg kaum jemand gefolgt ist, dürfte nicht nur daran liegen, dass er von diesem Ansatz aus Grundlagen für eine NS-Ethik zu legen versuchte,² sondern auch daran, dass die Erfolge insbesondere der Nuklearphysik danach von diesem Fundamentalismus aus kaum noch nachvollziehbar erklärt werden konnten. Dass die Naturwissenschaftler zu Einsteins Zeiten seiner Relativitätstheorie zum Durchbruch verholfen hätten, wenn er sie mit Vaihingers Fiktionsphilosophie vereinbart hätte, kann man umgekehrt natürlich bezweifeln, erklärt aber nicht, warum man diesen Weg bis heute nicht beschreitet.

In der Biologie hat man analog die Evolution der bereits in der Tierwelt verbreiteten Lernfähigkeit sich aus allgemeinen Auslösemechanismen vor allem durch Spezialisierung einzelner Zellen und Zellenverbindungen in Richtung Hemm- und Speicherfähigkeit entwickeln lassen. Diese Zellen und Zellenverbindungen wirken nur im Grenzfall auf die Handlungen von Lebewesen determinativ, meistens aber nur konsultativ ein. Diese Spezialisierung schafft nicht erst beim Menschen Entschei-

¹ McNeill, Daniel / Freiburger, Paul: Fuzzy Logic. Die >unscharfe< Logik erobert die Technik. (Aus dem Amerikanischen von Jaroslawski, Robert) München 1994 – Mendel, Jerry M.: [Uncertain rule-based fuzzy logic systems: introduction and new directions](#). Upper Saddle River, NJ 2000 – Arfi, Badredine: [Linguistic fuzzy logic methods in social sciences](#). Berlin 2010

² <http://www.gerd-simon.de/Dingler.pdf> bzw. <http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/Dingler.pdf>

derungsspielräume, so sehr diese durch genetisch bedingte Auslösemechanismen eingeengt werden können. Das limbische System im menschlichen Gehirn, das zentral an den Handlungsentscheidungen beteiligt zu sein scheint, als so unveränderbar omnipotent und so resistent gegen die in den grauen Zellen gespeicherten Erfahrungen zu behandeln, wie das Roth tut, ist Ergebnis von unreflektierten Vorentscheidungen bei der Konstruktion von Versuchsanlagen, die den Fokus auf Determiniertheiten richtet und die Möglichkeit von Entscheidungsfreiräumen von vornherein einengt bzw. ausschließt. Roth zugutehalten muss man, dass auch heute noch die Forscherelite auf Kausalität gerichtete Studien gegenüber denen favorisiert, die auf Freiheit zielen. Diese in der Wissenschaftswelt verbreitete Einseitigkeit ist wissenschaftstheoretisch nicht zu begründen; sie ist insbesondere dann zu problematisieren, wenn sie Einfluss auf die Sozial- und Rechtspolitik beansprucht, z.B. daraus folgert, dass auf Grund von Gen-Gutachten Kriminelle als schuldunfähig wegzusperren seien. Vaihingers Devise, die Menschen so zu behandeln, als ob sie frei wären, fand nicht nur Eingang in den philosophischen Pragmatismus, sondern auch in eine Rechtstheorie wie die eines Radbruch. Die Theorie der automatischen Steuerung des Menschen durch die Gene bricht dagegen eher Dämme in Richtung Euthanasie.

Die menschliche **Sprache** ist also ein **Fiktionssystem unter anderen**. Sie baut auf anderen Fiktionssystemen auf, die größtenteils auch noch in ihr wirksam sind. Evolutionsgeschichtlich sind letztere durchweg sehr viel älter. Auf jeden Fall baut das Fiktionssystem >Sprache< auf folgenden Fiktionssystemen auf: Sich-Orientieren mit seinem Kern Wahrnehmen, (unter den 5 Sinnen v.a. Hören und Sehen), Begreifen mit seinen Kernen Speichern und Lernen, Verarbeiten und Steuern sowie Verhalten, mit den Kernen Kommunizieren und Gestalten auf. Das Fiktionssystem Sprache konnte sich nicht entwickeln ohne diese Operationen, die wir gut tun, (nicht zuletzt um sich nicht in Widersprüche zu verstricken) ebenfalls als Fiktionssysteme zu deuten. Sie baut allerdings, was hier sofort richtig gestellt werden soll, nicht einfach auf diesen auf, sondern verwandelt sie auch.¹ Sie dürfte in den Anfängen mehr als heute einhergegangen sein mit dem Werkzeugverhalten. Beide haben vieles gemeinsam, lassen sich also fassen als Varianten spezifischen Gestaltens (v.a. des Verknüpfens von Gegenständen bzw. Luftschwingungen) und traten wahrscheinlich gleichzeitig mit der Menschwerdung auf. Wenn wir über Gegenstände im Preßwerk als Arbeiter oder als Wissenschaftler reden, sind daran alle diese Fiktionssysteme, manchmal auch nur Subsysteme beteiligt.

¹ Insofern ist die im Anhang wiedergegebene Bedeutungsgeschichte als Treppenpolygon eine grobe Vereinfachung.

Wenn wir die Grundlage unseres Handelns als ‚**Wirklichkeit**‘ bezeichnen, dann können wir ihrer offenbar einigermaßen sicher sein, wenn diese Fiktionssysteme zusammenstimmen bzw. zu vereinbaren Ergebnissen führen. Diesen Konsens der Fiktionssysteme könnten wir entsprechend ‚**Wahrheit**‘ nennen, zumindest wenn wir nicht gleich den Mund zu voll nehmen und behaupten, sie sei ewig und überall gültig. das gilt auch für die Naturgesetze. Eine Sonderform der Sprache, der Dialog der Experten, der sich mit den Händlergesellschaften erstmals vor mehr als 2 ½ Tausend Jahren aus den bloßen Streitigkeiten der Bauern- und Sklavenhaltergesellschaften mit ihren Beschwörungen alter nicht hinterfragter Sprüche heraus entwickelt, gewinnt dann zunehmend an Relevanz, wenn einzelne dieser Fiktionssysteme nicht mit den übrigen zusammenstimmen. Ich denke, die Fiktionstheorie hat im Kern schon bei Vaihinger die Kontroverse zwischen den Korrespondenztheoretikern (v.a. Popper) und den Konsenstheoretikern (v.a. Habermas) gelöst.

Mancher, der Fachbegriffe als Metaphern durchschaut, könnte versucht sein, sich damit zu begnügen und die Hände in den Schoß zu legen. Man muss auch damit rechnen, dass man zunächst für Phänomene nur Begriffe hat, wenn man weiß, wie sie funktionieren. In der Elektrizität hat man lange mit dem Begriff ‚Strom‘ operiert, obwohl man noch gar nicht wusste, warum funktioniert, was erst fortgeschrittene Atomtheorien uns besser verstehen ließen. In analoger Weise sollte man sich bei dem Phänomen etwa der Teleportation nicht bei dem Begriff beruhigen, sondern durchaus weiterforschen, bis man es besser begreift, was da vor sich geht. Das heißt: Man sollte der Versuchung widerstehen, etwas ursprünglich Wundersames nur in einer Metapher einzufangen. So sehr es erstrebenswert ist, etwas anschaulich zu machen, so sehr sollte man auch damit rechnen, dass etwas grundsätzlich nicht anschaulich gemacht werden kann. Ich zweifle zB an Mathematikern, die behaupten, sie könnten sich höhere Potenzen real vorstellen, so lange sie das nicht anderen Menschen vermitteln können.

Das Presswerk hatten wir als Ensemble verarbeiteter Natur verstanden. Als solches verdankt es sich Plänen, die sich ihrerseits Operationen wie Zerlegen, Abstrahieren, Verbinden, Extrapolieren, Übertragen und Verarbeiten verdanken. Das Presswerk als Metapherngebilde? Haben wir hier nicht vorschnell die Unterschiede wegabstrahiert? Wie kam es denn dazu, Presswerke zu bauen? Es scheint auf den ersten Blick abwegig, dazu mit der Welt der Stoffe und einfacher Lebewesen zu beginnen, wie ich das in einem späteren Kapitel in Angriff nehme. Welche Erkenntnisse wir auch immer aus diesem Rückgriff erwarten, wie immer wir diese zu einem in sich stimmigen Gebilde verdichten: vergessen wir nicht oder nur probeweise, dass das nur im Rahmen riesiger Metaphernsysteme möglich ist.

In Bezug auf unsere Beschreibung der Vorgänge im Presswerk heißt unsere Metaphernanalyse also auch: Wir wären naiv, wenn wir in ihr eine Beschreibung des Presswerks sähen, wie es „an sich“ ist. Sie bildet nicht einfach ab. Das ist nicht nur ablesbar an der Verwendung als solche sofort erkennbarer Metaphern wie *Pressstrasse* oder *Knopfdruck*, sondern auch an den Schwerpunkten, die die Beschreibung setzt: Sie ist nämlich weniger eine Beschreibung der Maschinen und Werkzeuge als eine der Menschen. D.h. sie abstrahiert weitgehend von der nichtmenschlichen Natur und fokussiert auf die Probleme der Menschen, insbesondere die Kommunikationsprobleme. In einem Satz: Es ist keine zentral auf Wahrheit und Wirklichkeitswiedergabe angelegte, sondern eine von vornherein auf das Bedeutende zugespitzte Beschreibung. Wir werden uns später ausführlicher damit befassen müssen, ob sie deswegen wissenschaftlich wertlos ist. Überhaupt müssen wir die Metaphernanalyse später auf anderer Ebene fortsetzen. An dieser Stelle sei lediglich hervorgehoben, dass Metaphernanalysen zentral Grundlagenkritik bedeuten.

Der Metaphernbegriff birgt also ein noch nicht entfernt von den Einzelwissenschaften, aber auch der Philosophie ernst genommenes Kritikpotential. Wenn man so will, lässt er sich als Bestandteil einer Semantik der Kritik interpretieren. Dazu im nächsten Kapitel mehr.

LITERATUR

Lakoff /Johnson (1980)	Lakoff, George & Johnson, Mark: <i>Metaphors We Live By</i> . Chicago, London. 1980 u.ö.
Lakoff /Johnson (1999)	Lakoff, George & Johnson, Mark: <i>Philosophy in the Flesh. The Embodied Mind and Its Challenge to Western Thought</i> . NY: Basic Books. 1999
Simenon, Gérard (1997)	Simenon, Gérard: <i>Dieser Text ist eine Fälschung</i> . Tübingen: GIFT. 1997 [Kompodium von Vaihinger-Texten]
Vaihinger, Hans (1911)	Vaihinger, Hans: <i>Die Philosophie des Als Ob. System der theoretischen, praktischen und religiösen Fiktionen der Menschheit</i> Berlin 1911 u.ö.
Werner, Heinz	<i>Die Ursprünge der Metapher</i> . Leipzig 1919

Zur Kritik des Emergenzbegriffs

(200307)

Für mich ist der Begriff der Emergenz zunächst einmal genauso eine Metapher wie die Begriffe ‚Ursache und Wirkung‘. Da wir nicht anders können, als in Fiktionen zu reden, geht es nur darum, welche Metapher ist geeigneter, erklärungsstärker. Der Begriff der Emergenz begegnete mir erstmals in meinem Theologiestudium, wo er wie der Begriff der Erscheinung im Sinne von Epiphanie, also im Sinne von Offenbarung gebraucht wurde, was wohl mit Alexanders Gebrauch des Begriffs zu tun hatte. In der Philosophie scheint er gegenüber dem Begriff der Erscheinung den Vorteil zu haben, das Prozesshafte zu betonen. Der Begriff der Erscheinung hatte auch im alltäglichen Altgriechischen durchaus noch etwas Prozesshaftes an sich. Dort ebenfalls abgeleitet von einem Partizip Präsens eines Verbums (*φαivόμενον*), gewinnt es erst durch die Substantivierung im Lateinischen (*apparentia*) und im Deutschen (Erscheinung) etwas Statisches. Metaphern entwickeln immer ein Eigenleben, das dann bei unterentwickelter Begriffsreflexion zu Fehlschlüssen verführt. Durch die Bindung des Emergenzbegriffs an die Evolutionstheorie scheint mir die Gefahr, zu etwas Statischen zu werden, weitgehend gebannt zu sein.

Allerdings scheint mir der Emergenzbegriff immer noch ziemlich wehrlos gegen die Unterstellung eines Subjekts hinter der Emergenz. Verbalderivate haben ja diesen Nachteil in den indogermanischen Sprachen, dass man sich hinter ihnen immer ziemlich zwanghaft Subjekte denkt, selbst wo man es eigentlich nicht will. Wir sagen *es regnet*, obwohl sich heute sicher hinter dem *es* niemand mehr so jemanden wie Zeus (bei Homer) oder Petrus (im Christentum) denkt. Wenn wir von der Emergenz der Natur sprechen, haben wir es mit den gleichen Aporien einer Personifikationsmetapher zu tun wie bei der (von Chomsky eingeführten, inzwischen aber aufgegebenen) Transformation einer *deep structure* into a *surface structure* in der Linguistik. Durch die Syntax verführt, konstruiert man ziemlich unausweichlich so etwas Ähnliches wie einen Kausalnexus.

Ich sehe den Begriff der Emergenz im Verhältnis zum Kausalitätsbegriff so ähnlich wie den der Wahrscheinlichkeit in der Wahrscheinlichkeitstheorie im Verhältnis zur Äquation (der Wahrheit) in der Algebra. Der Wahrscheinlichkeitsbegriff war auch zwei Jahrhunderte lang umstritten, wurde als Aufweichung des Wahrheitsbegriffs interpretiert, bevor er endgültig im 20. Jahrhundert zumindest in den Bereichen, wo jede Hochrechnung zu dem Ergebnis kommt: hier sind auf absehbare Zeit keine exakten Gleichungen möglich, akzeptiert wurde. Die Auffassung, Wahrheit sei ein in der Wirklichkeit nicht vorkommender Grenzfall von Wahrscheinlichkeit hat sich freilich bis heute nicht

voll durchsetzen können, schon gar nicht, dass beide Begriffe zunächst einmal Metaphern sind, deren Eigendynamik kritisch zu reflektieren ist. Ähnlich könnte man Emergenz und Kausalität in Beziehung setzen, wobei beide Begriffe sich durch die Unidirektionalität von den Begriffen Wahrheit und Wahrscheinlichkeit unterscheiden. Außerdem ist der Begriff der Vorhersagbarkeit gerade auch in der Wahrscheinlichkeitsrechnung zentral, während in der Emergenztheorie geradezu das Gegenteil zum Hauptbegriff wurde.

Für Vaihinger ist Kausalität eine Metapher ohne Alternative, Evolution entsprechend ein in seiner Erklärungsstärke alternativloses Fiktionssystem. Beide Begriffe erfahren bei ihm also eine auszeichnende Behandlung, was ihm zu der widersprüchlichen Unterscheidung von Fiktionen und Hypothesen führte, eine Unterscheidung, die alles andere als denkbare ist und ihn argumentativ in der Auseinandersetzung mit Einstein und seinen Anhängern auf die Verlierer-Bahn brachte. Vaihinger wollte wie Kant die Naturwissenschaften philosophisch „retten“, machte das aber meiner Meinung nach mit untauglichen Mitteln. Anstatt die bei ihm durchaus vorkommenden Begriffe Ab-, Um- und Rückwege als Teilhandlungen von Fiktionen zu fassen, schafft er mit dem Begriffspaar Fiktion und Hypothese eine antonyme Metapher ohne Oberbegriff, obwohl er an analogen Metaphern (wie Körper-Geist, Form-Inhalt, Freiheit-Gesetz etc.) durchaus zeigen kann, wie sehr der Verstand durch diese „verhext“ werden kann.

Bei aller Sympathie für die Emergenzmetapher, was mich zögern lässt, diesen Begriff in den Mittelpunkt zu stellen, ist, dass er anders als die Wahrscheinlichkeitstheorie keinen Begriff kennt wie den der Signifikanz – bzw. dessen Gegenbegriff der Zufälligkeit, die ja auch in der Katastrophentheorie noch eine zentrale Rolle spielen. Es fehlt der theoretische Damm gegen postmoderne oder vergleichbare Beliebigkeit (anything goes). Das heißt bei aller Befürwortung der Übertragung der Emergenz aus den subatomaren Teilchen und deren Bestandteilen zu Atomen, aus Atomen zu Molekülen, aus DNS- und RNS-Molekülen zu Einzellern, aus den Einzellern zu komplexeren biologischen Einheiten auf Vorgänge in der Evolution der Nerven bis hin zu solchen in der Kultur fürchte ich eine vorschnelle Beruhigung der Forschung bei Denkmodellen und eine vorzeitige Vernachlässigung der Empirie. Ich fürchte da zu viele Schlupflöcher für Mythologisierungen aller Art.

Um es an einem Beispiel zu verdeutlichen: Als ich zur Schule ging, war die Entstehung des Lebens aus Materie nichts als ein Denkmodell auf gleicher Stufe wie die *creatio ex nihilo*. Erst als es in den 50er Jahren gelang, Teilprozesse dieser Entstehung, z.B. die Herstellung von DNS-Molekülen aus anorganischen Molekülen experimentell herzustellen, gewann dieses Denkmodell an Plausibilität. Durch derartige Experimente wurde aber nichts anderes erreicht, als die Annäherung der Emergenz an die Kausalität. Und diese Anstrengung halte ich für unverzichtbar.

Hinzu kommt, dass mich an meinem eigenen Fach, der Linguistik, nichts so sehr stört wie die überhastete Übertragung von an anderen Forschungsgegenständen anderer Fächer (mit Vorliebe der Mathematik) gewonnenen Modellen in ihr Gebiet. Was hier in den letzten Jahrzehnten an Pseudomathematik produziert wurde, ist zum Haarausraufen. Ich befürworte stattdessen einfache Beschreibungen bewusst vorwissenschaftlicher Art, darauf vertrauend, dass später derartiges brauchbarer sein wird, als was durch ein Methoden- und/oder Begriffssystem vorzeitig in Gleichungen, Regeln und Schubladen gezwängt wurde. Das wendet sich gegen die Gefahr einer zu starken Analogisierung der Emergenzarten. Hermann Hakens Beschreibung der Sprache analog seiner Beschreibung der Kristallisation (z.B. beim Gefrieren von Wasser) ist mir da immer ein warnendes Beispiel gewesen.

Genauer: am Emergenzbegriff stört mich (noch) das Unvorhersagbare. Das heißt: Mit jeder empirisch erarbeiteten Regel, die uns sagt, wohin sich ein Status-quo nicht entwickeln kann, steigt die Akzeptanz dieses Begriffs.

Umgekehrt argumentiert: am Emergenzbegriff finde ich attraktiv, dass der Kausalitätsbegriff hier als idealisierter Grenzfall der Emergenz gefasst werden kann. In den Experimenten, die den Kausalitätsaussagen zu Grunde liegen, haben wir ja den Kontext auf wenige Bedingungen reduziert. Vaihingerisch ausgedrückt: Kausalitätsaussagen, z.B. das Gravitationsgesetz, basieren auf einer Reduktionsfiktion. Sie haben allerdings den Vorteil, Rückwege zu ermöglichen. Das ist beim Emergenzbegriff meistens schwieriger.

Danach und deswegen

Zum Metaphernpaar >Ursache – Wirkung<

Der Umstand, dass >danach< und >deswegen< Metaphernpaar-Beziehungen beschreiben, die Gemeinsamkeiten zeigen, führt zur Neigung, leichtfertig die eine in die andere zu übersetzen. Wir neigen dazu, weil wir glauben etwas besser zu verstehen, wenn wir es in die Kategorien Ursache und Wirkung übersetzen. Wissenschaft tut nichts anderes als die Zulässigkeit einer solchen Übersetzung zu überprüfen. Je präziser und widerspruchsfreier sie dabei verfährt, umso mehr ist sie dabei auf dem Weg zu dem, bei dem wir uns als Fakt einigermaßen beruhigen können. Wer da Kritik von vornherein ausschließt oder geringschätzt, leistet in der Tat wichtige Vorarbeit für Scharlatane. Homöopathie wirkt auf mich wie ein Placebo und unterscheidet sich kaum vom Offenbarungsglauben.

Das Gleichheitszeichen = Symbol der europäischen Kultur

Wie dem Aufkommen des Wahrscheinlichkeitsbegriffs in der Mathematik des 17. Jahrhunderts das Lotteriespiel vorangeht – in der Biographie Bernouillis kann man das ablesen –, so dürfte dem Auftauchen des Gleichheitszeichens und damit des Wahrheitsbegriffs im Sinne dessen, was wir heute Logik nennen, so etwas wie Handel und Markt vorausgegangen sein, manifestiert in dem, was wir heute **Geld** nennen. Aus heutiger Sicht haben lernfähige Lebewesen immer verglichen. Vergleichen ist eine mentale Handlung unter anderen. Aber erst mit dem Aufkommen des Geldes wird diese Art der Handlung mehr und mehr zuerst für die alten Griechen, möglicherweise schon für frühere Handelsvölker, dann nach und nach für alle Völker so dominant, dass sich ihm die Individuen allmählich überhaupt nicht mehr entziehen können. Natürlich auch die Herrscher von den Patriarchen über die Sklavenhalter, die Könige, Päpste Diktatoren und sonstige Gottgleichen nicht. Im Gegenteil: es ist das Vergleichen der Untertanen, das sie ins Wanken bringt, das sie vom Sockel stößt, das im Verein mit Unzufriedenheit, Armut und Entbehrungen aller Art zu Umstürzen führt und Demokratisierungen einleitet. So sehr die Geschichte seit zweieinhalbtausend Jahren im Zickzack verlief und viele Wandlungen durchmachte, sie war stets im Bann der Vergleichsmanie.

Konsens von Erkenntniskanälen

In den Wissenschaften noch heute üblich sind Methoden der Problemreduktion durch Vorab-Selektionen im Begriffsfeld. Die einfachste Methode nutzt gängige Metaphernpaare aus. Bei „Text versus Kontext“ handelt es sich z.B. um eines der Begriffspaare, wie ich sie als antonyme Metaphern in dem Buch >Dieser Text ist eine Fälschung< im Anschluss an Vaihinger einer philosophischen Kritik unterzogen habe. Solche Begriffspaare können den Zugang zum Wissenschaftsgegenstand schnell und gründlich und manchmal generationenlang verbauen. In der Sprachwissenschaftsgeschichte wirkten z. B. lange Zeit die Begriffspaare >Materie – Leben< und >Organismus – Mechanismus< wie Prokrustes-Betten. Man rechnete bei der Sprache nicht mit einer Eigenart, die weder mit dem einen noch mit dem anderen Begriff dieses Paares adäquat beschrieben werden kann.

Auch in der Gegenwart scheint mir selbst in der Linguistik das Gespür für die Eigenart von Sprache noch unterentwickelt. Wir sind nach wie vor meilenweit von einem Konsens entfernt, was unter Sprache zu verstehen ist und was nicht. Das kann und soll in diesem Zusammenhang auch nicht erörtert werden. Es soll hier nur bewusst gemacht werden, dass man Unterscheidungen wie die zwischen Text und Kontext nicht als naturgegeben und fraglos behandeln kann.

Solche Begriffspaare verdanken sich einem subjektiven Zugriff, einem „Interesse“, in der Regel zunächst an einem Begriff des Paares. Das heißt: Man will aus einer komplexen Wirklichkeit etwas herausheben (z. B. den Text), zumeist um die Komplexität auf Einfacheres reduzieren zu können, das dann theoretisch durch Logik und Mathematik und/oder empirisch in Beobachtung und Experiment einem leichteren und vor allem widerspruchsfreien Verständnis entgegengeführt werden kann. Das übrige (z. B. den Kontext) überlässt man im „Vorhof“ der Forschung meistens explizit späteren Generationen. Letztere begehen dann allerdings nicht selten den Fehler, das Metaphernpaar nicht mehr explorativ, gleichsam probeweise als heuristisches Mittel zu verwenden, sondern als im Forschungsgegenstand als objektiv unverrückbar begründet der Diskussion zu entziehen, mit zum Teil fatalen Folgen. Indem z.B. die Sprachwissenschaft im 19. Jahrhundert Sprache als Organismus im Gegensatz zum Mechanismus (wie in den unmittelbar vorhergehenden Jahrhunderten) verstand, produzierte sie in späteren Generationen nicht nur beim Alltagsmenschen das Missverständnis, dass man dieses Gebilde reinigen müsse von Fremdkörpern.¹ Eine Spätfolge dieses Missverständnisses waren dann Scheiterhaufen für fremdsprachige Bücher im 2. Weltkrieg und die Einweisung von Sprachsündern ins KZ.

Solche Hinweise werden ihrerseits missverstanden, wenn man daraus folgert, also seien Begriffspaare oder Metaphern überhaupt zu meiden. Verständnis und nicht nur wissenschaftliches Verständnis – das haben spätestens Nietzsche und insbesondere Vaihinger bereits auf den Begriff gebracht – ist ohne solche Begriffspaare gar nicht möglich. Aus solchen Hinweisen ist lediglich abzuleiten, dass Begriffe nicht nur Regeln folgen sollten, wie sie die Terminologieforschung zu ermitteln versuchte, sondern als subjektive „interessegeleitete“ heuristische Mittel immer wieder kontrolliert werden müssen, vor allem auch damit sie nicht ungewollt Erkenntnismöglichkeiten verschütten.

¹ Für dies und den folgenden Satz s. Simon: Muttersprache und Menschenverfolgung: <http://www.gerd-simon.de/muttersprache1.htm>

Das Wort *Text* ist im Deutschen ein Lehnwort aus dem Lateinischen (textus ‚Gewebe‘ von lat. texere ‚weben‘). Die Herkunft aus dem Textilhandwerk ist dem Alltagsmenschen heute nicht mehr bewusst, erscheint ihm auf Grund der Ableitung Textilie aber ohne Umstände nachvollziehbar, jedenfalls leichter als ihm die Herleitung des Begriffs Wirklichkeit von wirken einleuchtet, das seinerseits eine Ableitung von Werk ist und in etymologischem Zusammenhang mit altgriechisch ἔργον (Ergon) ‚Hergestelltes‘ steht, sich also in frühneuhochdeutscher Zeit zu dem Fachwort wirken in der Textilbranche verengte. Text und Wirklichkeit sind demnach ursprünglich Metaphern, die an dem, was sie bezeichnen, das hervorheben, was daran hergestellt bzw. gemacht ist wie eine Textili-¹e. Danach drängt die deutsche Sprache den Menschen also dazu, sich selbst und die Welt als das zu sehen, was Heidegger das Zuhandene nannte. Bei Heidegger ist Sprache demgegenüber eher dem Vorhandenen zuzurechnen, „Lichtung des Seins“, das dem Menschen das Sein erhellt bzw. normaler ausgedrückt, ihm hilft, die Wirklichkeit zu verstehen. Als solche ist Sprache wie die Wirklichkeit nichts Hergestelltes, nicht als Ergebnis, sondern vor dem Sprechen und Handeln da. Da Heidegger durch Sprachherkunftsforschung den Sinn und die Wahrheit des Seins entschlüsseln wollte, mied er Begriffe wie Text und Wirklichkeit, weil die Etymologie dieser Begriffe zu anderen Ergebnissen geführt hätten, als in sein Konzept passte. Man muss das nicht als *corriger la fortune* deuten. Text und Wirklichkeit sind ja erst in der Neuzeit zentrale Begriffe geworden, sind also, wenn man Heidegger extrapoliert aus einem instrumentalistischen Missverständnis der Phänomene hervorgegangen. Damit greift er so etwas auf, was die Linguistik im Banne des Organismusgedankens den älteren Grammatiken vorwarf: Das Missverständnis, Sprache sei ein Mechanismus.

Bevor ich zu einer alternativen Herangehensweise komme, sei hier zusammenfassend herausgearbeitet, dass die Metaphernpaare Text – Kontext, Organismus – Mechanismus, vorhanden - zuhanden aus der Gesamtheit Sprache stets etwas herauszuheben versuchen, was anschließend meist wertend weiter untersucht wird. Das heißt: Man setzt Akzente, Schwerpunkte² oder zentrale Aspekte, sieht vor allem einen Gewinn darin, wenn man zum übrigen scharfe Grenzen ziehen (= definieren) kann, und überlässt alles, was jenseits dieser Grenze zu liegen kommt, der gängigen Nichtbeachtung. Natürlich tut man nichts anderes, wenn man von Sprache wie von einer eigenständigen Größe spricht, als sei sie nicht ihrerseits in komplizierte Zusammenhänge verwoben.

Von einer anderen Seite beleuchtet, kommt man – wie bereits angedeutet – nicht umhin zuzugestehen: Nur so kommt man zu Erkenntnissen. Hat eine solche Analyse also selbst keinen Erkenntnis-

¹ Für Vaihinger ist Wirklichkeit zunächst nur ein Relationsbegriff. Vaihinger, Hans: Hartmann, Dühring und Lange. Zur Geschichte der deutschen Philosophie im XIX. Jahrhundert. Ein kritischer Essay. Iserlohn 1876, 68

² s. dazu: Simon: Schwerpunktierung... <http://www.gerd-simon.de/Schwerpunktierung-2.pdf>

gewinn? Basiert Erkenntnis stets auf willkürlichen Entscheidungen? Ist also Wissenschaft ohne Willkür nicht möglich? Gerät man durch solche Analysen nicht in ähnliche Aporien wie Religionsgemeinschaften?

Definiert man z.B. Sexualität von der Funktion des Kinderkriegens her, ist also alles, was nicht auf diese Funktion gerichtet ist, nichts als Sünde, also etwas Negatives, das man dann durch rituelle Handlungen oder gute Taten (was immer das sei; sicher nicht nur Geißelungen und Ablasszahlungen wie im Mittelalter) zu kompensieren sucht, dann wirft einen die Analyse „Wir sind allzumal Sünder“ doch nur in die Arme einer dritten Größe, der Gnade eines Gottes, anders formuliert: an die Brust eines Führers, der auch noch prinzipiell unsichtbar und unerfahrbar ist. Analog kam man in der Wissenschaft auf so etwas wie Axiome, die grundsätzlich nicht hinterfragbar also willkürlich seien. Ist die Diktatur unhinterfragbarer Axiome ein Weg aus der Ursünde der Wissenschaft, der Willkür?

Bedeutung und Kritik **Zur Semantik eines vernachlässigten Sprechakts**

(1990, leicht überarbeitet 2003 und 2004, ergänzt 2021)¹

Mit Kritik haben Wissenschaftler, insbesondere Wissenschafts- und Bedeutungsforscher auf mehreren Ebenen zu tun, und zwar auf der Ebene

- (1) des empirischen Forschungsgegenstandes (z.B. der Kritik an den Zuständen im Presswerk)
- (2) der Selbstreflexion in dem Gegenstandsbereich (z.B. der Kritik der Arbeiter an diesen Zuständen)
- (3) der Forschungsmethode (z.B. der Kritik der Methode, das Presswerk in der Sprache zu repräsentieren)
- (4) der Gegenstandstheorie (z.B. der Kritik an der Auswahl des Forschungsthemas bzw. -gegenstands)
- (5) der Forschungsgeschichte (v. a. Methodenkritik, wenn man so will: der Kritik der Kritik)
- (6) der Bedeutungstheorie (der Kritik der kritikimpliziten Bedeutungsentscheidungen und –angebote, der Ideologien, Axiome, Prinzipien, Letztbegründungen usw.).

Dieser Text will nicht zentral Lösungen und Auswege präsentieren. Er will analysieren, will Strukturen und Problemebenen von Bedeutungsverhältnissen und deren Kritik, ihre Ursprünge, Entwicklungen und Wirkungen, ihre Verflechtung mit Bedeutungsangeboten, Dogmen und Ideologien, ihre Praxisbezüge, insbesondere ihre Einbettung in umfassendere politische, soziale und wirtschaftliche Zusammenhänge, ihre fachwissenschaftlichen Grundlagen als auch ihr Verhältnis zur Wissenschaft überhaupt möglichst exakt und differenziert beschreiben, durchleuchten und verständlich machen. Er befaßt sich mit dieser Thematik keineswegs wertungsenthaltsam um ihrer selbst willen, unterwirft sie aber auch nicht von vorne herein einem vorgegebenen Raster, sondern setzt sich bei aller Narration und aller Versuche, sich an Selbstverständnisse anzunähern, in jedem Erzählschritt in einer Art fiktiven Dialog mit ihren Informationen und Wertungen auseinander. Er läßt die kritisierte Kritik ausgiebig sich selbst darstellen, nimmt sie grundsätzlich in ihrem Selbstverständnis ernst, arbeitet also nicht mit Unterstellungen, mögen sie auch noch so sehr mit Zitaten gefüttert sein, schaut ihr aber genau auf die Finger und versucht nach den methodischen Prinzipien eines Schachspielers, der gegen sich selbst spielt, von ihr und ihrem Schicksal zu lernen. Das heißt, diese Veröffentlichung versucht, die Geschichte seines Forschungs"gegenstands" so wiederzugeben, als stünde

¹ Für die Mitarbeit am Zustandekommen dieses Kapitels danke ich u.a. Stefanie Grutsch und Ulrich Schermaul.

ihr Verfasser selbst vor den jeweiligen Handlungsalternativen, das allerdings mit dem Ehrgeiz, der faktentreueste Kritiker seiner selbst zu sein.

Wissenschaftler, insbesondere Wissenschafts- und Bedeutungsforscher vergessen leider zu häufig, dass sie es fast ausschließlich mit historischen Texten zu tun haben, deren Sinn nicht mehr durch gezielte Rückfragen auf gegenstandstheoretisch relevante Interpretamente eingegrenzt werden kann. Entsprechend neigen sie dazu, allein ihr Vorverständnis mit empirischen Daten zu füttern. Sie veraten zu selten die Anstrengung, alternative Interpretationen mit den historisch und philologisch exakten Methoden der Überlieferungskritik auszuschließen. Wer gegen diese Methoden Einwände hat, soll sich an deren Verbesserung beteiligen. Wer sie aber einfach nicht praktiziert, fällt unbegündet hinter einen bestehenden Standard der Methodenkritik in ein vorwissenschaftliches Stadium zurück. Wer hier vorschnell sagt: "Jedes Faktum ist schon Theorie" oder "Die Notwendigkeit der Transformation empirischer Daten in ein lineares Erzählgerüst zwingt zugleich zu subjektiver Auswahl", muß sich wenigstens darüber im klaren sein, dass er sich unter dem Vorwand, besonders kritisch zu sein, der einzigen Möglichkeit begibt, mit rationalen Mitteln sein Vorverständnis einer es verändernden Kritik zu unterziehen. Wer nicht die Bereitschaft und Erwartung mitbringt, seine vorgefaßte Meinung durch aus den historischen Texten stammendes Wissen widerlegen zu lassen, der möge mir doch einmal erklären, was er anderes praktiziert als jene Mischung aus Selbstbespiegelung, Dilettantismus und Leserbetörung, die er an anderen durchaus als forschungsfeindlich zu kritisieren imstande ist. Wer das jetzt immer noch als Plädoyer für einen platten Empirismus mißversteht, wird diesen Text wohl nur noch zur Immunisierung seines Kritikverhaltens mißbrauchen können. Ich habe nicht den Ehrgeiz, der kritikfressenden Energie eines solipsistischen Willens und seiner ihm ergebenen Adepten mehr als die Ideologie entgegenzusetzen: Wenn schon wissenschaftlich, dann so kritisch wie möglich. Es besteht kein Anlaß das Wort 'Ideologie' an dieser Stelle anders zu verwenden als sonst in diesem Text. Natürlich plädiere ich damit ebenso wenig für den leider immer noch sehr verbreiteten akademischen Ritus, die Reflexion des Standpunktes des Forschers peinlichst zu vermeiden, Objektivität also mit Subjektlosigkeit und passivischen Satzkonstruktionen zu verwechseln.

Aus der Erfahrung faschistischer Verbrechen und des Beitrags der Wissenschaften zu ihnen haben manche Forscher nach dem zweiten Weltkrieg auf der Suche nach einer konsensfähigen Basis für alle Arten verantwortbarer Wissenschaft sich bei dem aufklärerischen Begriff "Kritik" beruhigt.¹ Ich habe keineswegs den Ehrgeiz, diese Basis in Mißkredit zu bringen. Auch dieser Text übt zentral

¹ s. ADORNO, 1966.

Kritik, und in der Tat ist wohl keine Art von Wissenschaft verantwortbar, die Kritik grundsätzlich unterbunden wissen will. Wo Kritik nicht unverzichtbarer Bestandteil von Wissenschaft ist, unterscheidet sie sich nicht mehr wesentlich von Religionen und magischen Praktiken. Insofern muß ich all diejenigen enttäuschen, die sich von diesem Text Wasser auf die Mühlen ihrer Polemiken gegen das erhoffen, was sie "Diskussions"- oder gar "Palaverwissenschaft" nennen, Polemiken, die sich übrigens selbst widersprechen, zumindest wenn sie als Kritik ernst genommen sein wollen, wenn sie also mehr sein wollen als ein Herrschafts- und Vernichtungsakt bzw. als eine Beihilfe dazu.

Kritik ist aber selbst keineswegs über alle Kritik erhaben. Im Gegenteil: Kritik, die ihre Grundlagen der Gegenkritik zu entziehen trachtet, die um ihrer selbst willen betrieben wird oder ihren Standpunkt wechselt und so in Widerspruch zu sich selbst gerät, kann nicht beanspruchen, sehr viel mehr als Magie, Religion oder allgemein: Ideologie unter dem Mantel ihres Gegenteils zu sein. Keine Ideologie kann umhin, Kritik zu üben. Aber es gibt auch die Umkehrung: Keine Kritik kann umhin, wenigstens zeitweise als Ideologie aufzutreten. Diese Erkenntnisse sind nicht sonderlich neu. Am treffendsten hat das erst kürzlich Pierre BOURDIEU auf den Punkt gebracht, der – von Haus aus Soziologe; wir verdanken ihm eine (den von Linguisten entwickelten weitaus überlegene) sprachsoziologische Theorie – scharfsinniger nicht nur als die meisten französischen, insbesondere postmodernen Philosophen, zugleich Auswege aus der Verstrickung von Kritik und Macht gewiesen hat:

*"Vielleicht ist die Kenntnis des Wissenschaftsfeldes tatsächlich nur voranzutreiben, wenn man sich das darüber mögliche Wissen zunutze macht, um die dem Erkennen entgegenstehenden Hindernisse, die sich darauf zurückführen lassen, dass man in diesem Universum selbst eine – ganz bestimmte – Stellung innehat, aufzudecken und zu überwinden. Also gerade nicht, wie es gewöhnlich geschieht, um die Gründe der Gegner auf Ursachen, gesellschaftliche Interessen zurückzuführen."*¹

Der von BOURDIEU vorgeschlagene Ausweg wäre als Handlungsprinzip sicherlich überzogen:

*"... In diesem Sinne läßt sich, ohne den leisesten Verdacht auf Moralismus, die These vertreten, dass wissenschaftlicher Profit ... nur unter der Voraussetzung zu erhalten ist, dass man auf den sozialen Profit verzichtet, unter der Voraussetzung insbesondere, dass man gegen die Versuchung gefeit ist, sich der Wissenschaft oder des Wissenschaftseffekts zu bedienen, um innerhalb des Wissenschaftsfeldes sozial zu triumphieren. Oder wenn man will: dass man nur dann mit Aussicht auf Erfolg zur Erkenntnis der Macht beiträgt, wenn man darauf verzichtet, die Wissenschaft als Machtinstrument nicht zuletzt innerhalb des wissenschaftlichen Universums selber einzusetzen."*²

¹ BOURDIEU, 1988, 52.

² ebd.

Denn es läßt sich gegen diesen "Ausweg" mit Recht einwenden, dass ein solcher Verzicht auf Macht in dieser Unbedingtheit gar nicht möglich ist, ja, sich nur in verdächtiger Weise von dem herrschenden machtrationalen Verhalten der Akademiker antithetisch abhängig macht, verdächtig schon deshalb, weil sich Verzichtshandlungen häufig genug als Verdrängungshandlungen entlarven lassen. Aber dennoch sehe ich hier eine verheißungsvolle Richtung eingeschlagen.

Soll man nämlich aus diesen Erkenntnissen die Folgerung ziehen, weiterhin tapfer mit seinen Ideologien bzw. mit seiner Kritik über Menschen oder gar über die ganze Menschheit herzufallen? Soll man sich weiterhin in das Getümmel der Krakehler und Kritikaster werfen in einer Art Urvertrauen darauf, dass die meisten Auffassungen nach debattendarwinistischen Regeln schon von allein verstummen und die restlichen sich nach einigen Kampfrunden schon bei einem Konsens beruhigen, wenn nicht gar auf die Auffassung des Lautesten, Intrigantesten oder von den Herrschenden am meisten Geförderten, vielleicht auch auf die eines als Galionsfigur am ehesten Geeigneten einigen werden? Soll man etwa mit bibliometrischen Methoden eine Art Weltmeister im Zitiertwerden ermitteln und das Ergebnis dieser Kür darüber entscheiden lassen, welche Kritik bzw. welche Ideologie – sagen wir – für die nächsten zehn Jahre als Letztbegründung gelten soll? Oder soll man überhaupt schweigen? Alles gelten lassen kann man ja nicht, sofern man handlungsfähig bleiben will. Lebewesen müssen handeln, und wer handelt, hat immer schon entschieden, d.h. Handlungsmöglichkeiten ausgeschlossen. Aber schweigen ist auch eine Art Handeln. Ist sogar Nicht-Handeln mehr als ein nichtreales Konstrukt formaler Logiker?

Wo aber liegen die Kriterien für die Beurteilung von Ideologien und Kritiken? Wo liegen die Kriterien für die Beurteilung solcher Kriterien, wenn man überhaupt brauchbare findet? Und wo die für diese Kriterien? Der hier sich abzeichnende *regressus ad infinitum* bannt den Blick in di- oder besser polylemmatische Abgründe. Um das Problem konkreter zu skizzieren: Wenn ich z.B. an den Sprachpflegern die Kritik übe, sie seien Marginalienfetischisten, und diese das damit beantworten, alles, was ich für wichtig halte, sei marginal, ich sei eben noch nicht so weit zu erkennen, wie zentral Sprachpflege in ihrem Sinne sei usw., und ich das dann quittiere mit einem Achselzucken und einer entsprechenden Erklärung oder, was schlimmer wäre, mit dem nicht geäußerten Gedanken, meine Gegner seien offenbar nicht in der Lage, mir zu folgen usw., und diese schließlich mit ähnlichen Polemiken reagieren, dann bin ich nicht einfach nur Teilnehmer einer akademischen Diskussion, wie sie in der Gegenwart typisch zu sein scheint, sondern ich folge auch einer Interaktionslogik, die sich in vergleichbarer Weise auf der Stufe des Faustrechts befindet. Die Frage verdient gründlichere Beachtung. Wie kommt man aus diesem Teufelskreis heraus?

Die zynischste Lösung ist zweifellos die, den Markt entscheiden zu lassen, zumal dieser inzwischen von wenigen Multikonzernen beherrscht wird, und wir ohnehin in ein Desaster hineinzuschlittern drohen, an dessen Ende mehrfach in diese Konzerne verflochtene Verlage bestimmen, was wo und wann von wem und unter welchen Bedingungen veröffentlicht und damit auch bald geforscht wird, und natürlich ihre Vorentscheidungen von willfähigen Wissenschaftstheoretikern mit argumentativer Raffinesse absichern und damit dem kritischen Blick des Heeres weniger bewußtseinsheiler Normalwissenschaftler und einäugiger Nur-Spezialisten entziehen lassen. Wo aber ist eine Lösung, ein Ausweg?

Wie gesagt, dieser Text wird Lösungen für derartige Probleme bestenfalls andeuten können. Hier ist es mir zunächst erst einmal wichtig, das Problem zu umreißen.

So sehr der Schwerpunkt dieser Monographie auf der Mitteilung empirischer Forschungsergebnisse liegt, versuche ich dennoch nicht den theoretischen Aspekt aus dem Auge zu verlieren. Nach wie vor steht in der modernen Philosophie die Sprachphilosophie Ludwig WITTGENSTEINS im Mittelpunkt der Diskussion. Diese Philosophie ist im Kern Sprachkritik. Dass auch ein Studium der – wie es aus der Sicht der Philosophen notorisch verlautet – "Niederungen" der Sprachkritik für die gegenwärtigen Kontroversen in der Philosophie von Interesse sein kann, erhellt schon aus dem Umstand, dass WITTGENSTEINS wichtigster Vorläufer, bei dem dessen Grundgedanken in zumeist auch noch verständlicherer Gestalt bereits zu finden sind, und den kein geringerer als Gustav LANDAUER (1923) seinerzeit mit KANT und NIETZSCHE auf eine Stufe stellte, nämlich Fritz MAUTHNER, ein glühender Befürworter der Ziele der Sprachpfleger war.

Ich finde es überdies erstaunlich, dass WITTGENSTEIN und – ihm folgend – die neuere Philosophie dem Sprachspiel oder – wie es in dieser Schule auch heißt – dem Sprechakt des Kritikübens im Gegensatz zu MAUTHNER so wenig Aufmerksamkeit schenken, d. h. kaum irgendwo zu einer Kritik des Kritikübens vorstoßen, obwohl das doch nicht einmal erst seit Beginn der Neuzeit eine der Hauptbeschäftigungen der Philosophie war. Womöglich wäre dieser Art Philosophie dann aber frühzeitig aufgefallen, dass man für das Sprachspiel "Kritik üben" keine Regeln aufstellen kann, die – wenn sie nicht nackte Ideologie sein wollen – wiederum einer Kritik verfallen, die auf das Niveau des von ihr Kritisierten absinkt, wenn sie schlicht deren Regeln folgt.

Diese philosophische Richtung nennt sich auch Philosophie der "Alltagssprache", verrät aber schon dadurch, dass sie um das Kritikhandeln einen weiten Bogen macht, wie sehr ihr "Alltagssprache" ein bloßes Konstrukt ist. Denn Kritik spielt – übrigens keineswegs nur in den sogenannten "demokratischen" Gesellschaften – im öffentlichen (vor allem in der Politik), aber auch im privaten Alltag augenscheinlich eine konstitutive Rolle. Ich kann mir übrigens nicht vorstellen, dass diese Philoso-

phen in ihrem Alltag nie einer Kritik begegnet sind von der Art "Sie haben ja schon wieder x gebraucht", wobei x ein Fremdwort, ein Bandwurmsatz, ein Plastikwort oder auch ein antifeministischer "Chauvinismus" sein kann. Man nennt das gewöhnlich Trivialkritik. Ob das ein Grund zu naserümpfendem Ignorieren ist, wäre noch zu zeigen. Auf das Triviale elitär zu reagieren, ist trivial und elitär zugleich. Und dieser Haltung dann auch noch das Etikett "Philosophie der Alltagssprache" zu versehen, sollte neugierig darauf machen, was sich hinter diesem skurrilen Schafspelz eigentlich verbirgt. Freilich auch das kann hier nur in einem kurzen Abschnitt angedeutet werden.

Selbst wenn man berechtigterweise der Überzeugung ist, dass man das Handwerk der Kritik nicht vom Alltagsmenschen lernen kann, kommt man nicht um die Frage herum: Was zeichnet spitzenphilosophische Kritik vor allen trivialphilosophischen aus? Philosophiegeschichten haben sich bisher immer nur mit "großen Philosophen" beschäftigt. Wann schreibt einmal jemand eine "Geschichte der Trivialphilosophie"? Ist das, was uns im Alltag begegnet und häufig doch so viel effektiver ist, wirklich nicht mehr als "gesunkenes Gedankengut" großer Philosophen, wie man im Anschluß an Hans NAUMANNs These vom "gesunkenen Kulturgut" vermuten könnte? Der sog. "Trivialkritik" unterstellt man sehr schnell, dass sie im Kern Ideologie, also das Gegenteil von Kritik sei. Was spricht dagegen, dass das auch auf die spitzenphilosophische Kritik zutrifft, wenn in dieser das Ideologische vielleicht auch nur in ihre Axiome, Prinzipien oder Letztbegründungen, bildlich gesprochen: in einen blinden Fleck abgeschoben ist?

Kritik an ihrer Sprachkritik haben Sprachpfleger stets nur zum Anlaß genommen, sie zu raffinieren. Aber ist uns das nicht auch von der Rechthabewissenschaft par excellence, der Philosophie, nur allzu vertraut? Ist ein derartiges Zementieren seines Standpunkts nur eine Erscheinung unter Vereinsmeiern und Philosophen? Ist das Blockieren des Denkens und damit häufig auch des Handelns durch das Denken in Blöcken uns nicht zumindest auch aus der Politik bekannt, vielleicht sogar ein weltweites öffentliches und privates Problem? Kritik ist gewiß ein auf eine die Folgen mildernde Ebene gehobenes Konfliktverhalten. Kann sie nicht aber umgekehrt gerade auch handfestere Konflikte vorbereiten? Hat daher das Studium der Kritik nicht auch eine Bedeutung für Fragen von Krieg und Frieden, und wie diese von Herrschaft und Unterdrückung?

Sich gegen Argumente zu immunisieren, sich in einen erratischen Block rituell wiederholter Wendungen zu verkriechen und hermetisch abzuriegeln, mag eine Allerweltserscheinung in Alltag, Politik und Philosophie sein. Wie aber geht man mit dieser um? Nicht-Beachten, Nicht-ernst-Nehmen oder Mit-einer-humorvollen-Bemerkung-drüber-Hinweggehen mögen menschlich verständliche Reaktionen sein. Sie sind aber nicht nur relativ unwirksam, gerade auch, wenn diese "Hermetiker"

wie die Sprachpfleger aggressiv werden: sie treiben diese auch nur noch tiefer in ihren Teufelskreis hinein.

Ich bin kein Psychoanalytiker oder – was sich hier noch mehr anbietet – Ethnopsychanalytiker. Deren Veröffentlichungen hinterlassen bei mir auch häufig genug nur den Verdacht, dass sie sich ebenfalls in einem derartigen Teufelskreis bewegen. Natürlich können sich Blinde und Lahme in mancher Hinsicht sogar recht wirksam aus ihren Teufelskreisen helfen. Mir scheint dieses therapeutische Interaktionsmodell aber zu sehr auf Augenblickserfolge ausgerichtet. Außerdem kann und will ich bei den mich kritisierenden Mitmenschen nicht darauf warten, bis bei ihnen ein Leidensdruck entsteht, wie ihn der Patient längst hat, bevor er zu einem Psychoanalytiker geht, oder sogar so hochgradig, wie ich ihn gegenüber einem gesellschaftlichen Phänomen empfinde, von dem ich nur eins weiß, dass es nicht dadurch verschwindet, dass ich mich einer Therapie unterziehe: der Unfähigkeit zu kommunizieren, was zentral heißt, mit Kritik umzugehen. Auf die Gefahr hin, dass manche Leser das als eine Aggression werten, die sich einer Marotte meinerseits verdankt, werde ich hier also auch versuchen, das öffentliche Problembewußtsein in Bezug auf Kritik zu erweitern, was zugleich heißt: Wunden aufzureißen, Leidensdruck zu verstärken, als unumgängliches Zwischenstadium zur Aufbrechung des Blockdenkens. Vielleicht ist es wichtig, an dieser Stelle nochmals darauf hinzuweisen, dass ich mich keineswegs zu jenen hilflosen Liberalen rechne, die nur nicht wissen, wo sie stehen, dass ich vielmehr von meinem Standpunkt, der sich im übrigen in diese Kapitel schon indirekt ausdrückte, felsenfest überzeugt bin, ja dass ich vermutlich gar nicht den Mut zu der anstehenden Kritik der Kritik hätte, wenn ich nicht so felsenfest von meiner Meinung überzeugt wäre. Ich hoffe, der Leser spürt spätestens hier, dass es in diesem Text auch und gerade um ihn und sein Kritikverhalten geht.

Kapitel wie dieses führten immer wieder dazu, dass Verlagslektoren von mir eingereichte Arbeiten ablehnten. Mit Recht identifizierten sie sich mit den von mir Kritisierten. Mit Recht hielten sie die Radikalität dieser Kritik nicht aus. Mit Recht weigerten sie sich, in Abgründe zu sehen, die geeignet waren, ihre Existenz zu bedrohen. Mit Recht hielten sie sich an Details am Rande fest und schoben einen durchschnittlichen Leser vor, der so etwas einfach nicht aushielte. Denn auch da hatten sie recht: Ich wollte und will nicht nur den Lektor, sondern gerade den Leser treffen, seine Selbstverständlichkeiten ausgraben und zur Schau stellen, was so viel heißt: dem öffentlichen Urteil, der öffentlichen Kritik preisgeben. ‚Lektor‘ heißt ja auf deutsch ‚Leser‘, und er wäre ein schlechter Lektor, wenn er nicht die Reaktion durchschnittlicher Leser vorauszuahnen versteht. Ich bin ihm also alles andere als böse, dass er auch hier seiner Aufgabe nachkommt. Manchmal gebe ich auch nach, unterdrücke selbst, was unbedingt zu schreiben nötig wäre, versuche, es zumindest zu tarnen oder wie hier, die Aporie beim Namen zu nennen, um nicht zu sagen: zu beschwören, einerseits Gedan-

ken ins Bodenlose verfolgen zu wollen, Leser dazu zu bringen, diese auf sich zu beziehen und andererseits Menschen anzuregen, das hier Angedachte nicht sofort wieder aus ihrem Leben herauszuschleudern, mit ihm vielmehr zu experimentieren, es versuchsweise ins Leben umzusetzen. Man hat diese Aporie nämlich nicht verstanden, wenn man sie auf die Wirkung etwa von Handkes >Publikumsbeschimpfung< reduziert. Es liegt mir auch fern, masochistische Tendenzen zu bedienen. Es geht um nichts geringeres, als um eine neue Diskussionskultur mit dem Ziel, heutige Selbstverständlichkeiten aufzubrechen, um die Fenster und Türen zu öffnen für die Entwicklung neuer Selbstverständlichkeiten mit größerer Erklärungsstärke und Widerspruchsfreiheit und mit risikofreudiger Revisionsbereitschaft.

Mein Plädoyer für eine Verbesserung der Diskussionskultur an den Hochschulen und für das Aushalten abweichender und konträrer Auffassungen zumindest hinsichtlich der theoretischen Grundlagen von Wissenschaft sollte nicht als Absage an einen alle Fächer und Richtungen übergreifenden Einheitsgedanken missverstanden werden. Der Verzicht auf intensive Durchdringung der wichtigsten Forschungsergebnisse und ihre Verknüpfung zu einer in sich stimmigen Theorie wäre ähnlich problematisch und folgenreich wie der Verzicht auf das Universalitätsprinzip, wie er schon lange vor 1933 praktiziert und von den Nazis nur aufgegriffen und offen propagiert wurde. Die irrationalistische Vernunftkritik der 20er und 30er Jahre, die allen Anstrengungen und Bemühungen um die Einheit der Wissenschaft sowie um allgemeingültige Aussagen eine Absage erteilte, ist nicht weniger wie die heutige "*postmoderne*" eine Einladung an Forschungspolitiker, ihre – wenn auch noch so lächerlichen – Vorstellungen in die Tat umzusetzen. So sehr ich dafür eintrete, die Tendenz von Wissenschaftlern, ihre einseitige "*kopfarbeiter*"-typische Art, Erfahrungen zu machen und zu verallgemeinern, zu hinterfragen, sowie die Uneinheitlichkeit der Wissenschaftsbegriffe zu ertragen und als Movens für neue Entwicklungen anzuerkennen, so sehr sehe ich in dem Verzicht auf Anstrengungen in Richtung auf den Einheitsgedanken und auf das Universalitätsprinzip eine gedankenlos gefährliche Aufforderung an die Mächtigen, Leerstellen und sei es durch die simpelsten Ideen zu besetzen, z.B. – wie es die Nazis durchweg taten – als Einheitsgedanken den Rassegedanken einzusetzen und das Universalitätsprinzip durch das Nationalitätsprinzip zu ersetzen. Gefahren drohen der Wissenschaft also immer von zwei Seiten:

- von der Tendenz, Überzeugungen auch der "selbstverständlichsten" Art der Diskussion zu entziehen, sie also zu dogmatisieren sowie
- von dem suizidalen Verzicht der Wissenschaft auf ein Bemühen um eine einheitliche und universelle Wahrheit.

Das Problem ist also nicht so einfach, wie es sich auch bei Wissenschaftshistorikern manchmal darstellt. Das Versagen der Wissenschaftler im 3. Reich lag jedenfalls meiner Meinung nach weniger darin, dass sie sich zu wenig gegen die Etablierung des Rassegedankens zur Mitte aller Wissenschaften gewehrt haben, es lag schon deutlich mehr in der Aufgabe des Universalitätsprinzips. Vor allem scheint es mir in dem Fehlen bzw. Be- bis Verhindern öffentlicher Diskussionen zwischen den verschiedenen Wissenschaftsverständnissen schon in der Weimarer Republik zu liegen. Der Missbrauch der Wissenschaft wird meines Erachtens vornehmlich dadurch vorbereitet, dass man über den Wissenschaftsbegriff öffentlich nicht mehr diskutiert.

Das Problem verschärft sich natürlich in Gesellschaften, in denen die Maximen des Handelns Mächtiger und die einer freien Wissenschaft stark auseinanderklaffen. Eine Zwei-Reiche-Lehre nach dem Motto: *"misch du dich nicht in meine Sphäre, dann misch ich mich auch nicht in deine"*, artikuliert zwar beiderseits verbreitete Berührungsängste, liefert aber sicher nicht mehr als eine konfliktscheue pragmatische Lösung. Die Möglichkeit gegenseitiger Befruchtung ist in ihr ein nicht vorgesehener Fall.

Es darf bei der Beurteilung dieser Passagen nicht verkannt werden, dass das Verhältnis von Politik und Wissenschaft auch in noch so radikal-demokratisch regierten Ländern aus grundsätzlichen Gründen nicht spannungsfrei gestaltet werden kann. Wissenschaft kann sich prinzipiell nicht einer Abstimmung mit einer noch so großen Mehrheit beugen, die z.B. zu dem Ergebnis käme, dass zwei plus zwei nicht mehr gleich vier sein soll. Es ist umgekehrt kaum denkbar, dass Wissenschaftler selbst in einer Expertokratie die Machtverhältnisse zu einem konkreten Zeitpunkt und an einem bestimmten Ort mit ihren Mitteln so schnell und so effektiv einschätzen können, wie es im Rückblick politisch und wissenschaftlich nötig gewesen wäre. Gerade im forschungsethischen Bereich gibt es auch Probleme, bei denen überhaupt nicht einzusehen ist, warum Wissenschaftler sie allein entscheiden sollten. Physiker neigen z.B. dazu, sich und der Forschung zu wünschen, einen Teilchenbeschleuniger zu bauen, der so groß ist wie der Äquator. Verantwortungsvolle Wissenschaft wird demgegenüber nicht einfach nur auf die Kritik der Öffentlichkeit oder auf die Machbarkeitsvorstellungen von Politikern und Ökonomen reagieren, sondern auch nicht zögern, prima vista wissenschaftsferne Argumente wie die Finanzierbarkeit aus einer durchaus wissenschaftlichen Diskussion herzuleiten, die Prioritäten- und Bedeutungsfragen in den Mittelpunkt stellt.

LITERATUR

- ADORNO 1966: Theodor W. ADORNO: Negative Dialektik, Ffm. 1966.
- BOURDIEU 1988: Pierre BOURDIEU: Homo academicus. Ffm. 1988.
- LANDAUER 1923: Gustav LANDAUER: Skepsis und Mystik. Versuche im Anschluß an MAUTHNERS Sprachkritik. Berlin 1903. Köln 1923, 2. verb. Aufl.
- MAUTHNER 1915: Fritz MAUTHNER: Der Krieg gegen die Fremdwörter. *Berliner Tagblatt*, Nr. 222, 2.5.15, 2. Beiblatt.
- NAUMANN 1921: Hans NAUMANN: Primitive Gemeinschaftskultur. Beiträge zur Volkskunde und Mythologie. Jena 1921
- WITTGENSTEIN 1967: Ludwig WITTGENSTEIN: Philosophische Untersuchungen. Ffm. 1967.

Beleidigungen – Verleumdungen

Ich sehe einmal davon ab, dass ich schon vor Jahrzehnten als Gutachter vor Gericht in einem Verleumdungsprozess den Beleidigungsparagrafen im BGB als nicht zeitgemäß kritisierte. Er setzt widerdemokratische (genauer ständische) Gesellschaftsverhältnisse voraus. Das BGB stammt aus der Kaiserzeit, deren Endzeit man auch Kolonialzeit nannte. Da waren sogar Linguisten der Reizwortsucht erlegen. So etwas sollte schleunigst abgeschafft werden.

Wichtiger ist, dass nahezu jeder Aufruf zu political correctness ein Aufruf zur Einschränkung der Meinungsfreiheit ist. Beleidigungen sind zwar von Verleumdungen einigermaßen zu unterscheiden, nicht oder nur schwer allerdings von Kritik. Kritik ist aber das Lebenselixier von Demokratie. Wohin Aufrufe zu Kritikverböten führen können, zeigen uns die Ereignisse um Charlie HEBDO in Paris oder die Hinrichtungen Andersdenkender in Saudi-Arabien. (Vielleicht liegt für die westliche Kultur Guantanamo näher.) Eine Grenze zwischen Aufrufen zum einfachen Kritikverbot und Aufrufen zu Terror und Mord ist nur schwer systematisch zuziehen. Aufrufe zum Kritikverbot zielen darauf, Mitmenschen mundtot zu machen. Beleidigungen sind oft schlimmstenfalls mentale Entgleisungen,

die mehr über den Beleidiger aussagen als über den Beleidigten, kaum mehr wert als ein mitleidiges Belächeln. Den Zusammenhang zwischen Schimpfwörtern und Mord stellte übrigens schon Jesus in der Bergpredigt her. Ich denke aber, dass man diese missversteht, wenn man ihr unterstellt, sie wolle diejenigen, die zu jemandem Hohlkopf oder Tor sagen, wie Mörder behandelt und wie diese zum Höllenfeuer (Mt.5,22) verdammt wissen. Oder war Jesus wirklich ein kritikfeindlicher und intoleranter Antidemokrat?

Was die gegenwärtige öffentliche Transparenz-Diskussion angeht, die ja die unsere tangiert, so bin ich im Gegensatz zu den >Piraten< der Auffassung, dass Verleumdungen (die klar von einfachen Beleidigungen zu unterscheiden sind) wie andere Gesetzesübertretungen oder auch schwerere finanzielle oder psychische Schädigungen (zB Darstellungen von Kindesmissbrauch) im Internet ebenso oder sogar noch energischer zu verfolgen und zu bestrafen sind als sonstige. Da ich davon ausgehe, dass die Geheimdienste, die ohnedies technologisch mindestens 10 Jahre weiter sind, den Schreiber einer Internet-Information stets identifizieren können, wäre es auch für die (leider immer hinterherhinkenden) Gerichte die Aufgabe, eine (facebook-unabhängige) Zentralstelle (so etwas wie seinerzeit in Ludwigsburg) mit Zugang zu den Möglichkeiten der Geheimdienste einzurichten, die auch die ano- und pseudonymisierten Verleumder u.a. Täter dingfest machen kann. Damit sich die Gerichte nicht immer dahinter verschanzen können, dass ihnen die Hände gebunden seien. Das leidige Datenschutzgesetz, das ohnehin kaum mehr als ein Nazischutzgesetz war, wäre entsprechend zu novellieren. Die Transparenz darf also die Ano- bzw Pseudonymität nicht grundsätzlich ausnehmen. Die Grenzen der Verfolgbarkeit müssen allerdings klarer gezogen werden, als es in der Weimarer Zeit das Schund- + Schmutzgesetz tat.

Ich wurde also gelegentlich als Sachverständiger zu Prozessen herangezogen, wenn es um Sprache ging. Es gibt nur wenige Juristen, die auch in meinem Fach, der Linguistik, ausgebildet sind. Vor mir hatte man meistens schon Wissenschaftler gefragt, die wie ich keine juristische Ausbildung vorweisen konnten. Insofern konnte ich mich nicht wundern, wenn man meine diesbezüglichen Einwände mit der Beteuerung konterte: Das sei nur von Vorteil, da sei ich nicht von vornherein im Verdacht, befangen zu sein. Im übrigen halfen auch sonst keine Ausreden: Ich wurde einfach zwangsverpflichtet. Einer der geringfügigsten Gründe, warum ich die Rechtsstellung der Gutachter hinterfrage. Ich weiß nicht, ob man wusste, dass ich im Zusammenhang mit der Analyse des Sprechakts des Beleidigens den entsprechenden Gesetzesparagrafen grundlegend kritisierte. Als der Richter in einem Verleumdungsprozess, in dem es also im Gegensatz zu den Beleidigungen, um

Tatsachenbehauptungen ging, auf Grund meines Votums als Gutachter vorschlug, die Klage wegen Verleumdung in eine wegen Beleidigung zu verwandeln, äußerte ich entsprechend den Satz:

>Herr Richter, wenn ich zu Ihnen sage: „Sie Arschloch“, dann sagt das doch mehr über mich als über Sie aus<.

Abgesehen von den Grenzfällen, in denen Tatsachen eine Rolle spielen, z.B. bei Mobbing oder Diskriminierungen aller Art, lehne ich den Beleidigungsparagraphen noch heute ab, insbesondere wenn man damit versucht, Kritik zu unterbinden. Letzteres versucht man allerdings auch mit dem Verleumdungsparagraphen zu erreichen. Dabei räume ich jeder Kritik das Recht auf Fehlbarkeit ein. Eine nachgewiesene Falschaussage sollte man – von den entstandenen Kosten abgesehen – nach einfacher Aufforderung öffentlich frei von Konsequenzen revidieren können.

Kritikverbote sind da vertretbar, wo Kritik wie bei Verleumdungen (falsche) Tatsachenbehauptungen enthalten, und als solche für Menschen nachweisbar Nachteile zur Folge hat, wo sie diese irgendwie schädigt. Nicht vertretbar sind Kritikverbote bei Wertungen, die nachweisbar keine Tatsachenbehauptungen enthalten. Dabei müssen nicht nur die Behauptungen, sondern auch die Tatsachen empirisch überprüfbar sein. Das betrifft also nicht nur die Gefühle von Stalkern und kollektiven Selbstmord anstrebenden Sekten, nicht nur die einfachen Beschimpfungen, Beleidigungen, Satiren und Karikaturen aller Art, sondern auch etwa die allgemeine Kritik an Kritikverboten, ob berechtigt oder nicht. Aber da Gott und der Glaube ebenfalls zumindest in der protestantischen Theologie nicht überprüfbar bzw. beweisbar sind, nicht einmal sein dürfen, besteht keinerlei rationale Handhabe, für sie ein Kritikverbot (für Kritik, die keine Fakten behaupten) überhaupt in Erwägung zu ziehen.

Der Beleidigungsparagraph gehört in den Mülleimer der Geschichte

Bedeutungskrankheiten

„Dem Zweifel zweifelnd trotzen“

Erich Fried

In diesem Opus habe ich meine Bedeutungstheorie bisher meist an Beispielen positiv entfaltet. In dem Artikel >NS-Sprache aus der Innensicht< habe ich an einem Extrembeispiel (dem SS-Sonderkommando Pechau, benannt nach dem Linguisten und Massenmörder Manfred Pechau) bereits die negativen Folgen von Bedeutungskrankheiten geschildert.¹ So sehr Bedeutungskrankheiten in Syndromen aufzutreten pflegen, halte ich es dennoch für nötig, sie zu analysieren, zu vergleichen und das heißt: zu unterscheiden, in ihrem Verhältnis zueinander zu klären, Gemeinsamkeiten oder Abhängigkeiten zu ermitteln. Hier beschränke ich mich allerdings erst einmal in einem explorativen Vorlauf auf eine Zusammenstellung einiger Möglichkeiten. Ich habe nichts dagegen, wenn jemand das als bloßes Brainstorming interpretiert. Ich weise aber darauf hin, dass explorative Phasen am Anfang aller empirischen Forschung stehen, und dass ich als Propagandist des >prozessualen Publizierens<² natürlich dem Leser diesen Forschungsschritt nicht vorenthalten will, weil ich selbst sehr daran interessiert bin, dass sich andere interdisziplinäre Bedeutungsforscher dadurch anregen lassen, ihre Bedeutungstheorien weiterzuentwickeln. Von Bedeutungskrankheiten hat meines Wissens bisher niemand geredet, höchstens von der „Bedeutung von Krankheiten“, was ja etwas anderes ist.

Vorweg rekapituliere ich nur einiges zum Bedeutungsbegriff, was ich bisher in >Bedeutungen von Bedeutungen< bereits ausführlicher behandelt habe. Ich verwende den Begriff „Bedeutung“ als Oberbegriff dessen, was in anderen Sprachen (z.B. engl. meaning vs. relevance bzw. significance) begrifflich nicht zusammengebracht zu werden pflegt. Das es in empirischen Sprachen für bestimmte Wörter keine Hyper(o)nyme gibt, ist normal, trifft allerdings von Sprache zu Sprache unterschiedliche Wortfelder. Die deutsche Sprache hat hier aber einmal einen Oberbegriff, so defizient diese Sprache sonst sein mag. Jedenfalls habe ich keine Hemmungen, den Vorteil des Vorhandenseins eines Oberbegriffs in diesem Fall zu nutzen. Ich hätte übrigens nichts dagegen, wenn ausländische Bedeutungsforscher nach dem Vorgang von kindergarten oder doppelganger im Englischen unübersetzt in ihre Sprache übernehmen.

Auch in Deutschland leiden die Semantiker in den einzelnen Fächern daran, dass sie ihren Begriff der Bedeutung zu speziell gebrauchen, und deswegen nur selten daran denken, mit anderen Disziplinen zusammenzuarbeiten, bestenfalls registrieren, dass es da auch einen (anders gebrauchten) Be-

¹ <http://www.gerd-simon.de/pechau.pdf>

² <http://www.gerd-simon.de/publizieren.pdf>

deutungsbegriff gibt. Das liegt nicht nur daran, dass man selten (Ausnahme: Botanik) sehr viel Mühen in die Begriffsbildung gesetzt hat. Das hat auch mit der Methodenfixiertheit der letzten Jahrzehnte in den meisten Fächern zu tun, manchmal auch nur an der einseitigen Orientiertheit an Logik und Mathematik, deren Begriffsbildung ja keineswegs sonderlich vorbildlich ist.

Manche der hier skizzierten Bedeutungskrankheiten sind in Einzelfächern (v.a. in der Psychiatrie) seit geraumer Zeit Gegenstand der Forschung. Dass es sich hier um Krankheiten handelt, lässt sich vorwiegend an den Folgen ablesen, zentral an dem Leid, das zumindest langfristig von ihnen ausgeht, Leid, das selten nur ein Individuum und ihre unmittelbare Umgebung betrifft, häufig zu Kollektivleiden führen bis hin zu ökonomischen Katastrophen. Ich bringe diese Gegenstände von Spezialforschung nur in einen neuen Zusammenhang. Ich zögere im übrigen, von Krankheit zu reden, wenn negative Folgen nicht einmal unmittelbar beobachtet werden können. Aus dem Blickwinkel einseitiger Bedeutungsauffassungen mag manches als Krankheit erscheinen, was nach wissenschaftlich vertretbarer Folgenabschätzung mindestens tolerierbar ist, weil es das zwischenmenschliche Leben nicht oder nur unmerklich belastet.

In >Bedeutungen von Bedeutungen< habe ich bereits an verschiedenen Stellen die Bedeutungskrankheit Tabuisierung thematisiert. Das war unumgänglich wegen meiner und anderer früherer Erfahrungen mit anderen, aber auch mit mir, dass diese kollektive Erkrankung gerade auch die Bedeutungsforschung trifft. Die Bedeutung von Sex und Tod im Leben aller Menschen kann mit wissenschaftlichen Methoden nicht geleugnet werden. Nichtsdestoweniger hat die Psychoanalyse seit Freud trotz gewisser Fortschritte bis heute damit zu kämpfen, die Themen `Sex` und `Tod` angemessen ins öffentliche Bewusstsein zu heben.

Das Tabu war der Forschung zuerst und am nachhaltigsten als Phänomen bei Nomadenvölkern ein Problemfeld, das sie als zu erforschen lohnend fanden. Ähnliche, aber vermutlich nicht prinzipiell zu unterscheidende Phänomene kennt jede Gesellschaft, wenn auch meist eher beiläufig und unter anderem Namen. Die USA pflegen z.B. unangenehme Probleme, die sie in ihrer Umwelt haben, in einen weit weg gelegenen Bereich zu transportieren, um sie da zu lösen zu suchen. Sie sprechen dann nicht von Tabuisierung, sondern von afghanistanism, übrigens lange, bevor sie militärisch in Afghanistan einfielen.

Psychologen und Psychiater leiden häufig an dieser Bedeutungskrankheit. Ihre eigenen Probleme neigen sie dazu, ihren Patienten zu unterstellen, nicht immer unbewusst. Es läuft übrigens in diesen Bereichen und inzwischen in der Alltagssprache unter dem Begriff der Projektion. Hyphistanie, wie man sie auch nannte, ist allgemein eine Bedeutungskrankheit, die mit mangelnder Empathie einhergeht und jemanden Probleme an den Hals dichtet, von denen dieser zuvor gar nichts oder wenig

wusste, manchmal zum Objekt macht bis an die Grenze von Menschenversuchen. Das Beispiel des Psychiaters und Massenmörders Karadžić wäre eingehender Forschungen in Richtung Hyphistanie wert. Verheerende Folgen pflegt die Hyphistanie auch im Einzelfall zu haben, wenn ihre Opfer unter unerträglichem Leidensdruck oder gar an Hörigkeit leiden, allgemein bei Menschen, deren Ich oder auch Fantasie so unterentwickelt ist, dass sie die Unterstellungen und die Deutungsmuster des Unterstellenden nicht zurückzuweisen verstehen, geschweige dann diese Bedeutungskrankheit als solche aufdecken bzw. diesen Subjekten das Hirn zurechtrücken. Bedeutungskrankheiten sind selten ansteckend, können aber mit eher konträren Bedeutungskrankheiten wie Herr und Diener eine unheilvolle Symbiose eingehen.

Eine andere Bedeutungskrankheit habe ich an Texten von Sprachreinigern und Rechtschreibreformern eingehend untersucht. Ich habe sie dort Marginalismus bzw. Nebensachenwahn genannt.¹ Sprache und Schrift sind beliebte Bereiche, in denen sich (so scheint es) relativ folgenlos austoben kann, wer sich gesellschaftlichen Konflikten nicht stellen will, vor allem wenn diesen anzusehen ist, dass sie zu brutalen Folgen bis hin zu Revolutionen und Kriegen führen können. Sprachreinigung (nicht nur von Fremdwörtern) und Rechtschreibreform (vorwiegend in Deutschland) ist der Charakter von Ersatzhandlungen eigentlich leicht anzumerken. Dennoch frönt man dieser Bedeutungskrankheit mit Inbrunst und verschwendet dafür Millionen öffentlicher Gelder. Eine öffentliche Diskussion über die Bedeutung von Sprache und Schrift findet nahezu überhaupt nicht statt.

Es gab Linguisten, die behaupteten, Sprache sei das Bedeutende überhaupt, wenn sie sich nicht sogar dazu verstiegen, alles sei Sprache (nach dem Prinzip, wer sein Fach in der Gesellschaft aufwerten kann, ist in ihm der Größte). Ihnen genügt es zur Rechtfertigung dieser Auffassung darauf hinzuweisen, dass (nahezu) alle Menschen sprechen und wir ohne Sprache zumindest auf den Status unserer tierischen Vorfahren zurückgeworfen würden, wahrscheinlich sogar nicht mehr lebensfähig wären. Ich habe es gewagt, die hier getätigte Logik zu persiflieren, indem ich darauf hinwies, dass alle Menschen scheißen müssten, und wenn das verhindert würde, vermutlich auch damit zu rechnen wäre, dass die Menschheit ausstirbt bzw. nicht lebensfähig wäre. Dem Gelächter meiner Diskussionspartner folgte offenbar kein Nachdenken. Bis heute sehe ich nicht den Ansatz eines Umdenkens. In der Bedeutungskrankheit Marginalismus ist man nach wie vor (auch im Fach) so befangen, dass man den Schluss von dem, was allen selbstverständlich ist und was alle tun, auf das, was von Bedeutung ist, nicht einmal als fallibel, deutlicher: als krank erkennt. Dabei findet man in keiner Logik den Satz: Das Selbstverständliche ist das Bedeutende. In der Philosophie hat als erster Franz

¹ http://www.gerd-simon.de/Marginalismus_und_Chaosangst.pdf

Kaibel das Selbstverständliche zum Thema gemacht. So wenig überzeugend das ist, nicht einmal bei diesem findet sich eine Argumentation in diese Richtung.

Außerdem: So harm- und folgenlos sind Marginalismen auch wieder nicht, wie es anfangs schien. Die Sprachreinigung zumindest lieferte den Nationalsozialisten den ideologischen Grund, um die Elsässer im 2. Weltkrieg dazu zu zwingen, ihre französischen Bücher zu verbrennen und die Sprachsünder, die sich nicht daran hielten, in ein KZ einzuweisen.

Marginalismus ist außerdem in der Wissenschaft weit verbreitet. Auch mir ist das nicht fremd. Die Reflexion über diese Krankheit war überdies eine Wurzel für meine Bedeutungstheorie. Was hat mich zu dieser Lust verführt, mich z.B. für meine Doktorarbeit in ein derart nebensächliches Thema wie die spätmittelalterlichen Fastnachtsspiele zu verlieren? Da setzte sich etwas in mir durch, entschied jedenfalls über mich, was mir anfangs nicht klar war. Da war also etwas so sehr von Bedeutung, dass es meine Handlungsweise steuerte, ohne dass ich das auf den Begriff bringen konnte, das anfangs nicht einmal mehr als höchst diffus im Kopf war.

Die vermutlich verbreitetste Bedeutungskrankheit ist uralte, begegnet jedenfalls schon in allen Sklavenhalter-Kulturen seit mehr als 10.000 Jahren. Während sie bis zum 3. Reich zwar de facto als gefährlich erkannt wurde, geriet sie danach unter dem Begriff „Fundamentalismus“ gleich zu einem Schimpfwort. Noch Herbert MARCUSE beschrieb die Krankheit im „eindimensionalen Menschen“. Als die Grünen gegründet wurden (1980), unterschied man dort alsbald zwei Richtungen, die Realos und die Fundis. Was wenig bekannt war und wohl noch ist: die Fundis, die manchmal diesen Begriff als Selbstbezeichnung verwendeten, hatten mit dem, was man heute „Fundamentalisten“ nennt, bestenfalls in Einzelfällen zu tun. Die Beschreibung der Fundis gerät allerdings früh in die Richtung polemischer Verzerrungen.

Ich schreibe diese Ergänzung in Zeiten, da die CORONA-Epidemie grassiert. Da läge es nahe alles am Beispiel des amerikanischen Präsidenten TRUMP zu illustrieren. Aber das könnte darüber hinwegtäuschen, dass der Fundamentalismus fast in allen Bereichen des Alltags grassiert. Ich ziehe es vor, das an einem mir näher stehenden Beispiel zu zeigen, der KRITIK, die zu Unrecht in dem Ruf steht, vor Fehlentwicklungen wie dem Fundamentalismus, gefeit zu sein.

Kritik ist häufiger, als man denkt, in Gefahr, sich gegen Kritik abzukapseln, manchmal zu immunisieren, die es selbst z. B. bei religiösen Sekten inkriminiert. Schon eine Weile gibt es Windkraft-

Gegner, die sich organisiert haben unter dem Begriff „Vernunftkraft“. Ich würde meiner Befürwortung von Vernunft und Kritik untreu werden, wenn ich die Windkraft davon ausnähme. Aber diese zu kritisieren, ohne den Begriff „Vernunft“ zu hinterfragen, hat mit vielem zu tun, mit Vernunft aber nur, wenn man sie nicht hinterfragt wissen will, wenn man sie hermetisch abschirmt von jedem Zweifel. Und das hat weder mit Vernunft, noch mit Kritik etwas zu tun.

Ähnlich verhält sich das mit den „Querdenkern“. Wegen meiner Befürwortung sogar radikaler Kritik nannte man mich früher Querdenker. Manche hielten mich sogar für den Erfinder dieses Wortes. Das ist aus heutiger Sicht mehrfach nur irreführend. Mag sein, dass ich ihn früher einmal positiv gebrauchte. Aber natürlich ist er viel älter. Gut, das Grimmsche Wörterbuch (1852-1960) kennt den Ausdruck noch nicht. Aber immerhin Wörter wie Quergedanke, Querkopf oder Quertreiber. Übrigens alle mit einem leicht negativen Touch. Ich hörte das Wort Querdenker aber schon in den 50er Jahren und da bereits durchaus positiv gebraucht. Heute gebraucht die „Querdenker-Bewegung“ diesen Begriff ebenfalls positiv, gebraucht ihn aber so, dass sich die Gegner veranlasst sehen, ihn wieder negativ zu werten. Kritik, die man nicht in Frage stellen darf, die Kritik an sich gar nicht zulässt oder auch nur nicht zur Kenntnis nimmt, unterscheidet sich in nichts Wichtigem von anderen Fundamentalismen. Damit muss sie nicht ein Rassismus oder eine Verschwörungstheorie sein, ist aber wie diese strukturiert. Sie verbindet sich deswegen auch leicht mit diesen. Ihr Grundübel ist das aller Fundamentalismen, das Sich-Abkapseln von aller Kritik an ihr. Auch Wissenschaft kann zu einem Fundamentalismus degenerieren. Es ist Aufgabe der Wissenschaft, dieser Gefahr stets ins Auge zu sehen und sich klar von ihr zu distanzieren.

In beiden Fällen stellt man etwas in den Mittelpunkt, was bisher eher die Gegner von „Vernunftkraft“ oder „Querdenker“ für sich beanspruchten: Vernunft bzw. Kritik. Der Trick, Gegnern ihren Zentralbegriff zu stehlen und für die eigene Überzeugung öffentlich zu besetzen, ist sicher älter als Windkraft und Corona-Virus. Als KANT von seinem Votum aus: „Das Ding an sich ist nicht erkennbar“ den >Schluss nahelegte: „Götter sind nicht erkennbar“, woraus manche folgerten: „Also gibt es sie nicht“, geriet er selbst in Gefahr, die Vernunft an die Stelle der Götter zu setzen.

Eine Art, mit Zweifeln umzugehen: Agnostizismus

Was mir am Agnostizismus nicht gefällt, ist sein Name. Ich kenne aber keinen anderen Namen. Nicht einmal Fremdwortjäger fanden einen einigermaßen zutreffenden Namen. Zu tun hat er mit der ‚Gnosis‘ in dem Sinne von ‚Erkenntnis‘, also wörtlich übersetzt: ‚Nichterkenntnislehre‘, welche Übersetzung natürlich zu vielen Missverständnissen einlädt.

In der heutigen Fassung geht die Variante des Atheismus, die sich Agnostizismus nennt, zurück auf einen der beeindruckendsten deutschen Denker, den Königsberger Philosophen Immanuel Kant. Kant hatte allen Gottesbeweisen ein überzeugendes Ende gesetzt. Etwas, was unabhängig von unseren Möglichkeiten liegt, wahrzunehmen, kann ich zwar denken. Aber wer behauptet: Das gibt es, nimmt den Mund zu voll, ist sogar, wenn er mich dazu bringen will, das für wahr zu halten, eine Art Heiratsschwindler oder gar Kriegstreiber. Überhaupt können Behauptungen, das oder jenes gäbe es unabhängig von mir oder wem auch immer, zwar geäußert werden, aber nicht beanspruchen, als wissenschaftlich bewiesen zu gelten. Das An-sich von etwas (bei Kant heißt es allgemein: Das ‚Ding an sich‘) ist grundsätzlich nicht erkennbar und also nicht beweisbar.

Der einfache Atheismus beruhigt sich bei der Feststellung: Es gibt keinen Gott. Aus der Sicht der Agnostizisten hat dieser Atheismus noch zu viele Eierschalen an den Ohren, die auf Gemeinsamkeiten mit allen Theismen, insbesondere den Religionen, hinweisen. Wer etwas nur verneint, steht in hohem Maße noch auf dem Boden dessen, was er verneint. Wenn man so will, ist er das Opfer einer falsch gestellten Frage, der Existenzfrage bzw. der Frage nach dem Ding an sich, nach Ewiggültigem, nach absoluten Wahrheiten.

Als Kind nervte ich meine Eltern mit Fragen wie: „Warum ist der Mond nicht viereckig?“ Einzige Antwort: „Frag nicht so viel!“ Als Schüler imponierte mir ein Lehrer, der häufig genug zeigte, wieviel er wusste, weil er mir auf eine Frage antwortete: „Das weiß ich nicht.“ Als Student hörte ich in der Philosophie den Satz des Sokrates: „Ich weiß, dass ich nichts weiß.“

Wer das nicht zuende dachte, der machte sich über so etwas lustig: „Armes Würstchen,“ war noch der harmloseste Kommentar. Die anderen entdeckten aber die Stärke des Zweifels und des Unentschieden- bzw. Unbeantwortet-Lassens. Zweifeln ist die Grundlage der Erkenntnis und damit der Wissenschaft. Ein Forscher, der etwas Unbezweifelbares glaubt gefunden zu haben, befindet sich bestenfalls am Anfang der Wissenschaft.

Wer lebt, kann nicht umhin zu handeln. Häufig muss er Entscheidungen treffen, bevor er handelt. Solche Entscheidungen orientieren sich durchweg an Überzeugungen. Vieles an diesen Überzeugungen ist mir selbstverständlich. Das Selbstverständliche daran habe ich meist von meinen Eltern und Lehrern übernommen. Manches ist uns gemeinsam mit anderen Lebewesen: Essen, Trinken, Sex etc. Das heißt: In unserem Handeln setzt sich vieles Selbstverständliche durch, das wir mehr oder weniger fraglos übernommen haben und manchmal verteidigen, ohne zu wissen, warum. Wer aber nicht gedankenlos Opfer sein will von dem, was Eltern, Lehrer, Vorfahren oder gar anderen Lebewesen selbstverständlich war, entdeckt das Zweifeln als eine der wichtigsten Verhaltensweisen, die uns instand setzen, nicht irgendwelchen Autoritäten, Marktschreibern oder Möchtegernweisen auf den Leim zu gehen.

Wenn ich mich allerdings entschieden habe, Überkommenes, besonders Fundamentalismen, zu bezweifeln, dann entsteht sofort die berechtigte Frage: „Woran soll ich mich in meinem Handeln halten?“

Auch Philosophen widerstehen bis in die Gegenwart nicht der Versuchung, einfach zu behaupten: Das und jenes ist wahr und das und das und jenes ist falsch. Das >ist< in diesen Behauptungen ver-rät meist, dass sie gedankenlos in die Falle der Existenzfrage gerieten. Kant selbst war der Überzeugung, dass allen Menschen so etwas wie Vernunft eigen, diese freilich mehr oder weniger ge-trübt, manchmal sogar verschüttet ist. Diese Vernunft könne dann auch postulieren, dass es so etwas wie einen Gott gäbe. Schon seine Zeitgenossen, auch solche, die ihn hoch verehrten, sind ihm da selten gefolgt. Das sah zumindest so aus, als wolle er Gott durch eine Hintertür in dem Begriff >Vernunft< ersetzen. Und Postulate, wie sie Kant favorisierte, wurden sehr schnell als Mogelpa-ckung durchschaut, nur um nicht wie sein mentaler Vorgänger Giordano BRUNO als Atheist auf dem Scheiterhaufen verbrannt zu werden. Noch zu Kants Zeiten (vor mehr als 200 Jahren) glaubten viele, es gäbe Hexen, und die letzten Hexenverbrennungen hätte Kant noch in seiner Jugend erleben können. Er selbst half mit, dass wir heute nicht mehr an Hexen glauben. Aber warum an Götter glauben? Wozu ist es sinnvoll, an Götter, Hexen, Engel, Teufel usw. zu glauben?

Der in Nehren bei Tübingen geborene Philosoph Hans Vaihinger gehörte zu den Denkern, die Kants Agnostizismus weiterentwickelten. Er betonte etwa an Beispielen in Logik, Mathematik, Physik, Medizin, Jura und vielen anderen Fächern, wie wir häufig auf Umwegen zu Erkenntnissen kommen, die als zuverlässig gelten können. Man müsse nur Abschied nehmen von der Suche nach ewigen, absoluten in allen Welten gültigen Wahrheiten, Gesetzen, Letztbegründungen oder anderem angeb-lich Nichthinterfragbaren. Es genügt, dass wir in Abstimmung mit unseren Mitmenschen so tun, als ob das oder jenes zuverlässig ist, wenn auch keineswegs in allen Zeiten und an allen Orten im Mul-tiversum.

Der Agnostizismus leugnet also nicht einfach wie der einfache Atheismus, dass es Gott gibt, er konstatiert nur, das bringt nichts für das alltägliche Handeln. Die Behauptung, etwas und sei es Gott gäbe es ewig und überall, verführe die Menschen nur auf Abwege, auf Lügen pfade bis hin zu Verbrechen an Menschen, die das nicht glauben wollen. Ein Agnostizist kann durchaus von Wahrheit reden, dann aber von Wahrheit auf Probe. Handeln ist für den Agnostizisten entsprechend nur sinnvoll als Probehandeln, das revidierbar ist. Die Ergebnisse der den Menschen gegebenen Sinne (Sehen, Hören, Riechen, Schmecken, Tasten, aber auch Denken) und technologische Geräte, die diese unterstützen, wäre mit den Mitmenschen und ihren Traditionen abzustimmen, wie das etwa bei den Menschenrechten geschah. Agnostizisten sind also daran zu erkennen, dass sie nicht nur gesprächs-, sondern auch revisionsbereit sind, fallen aber auch nicht auf Überzeugungen herein, vor allem wenn sie sich als unbezweifelbar gerieren.

Während der einfache Atheismus, wie die Sowjets das taten, ziemlich leicht für Intoleranz und Gewalt missbrauchbar ist, halte ich bei Agnostizismus derartiges Absinken in einen Fundamentalismus für undenkbar.

Natürlich habe ich mit diesem Text auch nur so getan, als ob er richtig ist, damit freilich ist er nicht über alle Kritik erhaben. Man gehe bitte davon aus, dass ich Selbstkritik nicht nur bei anderen für bitter nötig halte, sondern selbst praktiziere.

Kritik und Vertrauen

Einen guten Wissenschaftler erkennt man an der Fähigkeit, Selbstverständlichkeiten zu hinterfragen und zu überprüfen. Daraus haben manche den Umkehrschluss gezogen: Ein guter Wissenschaftler vertraut keiner Aussage, die er nicht hinterfragt oder überprüft hat. Es mag manchen überraschen: Aber dagegen sei hier die (hinterfrag- und überprüfbare) Behauptung gestellt: Keine Kritik kommt in der empirischen Forschung ohne Vertrauen aus.

Das sei an einem Witz demonstriert, der den Hamburgern Hein und Fiete, den Kölnern Tünnes und Scheel und dem Wiener Graf Bobby und (ich hab vergessen, wie da der Konterpart hieß) in den Mund gelegt wurde. Wenn ich das nicht falsch erinnere, ist dieser Witz sogar in Statistik-Lehrbücher geraten. Da ich Hamburger bin, erzähl ich ihn in der Version die ich in meiner Kindheit hörte, allerdings ins Hochdeutsche übersetzt:

Hein: Fiete, die Streichhölzer die du mir gegeben hast, taugen nichts. Sie brennen nicht.

Fiete: Komisch, gestern haben sie noch alle gebrannt.

Fiete hatte also die Streichhölzer alle kritisch überprüft. Durch die Überprüfung wurden sie aber untauglich. Überprüfung kann also Auswirkungen haben auf das Überprüfte. Allgemein: Kritik kann das Kritisierte verändern, und zwar so, dass die Wiederholung der Kritik sogar eine der vorhergehenden Kritik entgegengesetzte Behauptung als wahr folgern lassen kann. Wahrheitsaussagen können streng genommen nicht auf Nichtüberprüftes bezogen werden. Empirische Forschung ist aber in vielen Fällen auf Vorhersagen angewiesen. Und das heißt: Sie muss sich auf Stichproben beschränken können. Und das heißt: Die Regeln der Stichprobenbildung müssen so gestaltet sein, dass man dem Schluss von einer Beobachtung bzw. einem Ereignis auf ein anderes vertrauen kann.

Da hilft die Interpretation von streng genommener Wahrheit als Grenzfall der Wahrscheinlichkeit. Denn Wahrscheinlichkeit erlaubt Stichproben und diese Vertrauen. Hier konkret: die Folgerung von einer empirischen Beobachtung bzw. einem empirischen Ereignis auf andere. Natürlich sind dazu Bedingungen zu definieren: Bei den Streichhölzern also, dass sie auf die gleiche Weise hergestellt wurden, dass z.B. die gleiche Luftfeuchtigkeit und Temperatur herrschen, dass die Reibfläche z.B. die gleiche ist usw.

Wissenschaft ist also zentral nicht nur Kritik, sondern auch Vertrauen. Vertrauen sollte man aber unterscheiden vom bloßen Glauben, wenn sich dieser auf prinzipiell Nichtüberprüfbares bezieht. Wissenschaft kann aus ihren eigenen Regeln heraus bloße Glaubensinhalte dieser Art allerdings auch nicht einfach ablehnen. Sie muss diese unentschieden lassen. Wissenschaftler können durch

ihre Art zu leben zeigen, dass man das auch unentschieden lassen kann, sogar mit höheren ethischen Selbstansprüchen. Aber mit wissenschaftlichen Methoden sind Glaubensinhalte, die grundsätzlich nicht überprüft werden können, auch nicht als unwahr zu erweisen. Atheismus macht sich bekanntlich antithetisch abhängig vom Theismus, wird also auch zur bloßen Glaubenssache, wenn er mehr behauptet, als dass man das unentschieden und ohne Einfluss auf sein Leben lassen kann.

Es ist außerdem ein hehres Wissenschaftsideal, nur Forschungen von anderen Wissenschaftlern zu übernehmen, die man selbst stichprobenartig überprüft hat. Wenn man allerdings Überblicke und Gesamtdarstellungen bietet, was für zukünftige Forschung als eine Art Sprungbrett unentbehrlich ist, stoßen Anstrengungen schnell an Grenzen, alles auch nur stichprobenhaft zu überprüfen. Darum ist man hier mit Recht zu bloßen Referaten fremder Forschungsergebnisse übergegangen. Unter Delegation der Verantwortung an die Verfasser der referierten Texte. Weil solche Überblicke und Gesamtdarstellungen also ein zusätzliches Vertrauensrisiko enthalten, verlieren sie ohne Kommentare bzw. ohne Diskussion deutlich an wissenschaftlichem Wert. Für Anfänger und Laien – und außerhalb ihrer Spezialgebiete sind das auch Wissenschaftler – mögen Tertiär- und erst recht Quartärdarstellungen als Starthilfe einen Wert haben. Für Wissenschaftler wäre es aber unzureichend, diesen in irgendeiner Weise zu vertrauen.

Sekundärdarstellungen mit kommentierten bzw. diskutierten Referaten von Fremdforschungen beruhen also auf einem Vertrauen in nicht selbst überprüfte Forschungsergebnisse. Wer solche Forschungsergebnisse als unbezweifelbar oder ewig gültig präsentiert, hat die Grenzen zu bloßem Glauben überschritten. Leser, ob Wissenschaftler, Anfänger oder Laien, sollten ein Gespür dafür entwickeln, wo jemand den Mund zu voll nimmt. Nichtsdestoweniger kommen Überblicke und Gesamtdarstellungen ohne ein derart spezifiziertes Vertrauen nicht aus.

Im methodisch kontrollierten Zusammenspiel von Kritik und Vertrauen besteht die wahre Kunst eines Wissenschaftlers.

Zur Evolution der Bedeutungsarten

Ein erster Überblick

Die Kritik der Praxisforschung, der Bedeutungsforschung sowie der Metaphern- und Kritikforschung hatten auch die Funktion, unter dem Mantel von Selbstverständlichkeiten, Regeln und Gesetzen Denkverbote aufzubrechen und so zu größerer Erklärungsstärke vorzustoßen. Sie mündete immer wieder in die Forderung nach einem genetisch-historischen Gesamtkonzept. Die Argumentation in den Kapiteln „Bildlich gesprochen“ und „Kritik und Bedeutung“ tendierte dazu, diese Forderung als fiktiv bzw. kritisch zu hinterfragen. In diesem Kapitel stelle ich trotzdem ein derartiges Gesamtkonzept vor bzw. – bescheidener ausgedrückt – ich formuliere das bekannte Evolutionskonzept in Bedeutungskategorien um. Das sieht prima vista so aus, als wollte ich hier statt der Taube auf dem Dach wenigstens einen Spatz in der Hand halten, also statt eines Wirklichkeitskonzepts wenigstens ein Ersatzkonzept präsentieren, d.h. so etwas wie eine Ontologie installieren, aus der dann Handlungsmaximen ableitbar würden. Im Vordergrund steht aber für mich die kritische Funktion eines Gesamtkonzepts. Denn wenn alle Weltmodelle und Grundüberzeugungen aller Art mit Fiktionen operieren, dann lassen sich solche mit geringerer Reichweite, insbesondere wenn sie überdies widersprüchlich sind oder ohnehin erklärtermaßen keine oder nur eine Teiltheorie der Wirklichkeit intendieren, wegen der geringeren Erklärungsstärke einer erfolgversprechenden Kritik unterziehen. Auf jeden Fall kann ein wie auch immer erklärungsstarkes Gesamtkonzept nicht den Anspruch erheben, die Vorgänge und Entwicklungen im Sinne des naiven Realismus historisch getreu zu rekonstruieren. Genetisch-historische Analyse verstehe ich mit HOLZKAMP als *"eine mit den Kategorien der höchsten Entwicklungsstufe erfolgende Rekonstruktion früherer Entwicklungsstufen"*.¹ Es soll im übrigen nicht nur die Beziehungen zwischen Sprach-, Begriffs- und – was immer das heißen mag – Praxisbedeutungen beleuchten, es soll auch Arbeitsplatzbeschreibungen wie die des Presswerks einbetten in genetisch-historische und das heißt auch gesellschaftliche Zusammenhänge, die Veränderungsmöglichkeiten aufdecken bis hin zu Übergangs-, Umbau- und Umbruchperspektiven mit überzeugenderen Lösungen.

Im Gegensatz zur Evolutionären Erkenntnistheorie von Konrad Lorenz bis Gerhard Vollmer und in manchem der Kritischen Psychologie Klaus Holzkamps, Ute Holzkamp-Osterkamps und Volker Schurigs betone ich die auf den jeweiligen Entwicklungsstufen der Evolution erreichten Freiräume, die insbesondere mit der Lernfähigkeit der Wirbeltiere eine zunehmende nicht mehr vorhersagbare

¹Klaus HOLZKAMP: Sinnliche Erkenntnis. Historischer Ursprung und gesellschaftliche Funktion der Wahrnehmung. Ffm. 1973, 50)

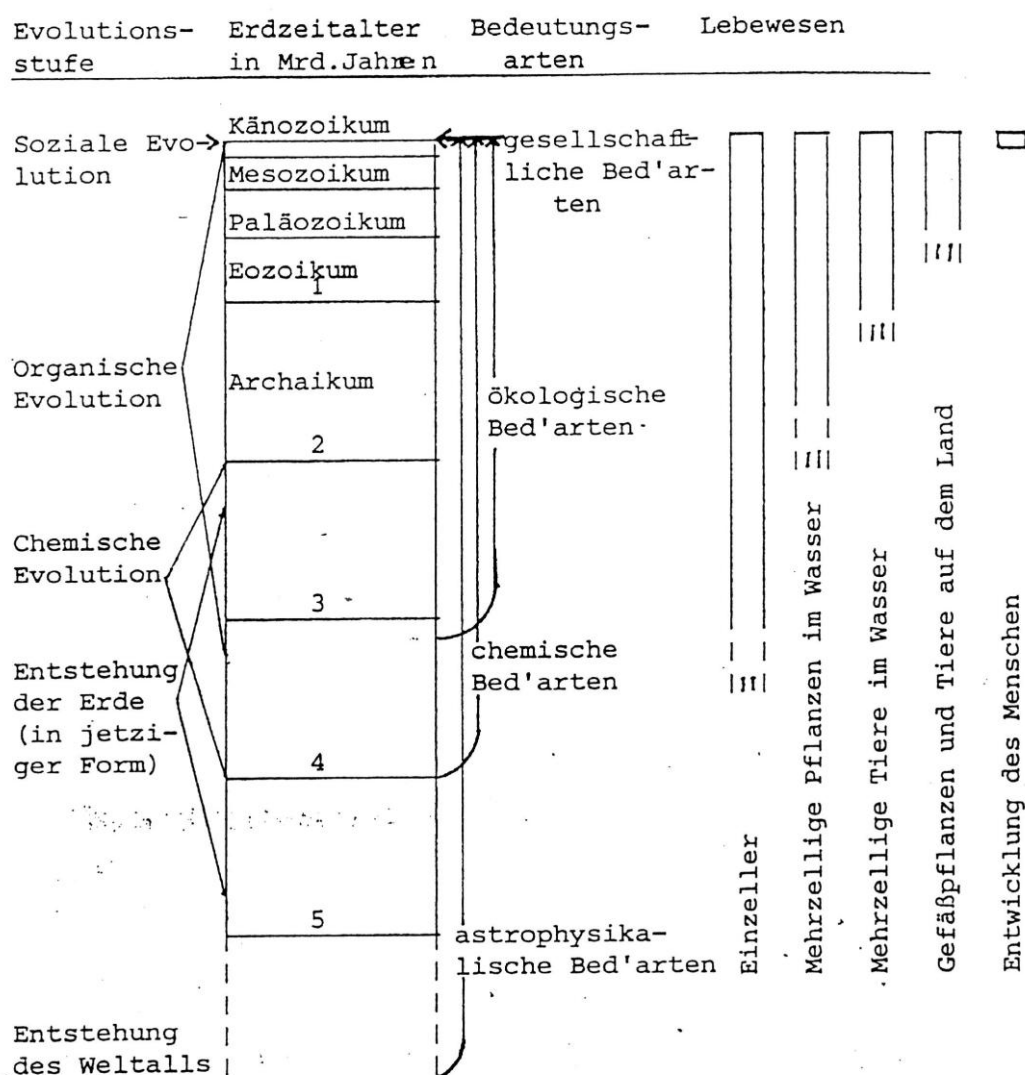
Variationsbreite der Handlungsalternativen ermöglichen, und konzentriere mich auf die Entstehung des beim Menschen sehr weiten Rahmens, in dem diese Bedeutungsentscheidungen zu fallen pflegen. Diesen Rahmen analysiere ich später als Komportat von Bedeutungsarten.

Auf den jeweiligen Entwicklungsstufen lassen sich folgende allgemeine über Mutation und Selektion hinausgehende Entwicklungsmerkmale ausmachen:

- ◇ Häufung gleichartiger, im Einzelfall Symbiose mehr oder weniger abweichender oder gar ungleicher basaler Bedeutungsarten.
- ◇ Strukturierung dieser Bedeutungsarten zu neuartigen Bedeutungsarten, die nicht in der Summe der strukturierten Bedeutungsarten aufgehen.
- ◇ Besonderung einzelner Bedeutungen zu Sensoren, bzw. Strukturierungsmitteln, die als Attraktoren oder Fraktoren, gelegentlich auch nur als Katalysatoren, neue Funktionszusammenhänge im Rahmen der neuen Bedeutungsart ermöglichen.
- ◇ Veränderung basaler Bedeutungsarten z.T. zu Varianten, deren phänotypische Merkmale nur im Zusammenhang der neu entstandenen Bedeutungsarten vorkommen.

Das Gesamtkonzept wird dabei als Bedeutungsgeschichte vorgestellt (vgl. Figur), als epochale Abfolge physikalischer, chemischer, ökologischer und gesellschaftlicher Arten dominanter Bedeutungen. Im Mittelpunkt steht in diesem Durchgang also eine Phylogenese der Bedeutung

Der Bedeutungsaspekt wird sich im Laufe meiner Ausführungen als zentraler bzw. – wie der Begriff schon sagt – bedeutender für die Beschreibung der Evolutionsgeschichte herausstellen als der z.B. des Verhaltens oder der Orientierung, auch in Bezug auf das Verständnis ethologischer oder rezeptorischer Phänomene. Die Orientierungsbedeutungsart ist zwar im Laufe der Evolution in einem bestimmten Stadium vermutlich einmal die dominierende Größe gewesen; die Verhaltensbedeutungsart bildet mit der Kommunikationsbedeutungsart eine unlösbare Einheit auf einer anderen Entwicklungsstufe und als solche eine direkte Vorstufe zu dem, was hier Magiebedeutungsart genannt werden wird. In späteren Stadien, vor allem in der gegenwärtigen Praxis, sind diese Bedeutungsarten aber nur als vielfältig durch ganz andere Bedeutungsarten geprägt und verwandelt angemessen zu verstehen.

Überblick über die Bedeutungsentwicklung (von unten nach oben zu lesen)¹

Der Bedeutungsbegriff selbst tauchte ursprünglich in der kritischen Psychologie erst relativ spät, und zwar mit der Entstehung des Menschen auf, als nämlich die Rückwirkung von Sprechen und Werkzeughandeln auf die Orientierung nicht mehr zu übersehen ist. In diesem Zusammenhang besteht das Verdienst der kritischen Psychologie vor allem darin, den Bedeutungsbegriff aus der Verklammerung durch den Laut gelöst zu haben.² Die Unterscheidung einer Gegenstandsbedeutung von einer Symbolbedeutung war die Keimzelle des hier entwickelten Bedeutungsbegriffs. War der Bedeutungsbegriff in der Kritischen Psychologie aber selbst in späteren den Bedeutungsbegriff aus-

¹ nach Vogel/Angermann, 1968, II,478

² Die Vorarbeit von Heinz Werner blieb dieser Forschungsgruppe offenbar unbekannt. (s.o. das Kap. >Bildlich gesprochen<)

dehnenden Entwürfen¹ noch Versatzstück in einer Wahrnehmungspsychologie, so versuche ich ihm hier zu dem dominanten Stellenwert zu verhelfen, den er innerhalb einer Logik der Bedeutung unausweichlich sich selbst beimessen muss.

Auch darstellungstechnisch weiche ich von manchen verhaltensbiologischen oder wahrnehmungspsychologischen Ansätzen ab. Die fachsystematische Aufsplitterung der Evolution in einen motorischen, rezeptorischen, energetischen, lernpsychologischen und sozietaalen Strang² scheint mir wichtige Zusammenhänge auf einer Entwicklungsstufe zu sehr auseinanderzureißen. Da Bedeutung als Strukturierungsprinzip gefasst ist, das als dominante Bedeutungsart in einer historischen Epoche die basalen Bedeutungen zusammenhält, die darum nur von ihr her zu verstehen sind, erweist sich der semantische Aspekt auch darstellungstechnisch als der einfachere. Evolution lässt sich meiner Ansicht nach zentral als Bedeutungsgeschichte reformulieren. Natürlich kann ich mich hier nur auf die Marksteine der Entwicklung beschränken. Die physikalischen und chemischen Bedeutungsformen lasse ich weitgehend außen vor. Für die Anthropogenese genügt der Hinweis, dass auch Moleküle, Atome und ihre Partikel selbstverständlich als Bedeutungsarten beschrieben werden können. Außerdem konzentriere ich mich bei der Beschreibung der einzelnen Entwicklungsstufen auf einige wenige, aber klassische Forschungsarbeiten.

Die folgenden Unterkapitel sind – ich betone es nochmals – nicht darauf angelegt, den jeweiligen Spezialisten etwas Neues zu sagen. Spezialisten werden in ihnen sogar eher Denkmöglichkeiten verarbeitet finden, die sie als überholt ansehen. Das liegt nicht nur daran, dass interdisziplinäre Forschung unmöglich in jedem Fach auf dem neuesten Wissensstand sein kann. Das hat auch damit zu tun, dass sie gar nicht so selten damit rechnen muss, dass Einzelfächer sich in Sackgassen verrennen, die diese erst später – manchmal auch gar nicht – als solche erkennen. Es geht primär um die Ermöglichung eines Überblicks, um das in sich stimmige Zusammendenken des Speziellen, um das Angebot eines terminologisch kontrollierten Fiktionssystem, in dem sich Detailwissen in Beziehung zu anderen wiederfinden kann, um nichts anderes als einen entwicklungsgeschichtlichen Entwurf, wie ihn für die Menschheitsgeschichte mehrere Denker, in jüngerer Zeit z.B. Karl Jaspers,³ immer wieder einmal unternommen haben, und wie ihn Astrophysik und Biologie seit Darwin und Einstein bzw. Hubble in die Lebens- und Universumsgeschichte „nach vorne“ verlängert haben. Ich knüpfe damit explizit an älteren nicht-enzyklopädischen und nicht-ganzheitlichen, „revisionsbereiten“ Modellen an, nicht zuletzt um die interdisziplinäre Forschung aus den geschichtskritischen, postmoder-

¹Klaus HOLZKAMP: Grundlegung der Psychologie. Ffm, NY. 1983 - Hier bezeichnet H. auch die auf der Stufe der Orientierungsbedeutungsart begegnenden Signale als Bedeutungen. H. kannte Vorformen mehrerer Kapitel dieses Buchs, u.a. dieses Kapitels, ohne den darin entwickelten Bedeutungsbegriff voll zu übernehmen.

² so die Gliederung bei Ute HOLZKAMP-OSTERKAMP, 1975

³ Karl JASPERS: Vom Ursprung und Ziel der Geschichte. München 1949 u.ö.

nen Aporien herauszuführen, und liefere als Innovation lediglich den Bedeutungsgedanken, den ich dann in den Schlusskapiteln noch weiter entfalten und in seinem Praxisbezug beleuchten werde.

Zytologische Bedeutungsarten

In der Presswerk-Beschreibung kam bereits der Begriff „Bedürfnis“ vor, allerdings in der Negation, d.h. Bedürfnisse kommen im Presswerk nur sehr partiell zur Geltung. Bedürfnisse haben – wenn sie „angeboren“, d.h. genetisch, jedenfalls nicht kulturell bedingt sind – eine Triebkomponente, die eine basale Bedeutungskomponente allen Lebens enthält, die also schon bei den Einzellern zu beobachten ist und ihrerseits noch basalere chemische und physikalische Prozesse strukturieren und umwandeln. Obwohl diese Triebkomponente im Presswerk temporär unterdrückt ist, wäre es aus grundsätzlichen Erwägungen heraus fahrlässig, diese evolutionsgeschichtlich frühe Bedeutungsart aus dem Blick zu verlieren. Es erweist sich nämlich immer wieder – das hat schon Freud gezeigt – als eine Bedeutungsart, die zwar umgestaltet und verwandelt, aber nie ganz ausgeschaltet werden kann. Ich nenne diese Bedeutungsart zytologisch oder auch energetisch

Wie lebende Zellen entstanden, ist in der Zytologie weiterhin umstritten. Modelle die mit extraterrestrischen Importaten operieren, müssen so lange zurückstehen, bis nicht nur die Bedingungen für außerirdisches Leben, sondern auch dieses selbst und natürlich die Möglichkeit ihres Imports auf die Erde eindeutig nachgewiesen ist. Das nicht nur, weil sie wie ein deus ex machina wirken. Sie könnten sonst in jeder Phase der Evolution dort eingeführt werden, wo man Schwierigkeiten mit dem empirischen Nachweis hat, z.B. bei der Entstehung der Sprache. Sie verlegen an Stelle einer Lösung das Problem lediglich in einen anderen Bereich, in dem sie außerdem noch weniger nachgeprüft werden können. Auch ist durch diese Verlegung für das Verständnis nichts gewonnen. In der Regel wirken sich solche Problemverlagerungen auch als Hemmschuh für die Forschung aus. Wer sie ernst nimmt, ist in Gefahr, die Forschungshände in den Schoß zu legen.

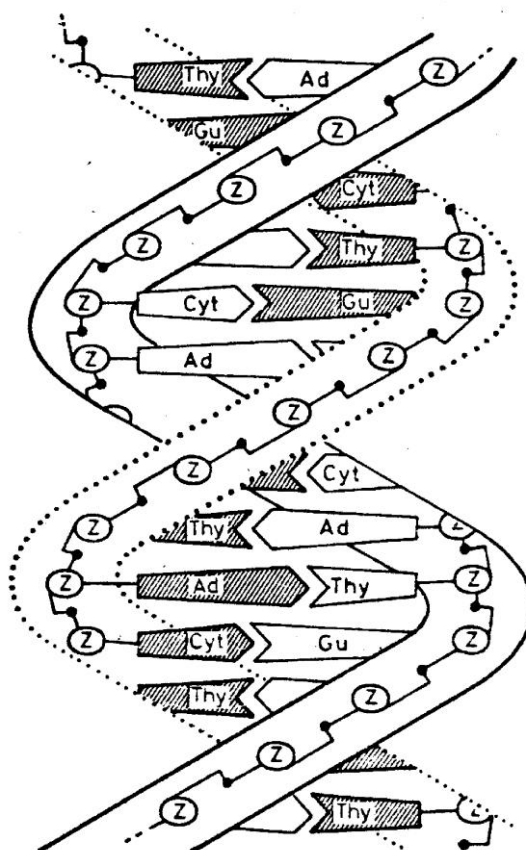
Spätestens seit den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts gibt es eine Reihe von experimentell gestützten Denkmodellen, die ohne extraterrestrische Annahmen auskommen. Vor mindestens 3 Milliarden Jahren dürften sich erstmals unter bestimmten Bedingungen primitive Organismen als abiotische Synthese von Molekül-Aggregaten entwickelt haben.¹ Sidney W. Fox u.a. haben z.B. erfolgreich versucht, unter den wahrscheinlichen Bedingungen der damaligen Erdatmosphäre

¹ zum folgenden vgl. VOGEL/ANGERMAN, 1977, 479, u. REMANE, u.a. 1973, 215ff.

1. anorganische Substanzen wie Wasserstoff (H_2), Methan (CH_4), Ammoniak (NH_3), Cyanwasserstoff (HCN), Wasserdampf (H_2O) und Azetylen (H_2C_2) u.a.
2. radioaktive Strahlung und Wärme, entstanden durch Zerfall radioaktiver Elemente und als Folge der Kompression bei der Verfestigung der Erde
3. Ultraviolett-Einstrahlung der Sonne, durch keine Ozonschicht gemindert
4. elektrische Entladungen bei Gewittern

abiotisch biochemisch wichtige Bausteine (Aminosäuren, Mononukleotide) herzustellen und sie zu Enzymen, Eiweißen bzw. Nukleinsäuren zu verknüpfen. FOX u.a. gingen erstmals von abiogenen Substanzen aus, lösten durch trockene thermische Kondensation entstandene Proteinoide in Wasser, erhitzten und kühlten die Lösung wieder ab. Die Proteinoide organisierten sich zu Kugeln von etwa 1/500 mm Durchmesser, den sogenannten "Mikrosphären". Diese sind nicht einfach Proteinoidaggregate, sondern weisen an ihrer Oberfläche Membrane auf, wie sie ähnlich lebende Zellen besitzen. Außerdem können sie Adenosintriphosphat zerlegen, eine Reaktion, die bei lebenden Zellen nahezu für alle energieverbrauchenden Prozesse als Energiequelle dient. Mikrosphären können sich wie Einzeller bewegen, wachsen und fortpflanzen.

Die berühmte Doppelhelix, d.h. Struktur der Desoxyribonucleinsäure (DNS), die aus zwei umeinandergewundenen Polynucleotidsträngen besteht. - Z: Zucker Desoxyribose, durch Phosphatreste (schwarze Punkte) verbunden. Thy: Thymin. Ad: Adenin. Gu: Guanin. Cyt: Cytosin (aus Remane u.a., 1976, 64)



Zum Modell für die Entstehung von Leben fehlt die Verbindung der Proteine mit Nukleinsäuren, zwei unabhängig voneinander entstandenen Bausteinen, die für alles Leben typisch sind. Die Nukleinsäuren (DNA, DNS) dirigieren dabei die Proteinsynthese. Ihre Moleküle bestehen aus zwei Polynucleotidsträngen, die über Wasserstoffbrücken miteinander verknüpft sind. Jeder der Stränge setzt sich aus Desoxyribosen, Phosphatresten und spezifischen Basen zusammen. Die Basen halten die Stränge zusammen. Diese sind umeinander gedreht, stellen also eine Doppelschraube (Doppelhelix, s. die Figur oben) dar, zu deren Zentrum die Basen weisen. Die Reihenfolge dieser DNA-Basen entscheidet darüber, welche Proteine (Eiweiße) im Organismus aufgebaut werden.

Wie immer Leben entstanden sein mag, die bisherigen Experimente zeigen, dass es durchaus aus anorganischen Stoffen hervorgehen konnte. Dabei muss man – wie auch sonst bei der Entstehung von Neuem – mit fließenden Übergängen rechnen. Es gibt z.B. Viroide, die keine Zellform kennen, denen zumindest die Membran fehlt. Sonst aber ist Leben an die Zellform gebunden und damit an folgende Merkmale der zytologischen Bedeutungsarten:

- | |
|---|
| <ul style="list-style-type: none">◇ Haut bzw. Membrane◇ Stoffwechsel zur Energiegewinnung◇ Wachstum◇ Vermehrung (genetische Reduplikation) |
|---|

Die Haut gestattet ein offenes Fließgleichgewicht, asymmetrische Wechselwirkungsprozesse (Stoffwechsel) und damit eine relative Autonomie ("Gestalttreue"), aber auch eine neue Bedürftigkeit gegenüber der Umwelt. Um ihre Bedürfnisse zu befriedigen, müssen Lebewesen in eine tätige Beziehung zu ihrer Umwelt treten. Im Laufe der Phylogenese entwickeln sich aus dieser tätigen Beziehung wieder neue Bedürfnisse. Der Stoffwechsel brachte die Energie vor allem für Wachstum und genetische Reduplikation.

Sensumotorische Bedeutungsarten

Der Stoffwechselvorgang ist selbst bei den primitivsten Einzellern von Bewegungen begleitet, ist auch ohne Bewegungen nicht denkbar. Bewegungen kennzeichnen schon physikalische und chemische Bedeutungsarten, sind also kein Spezifikum der zytologischen, sind bei letzteren aber nicht direkt, sondern vermittelt über das Fließgleichgewicht in der Zelle von äußeren Bedingungen abhängig. Es gibt Einzeller, die überdies über bestimmte Bewegungsorgane verfügen (etwa die Geißeln der Wimpertierchen). Hier hat sich in Ansätzen der motorische Apparat vom Stoffwechselsystem relativ verselbständigt. Die Bewegungen dieser Einzeller sind von der Art der 'Kinesen', ungerichtet und diffus, lediglich an der Konzentration von Nahrungsstoffen und dem inneren Nahrungsbedarf bzw. an der Meidung lebensbedrohlicher Phänomene und Situationen orientiert. Die Lokomotion ist dabei die Bedingung der Überlebensmöglichkeit dieser Einzeller, stellt also eine neue Bedeutungsart dar. Die Bewegungsbedeutung dominiert also schon in dieser primitivsten Ausprägung Nahrungserwerb und Nahrungsverzehr, den Stoffwechsel der Zelle, der umgekehrt von ihr abhängig wird, sowie die Bewahrung vor Gefahren.

Es gilt als umstritten, ob sich die Lokomotion unabhängig von einer gleichzeitigen Herausbildung sensorischer Organe entwickelt oder ob der sensumotorische Trakt sich von Anfang an als zusammenhängendes Ganzes vom Verdauungstrakt relativ verselbständigt hat. In unserer Sprache sind uns Lokomotion und Orientierung in zwei unabhängige Teile zerfallen. Von einer bestimmten Evolutionsstufe ab von einer solchen Trennung zu sprechen, scheint auch nicht sinnlos zu sein. Wir haben Schwierigkeiten, ein Wort zu finden, in dem die Einheit zwischen beiden betont wird. Die Sprache verführt uns also, für die Bewegungsbedeutung einen unabhängigen Ursprung zu suchen. Das sollte uns skeptisch machen. (Auf den biologischen Fachausdruck für diese Einheit – "Taxie" – komme ich unten noch ausführlicher zu sprechen.) Andererseits sind bei den Ciliaten zwar Geißeln, aber keine gesonderten Wahrnehmungsorgane nachzuweisen. Freilich ist nicht auszuschließen, dass es sich hier um Degenerationserscheinungen oder evolutionäre Sonderentwicklungen handelt. Feststeht, dass schon auf der Stufe der Einzeller, wenn man die Möglichkeit eines unabhängigen Ursprungs überhaupt zu konzedieren bereit ist, die Orientierungsbedeutung sehr schnell den motorischen Apparat total dominiert hat. Erst mit dem Auftreten neuronaler Bedeutungsarten wird die Beziehung zwischen Rezeptorik und Motorik wieder gelockert.

Bestimmte Bakterienarten benötigen zur Aufrechterhaltung ihres Stoffwechsels Lichteinwirkungen als Energiezufuhr.¹ Bei plötzlicher Verdunklung oder überstarker Strahlung schlagen die Geißelbewegungen um. Obwohl es keine Richtungsanzeige gibt, gelangen die Bakterien durch die strahlungsabhängige Bewegungsintensität in Zonen mittleren Lichtstroms, die eine optimale Stabilität ihres Stoffwechsels ermöglicht. Wahrscheinlich war schon vor über 2 Milliarden Jahren die Dominanz der Orientierungsbedeutung über die Bewegungsbedeutung bei derart ausgestatteten Lebewesen eingetreten. Dem reinen "Instinktverhalten", das sich bei allen Organismen im Endverhalten ('consummatory action') – wenn auch in unterschiedlicher Weise – erhalten hat, lagert sich allmählich ein "Appetenzverhalten" ('appetite behavior') bzw. ein "Evasionsverhalten" ('evasive behavior') vor.² Wie etwa Appetit noch beim Menschen auf Grund von Gewebedefiziten (z.B. Hunger) zur Nahrungssuche und -aufnahme führt, so ist unter Appetenzverhalten allgemein ein "Suchen instinktauslösender Situationen" zu verstehen. Als Urform des Appetenzverhaltens, aus der sich alle späteren Arten herausentwickelt haben, wird die schon erwähnte "Taxie" angesehen. HOLZKAMP-OSTERKAMP definiert die Taxie folgendermaßen:

"Eine Taxie ist eine durch physikalisches Dichtegefälle bestimmter Energieformen, etwa der Lichtenergie (Phototaxis) oder chemischen Energie (Chemotaxis) gesteuerte Zu- oder Abwendung der Organismen durch Lokomotion (Ortsveränderung) zum Ort (einer bestimmten G.S.) Dichte (bzw. von diesem weg.)"

Mit der Taxie verselbständigte sich ein relativ unabhängiger "Informationswechsel" gegenüber dem Stoffwechsel (TEMBRUCK). Die Taxie ist in den frühesten Entwicklungsstufen weitgehend genauso angeboren wie die Instinkthandlung, ist aber in späteren Phasen, die die Existenz neuronaler Bedeutungsarten voraussetzen, im Gegensatz zur letzteren weitaus mehr individuellen Lernprozessen zugänglich. Atome und Moleküle erfahren durch die Aufnahme von Umweltpartikeln eine Überführung in eine andere Bedeutungsart. Insofern ist die Umwelt für die atomaren und molekularen Existenzformen nur im Grenzfall des Übergangs zu einer anderen von Bedeutung. D.h. Existenzform und Bedeutungsform sind noch eins. Die Beziehung der Zelle zur Umwelt ist komplexer. Die Zelle benötigt zu ihrer Erhaltung bestimmte Umweltpartikel. Sie kann nicht mehr unabhängig von der Umwelt definiert werden. Ihre Bedeutungsart geht nicht mehr in ihrer Existenzform als bestimmter Verbindung von Molekülen auf, sondern umfasst die Beziehung zu den Umweltpartikeln, von denen sie lebt und die sie verändert bzw. mit denen sie in einen Funktionszusammenhang tritt. Durch den sensumotorischen Trakt wird diese Beziehung zur Umwelt geändert, aktiver gestaltet. Sie ist –

¹Zum folgenden vgl. KLIX, 1976, 140.

²vgl. für dieses und das Folgende HOLZKAMP-OSTERKAMP, 1976, 60ff

wenn auch nur relativ – weniger den Zufällen der Nahrungskonzentration am Aufenthaltsort der Zelle ausgeliefert.

Die gerichteten Bewegungen, die sogenannten "Taxien", bedeuten für den Einzeller, obwohl hier noch Aufnahme, Leitung und Beantwortung einer speziellen Information über die Umwelt in einer Zelle ablaufen, eine ungeheure Energieersparnis und eine wesentlich bessere Überlebenschance.¹ Die meisten Reaktionen von Einzellern stehen in einem direkten Zusammenhang mit der Veränderung ihrer spezifischen Umweltbedingungen. Je nach Reizart unterscheidet man Mechanotaxien (z.B. die Thigmotaxis als Berührungsreaktion bei Pantoffeltierchen), Phototaxien, Thermotaxien und Chemotaxien. Bei bestimmten Evolutionszweigen vermutet man aber auch schon spontane Erregungsmuster.

Die Taxien führen zu einer grundsätzlichen Änderung der Lebensweise. Taxien können die Häufigkeit des Stoffaustauschs erheblich reduzieren. Wahrscheinlich sind sie auch die Bedingung für die Entstehung des eukaryontischen Zelltyps, der durchschnittlich 20 mal größer ist als der prokaryontische und ein neues System der gleichmäßigen Verteilung der in der DNA gespeicherten Information (den Mitose-Apparat) für den Prozess der Zellteilung erfordert.²

Die gerichtete Bewegung ist in der Ethologie durch zahlreiche Experimente als deutlich von der reinen Instinktbewegung etwa des konsumatorischen Aktes unterschieden worden.³ Die relative Verselbständigung der Orientierungsbewegung ist dennoch nicht unumstritten; vor allem psychoanalytische Richtungen bestreiten die Dominanz rezeptorischer Funktionen gegenüber den zytologisch-energetischen.⁴

Taxien sind zentral bestimmt von dem, was man in der Ethologie angeborene Auslösemechanismen (AAM) und Schlüsselreize oder Signale nennt. Die AAM sind Reizfilter, die an sensorische Organe gebunden sind, deren Wahrnehmung sie auf das reduzieren, was für die Organismen – genetisch bedingt bzw. angeborenerweise – lebenswichtig ist, eben die Signale. Damit erfährt die Beziehung der Zelle oder später des Zellenverbands zur Umwelt eine neue Qualität. Die Bestimmung von Nahrung und Nichtnahrung – vorher mit dem Stoffwechsel identisch – verselbständigt sich relativ von diesem und wird nach außen hin verlagert. Der rezeptorische Apparat wirkt als Reizfilter, der automatisch Bewegungen erzeugt, entweder weg von der Signalquelle (Phototaxien) oder hin zu ihr (Telotaxien). Dabei werden mechanischen, radioaktiven, elektrischen oder bei chemischen Prozes-

¹Zu diesem und dem Folgenden vgl. SCHURIG, 1976, I, 78.

²SCHURIG, 1975[?!], I.81.

³VOGEL/ANGERMANN, 1977, 389

⁴vgl. dazu die Kritik von HOLZKAMP/OSTERKAMP, 1976, II, Kap.5

sen frei werdenden Schwingungseigenschaften der Signalquelle stoffwechselbezogene Bedeutungen aufgeprägt, die ihnen aus der Sicht heute dominanter Bedeutungsarten "an sich" nicht zukommen.¹

Das Grundprinzip der Informationsübertragung und Umsetzung in motorische Prozesse ist dabei schon auf der Stufe der rezeptorischen Bedeutungsarten das der Modulation von Trägerprozessen². Messbar werden diese Modulationen zur Hauptsache in folgenden Parametern:

- ◇ Intensität bzw. Amplitude der Schwingungen
- ◇ Zahl bzw. Frequenz der Schwingungen des Trägerprozesses pro Zeiteinheit
- ◇ Veränderung der Ausbreitungsgeschwindigkeit (Phasenverschiebung)
- ◇ Richtungsänderungen der Prozessausbreitung
- ◇ Anzahl der Dimensionenzahl des Signals
- ◇ Verhältnisse zwischen diesen Parametern³

Ob die angeborenen Auslösemechanismen (AAM) unseren (diese Parameter messenden) Instrumenten vergleichbar sind, ist alles andere als gesagt. Wir können nicht einmal sicher sagen, ob es diese Parameter sind oder andere unbekannte, die die motorischen Reaktionen auslösen. Nur so aber wird der Prozess in unsere durch spätere Bedeutungsarten geprägte Verstehenskategorien übersetzbar.

Einem weiteren möglichen Missverständnis sei an dieser Stelle nochmals entgegengetreten. Die Tatsache, dass sensumotorisches Verhalten bereits bei Einzellern begegnet, bedeutet nicht, dass die Entwicklungslinie, die von ihnen direkt zum Menschen führte, sicher einsetzte mit Einzellern, die diese Fähigkeit bereits besaßen. Es ist durchaus denkbar, dass dieser archetypische Einzeller zu den primitiveren gehörte und dass sich Orientierungshandeln erst auf der Stufe der Mehrzeller entfaltete. Neue Bedeutungsarten sind in der organischen Evolution nicht unbedingt an bestimmte Existenzformen geknüpft.

Andererseits spricht faktisch sehr vieles dafür, dass die Entstehung mehrzelliger Organismen durch die Taxien zumindest begünstigt wurde. Die Gattung *Dixtyostelium* z.B., die zu den zellulären Schleimpilzen gehört, besteht aus Mikroorganismen, die ihren Lebenszyklus als einzelne, freilebende Amöben beginnen.⁴ Während dieser Phase ernähren sie sich von anderen Einzellern und vermehren sich durch Zweiteilung. Nach einiger Zeit, besonders bei Nahrungsdefizit bewegen sich die vorher unabhängigen Amöben rhythmisch auf ein Zentrum von wenigen, manchmal nur einer einzigen Zelle zu und ordnen sich zu einem Fruchtkörper aus einem Stiel und einem Sporenköpfchen, aus deren Sporen eine neue Generation unabhängig lebender Amöben entsteht. Die zentripetale Bewe-

¹ vgl. KLIX, 1976, 49.

² ebda, 49

³ nach KLIX, 1976, 50

⁴ Zu diesem und dem Folgenden GERISCH, 1971, 430ff.

gung der Zellen ist durch eine Chemotaxis verursacht, die sich an einem chemischen Stoff orientiert, den man Acrasin nennt und der mit zyklischem Adenosinmonophosphat identisch ist. Dieser chemische Stoff wird nach Verzehr der Nahrung zunächst von einer kleinen Gruppe von Zellen, manchmal nur von einer an die Umgebung abgegeben und wirkt auf die anderen Zellen als Schlüsselreiz für die Auslösung einer Lokomotion in die Richtung seiner Herkunft. Schließlich regt er diese Zellen an, in Zentrumsnähe ihrerseits Acrasin auszuschütten. Wahrscheinlich haben wir es hier mit Übergangsformen von den Einzellern zu Mehrzellern zu tun. Damit ist freilich nicht gesagt, dass Taxien stets Bedingungen der Möglichkeit des Übergangs von einzelligen zu mehrzelligen Existenzformen waren. Sie machen uns diesen Übergang nur besonders verständlich.

Zusammenfassend lässt sich sagen:

Die sensumotorischen Bedeutungsarten zeichnen sich gegenüber den zytologischen durch folgende Merkmale aus:

- ◇ Lokomotionsorgane
- ◇ nicht mit dem Stoffwechsel identische Auswahl bedeutender Umweltpartikel (Signale)
- ◇ unmittelbare Transformierung von Schwingungseigenschaften mechanischer, radioaktiver, elektrischer oder chemischer Trägerprozesse bedeutender Umweltpartikel in nach biochemischen Gesetzen sich bildende und ausbreitende Erregungsprozesse, die ihrerseits in motorisches Verhalten münden.

Die Struktur der sensumotorischen Bedeutungsarten ist der der (später zu behandelnden) prämagischen Bedeutungsarten ähnlich. Wir werden sehen, dass letztere evolutionsgeschichtlich sogar als Weiterentwicklung der ersteren angesehen werden kann. Wer es vielleicht anfangs abwegig fand, bei der Zelle oder gar bei Molekülen und Atomen von Bedeutungsformen zu reden, dürfte spätestens bei der Beschreibung der Orientierungsbedeutungen (Signal, Modulation von Trägerprozessen, Parameter wie Frequenz und Amplitude) zumindest Parallelen zur sprachlichen Bedeutung nicht mehr leugnen können. Dass die Orientierungsbedeutung in der prämagischen Bedeutung nicht aufgeht, ist klar. Aber es dürfte kaum gelingen, den sensumotorischen Bedeutungsarten den Bedeutungscharakter abzusprechen, ohne sie zugleich den prämagischen zu verwehren.

Vorgänge, die den angeborenen Auslösemechanismen vergleichbar sind, gibt es auch noch beim Menschen. Der Pupillenreflex, nach dem sich bei den meisten Menschen – nicht helligkeitsbedingt und nicht durch den Willen kontrollierbar – die Pupille weitet, wenn ihnen etwa pornographische Bilder gezeigt werden, wird häufig als Beispiel genannt, erweist sich bei genauerem Hinsehen aber als weitaus komplexer.¹

¹KLIX, 1976, 481 u. 497ff.

Wenn wir nach den unmittelbar handlungsauslösenden Ursachen beim gegenwärtigen Menschen fragen, wird dafür wohl kaum jemand bei sich Prozesse oder Organe geltend machen, wie wir sie als 'Kinesen' oder 'Auslösemechanismen' beschrieben haben. Welche Entwicklungen waren zu durchlaufen von diesen einfachen Vorformen bis zu unserem gegenwärtigen Verhalten?

Neuronale Bedeutungsarten

Vornehmlich die Kritische Psychologie hat im Anschluss an die kulturhistorische Schule der Psychologie (v.a. WYGOTSKI, LEONTJEW) in verschiedenen Unterscheidungen (Erregbarkeit - Sensibilität bei HOLZKAMP, Physisches - Psychisches bei SCHURIG; Festgelegtheit - Modifikabilität bei HOLZKAMP-OSTERKAMP) das spezifisch Neue dessen betont, was ich hier neuronale Bedeutungsarten nenne.

Neuronale Bedeutungsarten im Vollsinn scheinen an die Existenz von Nervenzellen gebunden. Vorformen können freilich bereits bei einigen Einzellerarten beobachtet werden. Es gibt z.B. einige Ciliatengruppen, die sich zunächst in eine Schleimröhre zurückziehen, wenn ihnen durch eine Pipette Wasserstrom entgegengeblasen wird. Nach kurzer Zeit strecken sie sich erneut aus und beginnen mit dem Einstrudeln der Nahrung. Wird die Reizung mehrfach wiederholt, reagieren sie nicht mehr darauf.¹ Dieser Vorgang ist von Gewöhnungsreaktionen bei Organismen mit Nervenzellen methodisch nicht exakt zu unterscheiden.

Bei den meisten Organismen mit Nervenzellen sind Gewöhnungsreaktionen von Ermüdungerscheinungen, die allein auf physiologischen Adaptionsprozessen beruhen, durch die Zeitdauer, die bis zur Wiederherstellung der Empfindlichkeit vergeht,² einigermaßen zu trennen. Bei Einzellern entsteht das forschungstechnische Problem, dass diese sich nach kurzer Zeit wieder teilen, so dass hier ein Nachweis nur schwer erbracht werden kann. Wie Leben nicht an die Zellform, so scheint Lernen nicht unbedingt an die Existenzform der Nervenzelle gebunden zu sein. Alle entwickelteren Arten des Lernens scheinen sie aber vorauszusetzen.³

Nervenzellen sind Spezialisierungen normaler Zellen. Sie bauen auf Fähigkeiten auf, die vermutlich jede Zelle auszeichnen. Hormone, die noch wenig erforscht sind, haben Funktionen wie Nerven, erfüllen diese aber ähnlich langsam und unsicher wie ein Bote die der Übertragung einer mündli-

¹ SCHURIG, 1975, II, 519

²HINDE, 1954; THORPE, 1963; SCHURIG, 1975, II, 56

³vgl. KLIX, 1976³, 346

chen Nachricht im Vergleich etwa zum Telefon. Es ist nicht auszuschließen, dass sie die unmittelbaren Vorläufer der Nerven waren.¹

Nerven können ihre neuen Funktionen auf Grund zweier Eigenschaften ausüben: Weiterleitung und Hemmung elektrochemischer Erregungsprozesse.

Nervenzellen bestehen aus dem Zellkörper (Perikaryon bzw. Soma), aus Fortsätzen (Dendriten oder "Bäumchen") und einem Hauptfortsatz (Axon bzw. Neurit).² Der Zellkörper ist das Ernährungszentrum. Die Dendriten sind der Ort des Erregungsempfangs. Das Axon gibt Äste ab, die sich weiter zu Kollateralen verzweigen können. Den Abschluss des Axons bilden Endknöpfchen (Boutons terminaux), die mit der Membranfläche der nächsten Nervenzelle die Synapse bilden. Die Boutons terminaux und die Membranfläche der nachgeschalteten Nervenzelle sind durch einen Spalt getrennt. In den Endknöpfchen liegen kleine Behälter, Vesikel, die bestimmte chemische Substanzen (z.B. Azetylcholin) enthalten. Die vom Axon über die Kollaterale an die Endknöpfchen weitergeleiteten elektrischen Impulse lösen dort je nach Leitfähigkeit der Synapse, die sich ändern kann, die Entladung ihrer chemischen Substanzen an die nächste Zelle aus. Diesem Prozess der Erregungsweiterleitung entgegen wirkt sofort ein Enzym (Cholinesterase), das die Übertragung zur nächsten Zelle unterbricht. Weiterleitung und Hemmung der elektronischen Erregungsprozesse sind die Träger der neuronalen Bedeutungsarten.

Die neuronalen Bedeutungsarten drängen sich in die Einheit zwischen Orientierungs- und Bewegungsbedeutung. Nerven unterbrechen nicht nur die automatische Erregungsleitung von der Rezeption bis hin zur Bewegung. Sie können überdies die Erregung durch "Kreisschaltung" von Impulsleitung und Hemmung speichern und so in Erfahrungen umbilden, die einen zunehmenden Einfluss auf den Zusammenhang von Orientierung und Bewegung erhalten. Bewegungen sind jetzt nicht nur durch angeborene Auslösemechanismen und momentan rezipierte Signale bestimmt, sondern auch durch vergangene Orientierungsakte, deren Erregungsprozesse zuvor in neuronale Prozesse transformiert worden waren und dort "Spuren" (emotionale Wertungskriterien) hinterlassen haben, die über die Auswahl der Signale entscheiden und dadurch die Motorik bedingen. Die klassische Psychologie hat sich diese Vorgänge vorgestellt analog dem Funktionieren der Galton'schen Typenfotografie, die durch Übereinkopie von Aufnahmen verschiedener Familienmitglieder auf der gleichen Platte entsteht, wobei die ähnlichen Züge mit außerordentlicher Prägnanz hervortreten, während die unterscheidenden Züge verblassen³ oder analog dem Hologramm kontaminiert wer-

¹ so BENESCH, 1977, 53

² Zu diesem und dem folgenden KAHLE, 1976, 12 - BENESCH, 1977, 71ff

³ I. ULLMANN, 165ff

den¹. Diese Analogien können die Wirksamkeit von Nervensystemen vielleicht noch am ehesten bei den frühesten Organismen veranschaulichen. Für höhere Lebewesen haben sie sich als zu simpel erwiesen, weil sie das Moment der aktiven Steuerung und Verarbeitung von Orientierungsprozessen unterschlagen.

Das Verhalten einfacher lernfähiger Organismen kann beschrieben werden als Resultante aus Reizeinwirkungen der Umwelt, Art und Umfang der Vorinformation, mit anderen Worten: der individuellen Lebensgeschichte, und momentanen inneren Zuständen wie Wachheit, Erregtheit usw.² Unter diesen Bedingungen des Verhaltens hat eindeutig die Vorinformation - oder anders gesagt: das Wissen oder der Speicher - die dominante Bedeutung.

Substrat der neuronalen Bedeutungsarten sind nicht etwa die einzelnen Nervenzellen, sondern die in ihnen ablaufenden elektrochemischen Prozesse. Vermutlich durch die unterschiedliche Leitfähigkeit der Synapsen bedingt, bilden sie Muster. Die Leitfähigkeit scheint ihrerseits das Ergebnis der Häufigkeit ihrer Beanspruchung zu sein.³ Die faktisch in der Nervenzelle ablaufenden Erregungsmuster setzen sich zusammen aus Träger- und Reizmustern. Den Grundprozessen der axonalen Impulsleitung und der synaptischen Übertragung entsprechen zwei Arten von Trägermustern: ein stoßweise, rhythmisch erfolgendes Muster und ein figuratives Muster (Die Richtungen der Impulsweiterleitung ergeben ein variables netzwerkartiges Figurenbild). Rhythmus und Figuration bezeichnet BENESCH als die Grundprinzipien der Musterbildung.

Die Evolution des Nervensystems setzte vor rund 500 Millionen Jahren ein⁴. Damals waren Hohltiere, Vorläufer der heute noch lebenden Polypen, Seeanemonen usw., die höchstentwickelten Lebewesen auf der Erde. Mit ihnen bildete sich ein über den ganzen Organismus verteiltes Netz gleichgeschalteter Nerven als Teil eines an allen Körperstellen gleichartigen Gewebes aus Nesselzellen (einer Sonderentwicklung der Nesseltiere unter den Hohltieren), Sinnes- Muskel-, Geschlechts-, Nerven- und anderen Zellen heraus.⁵ Die Nerven hängen untereinander und mit den anderen Zellen zusammen, kennen aber kein Zentrum. (s. Figur a).

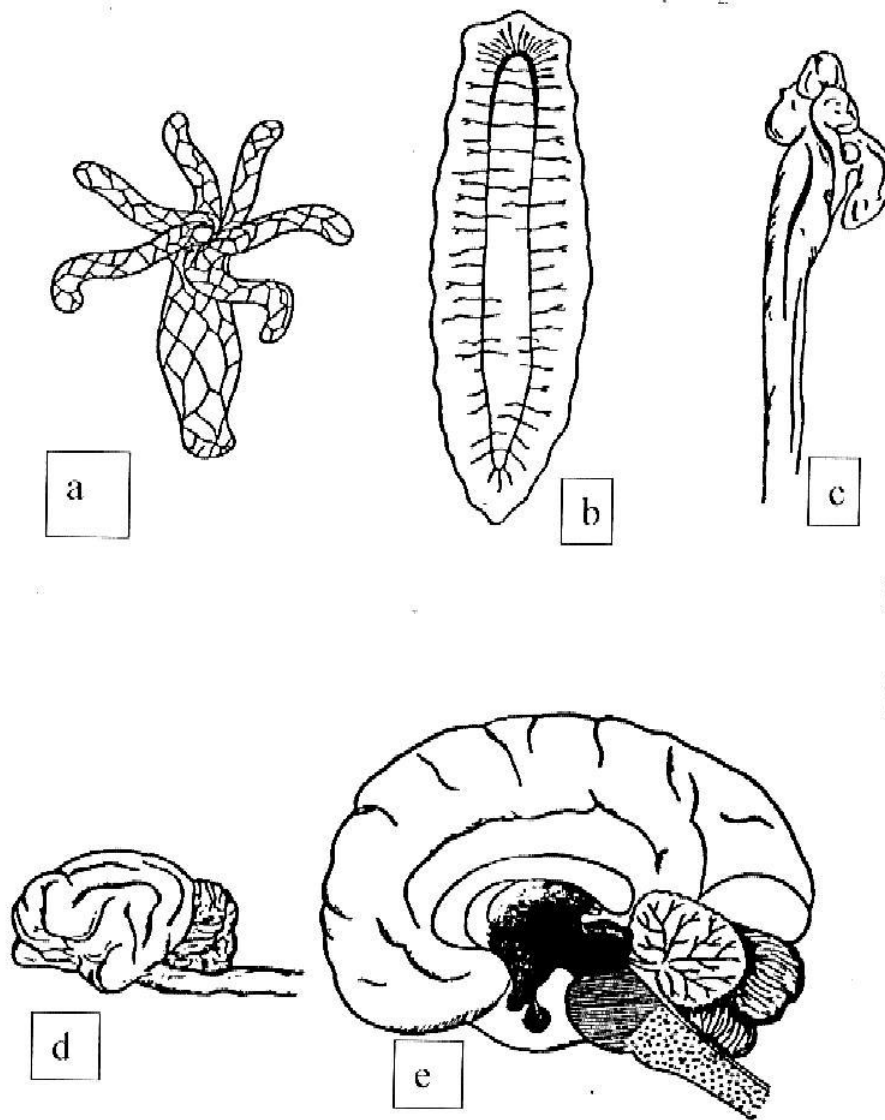
¹VESTER, 18

² vgl. KLIX, 1976³, 310

³zu diesem und dem Folgenden: BENESCH, 1977, 96ff

⁴ vgl. PEIFFER u.a., 1969, 136

⁵vgl. BENESCH, 1977, 33f - VOGEL/ANGERMANN, 1971, I, 104f



Stadien der Evolution des Nervensystems
a. Polyp, b. Plattwurm, c. Fisch, d. Hund e. Mensch
(schematisiert aus Benesch 1977, 54f + Vester 18)

Das Strickleiternnervensystem der Platt- und Ringelwürmer repräsentiert die nächste wichtige Stufe in der Entwicklung des Nervensystems (s. Figur b). Der Bildung einer Kopfreion mit einer Konzentration von Sinnesorganen um die Mundöffnung korrespondiert eine Zusammenballung von Ganglienketten und -ringen am Vorderende¹. Im Gegensatz zum radial gegliederten Nervensystem der Hohltiere durchzieht das der Plattwürmer den Organismus bilateral symmetrisch, d.h. in zwei Hauptsträngen mit verschiedenen Verzweigungen. Die Differenzierung der Zellarten war schon bei den Hohltieren weit fortgeschritten.² Bei den Plattwürmern sind die Aufgaben auch auf verschiede-

¹ s. VOGEL/ANGERMANN, 1971 I, 106f

² ebd., 105

ne Körperteile verteilt.¹ Beim Lanzettfischchen als primitivem Vertreter der Chordatiere, zu denen auch die Wirbeltiere gehören, entwickelt sich erstmals ein einsträngiges Neuralrohr (als Vorform des Rückenmarks) mit bläschenartiger Verdickung am Vorderende heraus.² Die Fische weisen nicht nur Wirbel und Schädel zum Schutz des Zentralnervensystems auf, sondern auch ein Drei-Bläschen-Gehirn (Hinter-, Mittel und Vorderhirn; s. Figur c)³. Mit den Reptilien entsteht das limbische System (auch "emotionales Gehirn" genannt),⁴ aus dem sich das Großhirn herausentwickelt. Fig. c bis e zeigen überzeugend, dass die Genese des Gehirns von den Fischen bis zum Menschen vor allem eine Genese des Großhirns war.

Durch den Erwerb der Speichermöglichkeit wird der Organismus erneut um einige Grade unabhängiger von den Zufälligkeiten der Umwelt. Die Orientiertheit im raumzeitlichen Gefüge erhält eine neue Dimension. Erst auf der Basis der Bestimmung der eigenen Lage relativ zu den Dingen und Körpern in der Umgebung, zu ihrem Abstand und zu ihrer Bewegung in der Zeit ist die Wiedererkennung von Objekten sinnvoll und möglich.⁵

Der Umstand, dass auf der Stufe der neuronalen Bedeutungsarten ein gewisser Anteil der Verhaltensweisen nicht nur auf (im Genom gespeicherten) "Arterfahrungen", sondern auf (im Gehirn gespeicherten) Individualerfahrungen beruht,⁶ verändert auch noch in anderer Weise die Art der Orientierung. Letztere bezieht sich nicht nur auf das "sensorisch wirksame Ereignisfeld",⁷ auf die physikalischen Eigenschaften, die als Reize die Sinnesorgane erregen und als Schlüsselreize die Bewegungen des Organismus bedingen, sondern auch auf das "erzeugbare Ereignisfeld".⁸ Sie erweitert ihre Wirkungsmöglichkeiten durch aktive direkte (d.h. nicht durch Werkzeuge vermittelte) Veränderung der Umwelt. Die Motorik wird hier also auch zur Verbesserung der Sinnesleistungen herangezogen, hat also eine Rückwirkung auf die Rezeptorik. Die Orientierung erfasst so auch "Umgangsqualitäten".⁹ Damit ist freilich noch nicht das "latente Ereignisfeld"¹⁰ in den Bereich möglicher Orientierung gerückt. Die Tiefenstrukturwahrnehmung,¹¹ die Umwelteigenschaften aus den Oberflächen- und Umgangseigenschaften mittelbar ableitet, setzt die Dominanz von Begriffsbedeutungen voraus. (s. Figur)

¹ ebd., 107

²vgl. VOGEL/ANGERMANN, 1971, I, 118f

³vgl. BENESCH, 1977, 54

⁴ vgl. VESTER, 17

⁵ KLIX, 1976³, 82

⁶ HOLZKAMP-OSTERKAMP, 1975, I, 138

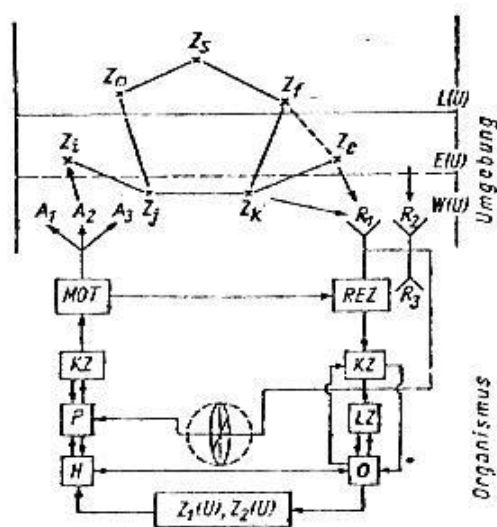
⁷KLIX, 1976³, 44

⁸ ebd.

⁹ ACH, 1932 - HOLZKAMP-OSTERKAMP, 1975, I, 177

¹⁰ KLIX, 1976³, 44

¹¹ ebd., 301ff



Erläuterungen:

Kennzeichnung von Objektklassen der Umgebung als Gegenstand hochentwickelter Techniken des Erkenntnisgewinns. $W(U)$ wahrnehmbare Umgebungs Zustände, $E(U)$ durch Eingriffe bzw. Veränderungen der Rezeptorleistungen wahrnehmbar zu machende Eigenschaften, $L(U)$ latente Umgebungs Zustände, die durch kognitive Prozesse allein erschließbar sind. R_1, R_2, R_3 verschiedene Reizklassen, REZ Rezeptoren, KZ Kurzzeitgedächtnis, LZ Langzeitgedächtnis, O operatives Gedächtnis, $Z_s(U)$ mögliche Zusammenhänge in der Umgebung, H Hypothesenbildung, P Prüfschritt, MOT motorische Aktion mit Aktionseinheiten (Unteraktionen A_1, A_2, A_3).

(aus KLIX, 1976³, 45)

Tiefenwahrnehmung (bei Primaten - nach Klix,45)

Wie oben bereits ausgeführt wurde, werden Zustandsänderungen der Umwelt als Veränderungen von Schwingungseigenschaften von Trägerprozessen wahrgenommen.¹ Die Trägerprozesse der Signalzustände durchdringen zuerst den reizaufnehmenden und reizleitenden Apparat des Sinnesorgans.² Das sind beim Auge Linse und Glaskörper, beim Ohr die Endolymphe in den Bogengängen und im inneren Ohr, beim Gleichgewichtsorgan die Statolithenmembran und bei den Druck- und Temperaturrezeptoren der Haut die Ober- und Lederhaut. Erst nachdem diese Medien durchdrungen sind, gelangen die Signale aus der Umwelt an die eigentlichen Rezeptorsysteme. Die Rezeptorzellen setzen die physikalischen Signaländerungen in biochemisch oder elektrophysiologisch bestimmbare Zustandsschwankungen um. Diese Umsetzung erfolgt analog, d.h. in einer stetigen Zeitfunktion. Dieser Prozess der Signalwandlung an den Rezeptoren ist nur "die erste Stufe einer Kaskade von Übertragungs- und Umwandlungsprozessen der Erregungsfortpflanzung und -verknüpfung im Zentralnervensystem...".³ Auch in der zweiten Zellschicht der Retina des Auges z.B., der Lage der bi-

¹ s.a. KLIX, 1976³, 50

² zu diesem und dem folgenden KLIX, 1976³, 223 & 214

³ ebd., 200

polaren, horizontalen und amakrinen Zellen, ist noch eine analoge Umsetzung feststellbar.¹ Erst in der Ganglienschicht der Retina erfolgt eine Umwandlung der stetigen Zeitfunktion von Potentialänderungen in eine Impulsratenzeitfunktion, die sogenannte "Pulsfrequenzmodulation", die für alle neuronalen Prozesse charakteristisch ist².

Das reizaufnehmende nervale System verstärkt durch diese kontrastbildende Umwandlung gerade die Energieänderungen des Signals³. Der Effekt ist ein doppelter: Einmal wird die Übertragung von Informationen störungssicherer. Zum anderen findet eine Komplexitätsreduktion auf das Typische ("Konturierung") statt.⁴ Das WEBER-FECHNERSche Gesetz⁵ ist eine Transformationsregel, die diese Vorgänge mathematisch exakt zu fassen sucht.

Schon in den frühesten Phasen der neuronalen Bedeutungsarten findet im Zentralnervensystem nicht einfach eine Abbildung im Sinne einer "realitätsgetreuen Kopie" statt. Übertragen werden in diesen Transformationsprozessen lediglich Invarianten, deren Form vom übertragenden System definiert werden. Verloren gehen dabei in letzter Instanz alle Details, Unebenheiten oder zufallsbedingten Reizänderungen. Erhalten bleibt auf dieser Stufe die charakteristische Reizverteilung.⁶ Bewegungsauslösend wirken auch diese derart transformierten Reize erst, wenn sie sich im Rahmen der Hauptfunktion der Lebenssicherung als Indikatoren erwiesen haben.

Die Speicherbedeutung kann zusammenfassend gegenüber der Orientierungsbedeutung durch folgende Merkmale gekennzeichnet werden:

- ◇ **Reduktion** der Schwingungseigenschaften der Umweltsignale auf charakteristische Invarianten durch die "Pulsfrequenzmodulation"
- ◇ Möglichkeit der Erregungs**hemmung** und der Musterbildung als Grundlage der Wissensakkumulation
- ◇ **Selektivität**; diese unterscheidet sich von den Reizfiltern der AAM dadurch, "dass sie nicht auf alle Objekte, die Schlüsselreize für das AAM darstellen, in gleicher Weise reagiert, sondern es finden sich **Reaktionsunterschiede** in Abhängigkeit von den 'gelernten' zusätzlichen Merkmalen."⁷
- ◇ Relative **Distanz** von den momentan ablaufenden Umweltprozessen
- ◇ Indienstnahme der Motorik für den Wahrnehmungsprozess; Erfassen von **Umgangsqualitäten**

¹ebd., 214

² ebd.

³ ebd., 230

⁴ ebd., 203ff

⁵ vgl. ebd., 253ff

⁶ ebd., 238

⁷ HOLZKAMP-OSTERKAMP, 1975, I, 120

Prämagische Bedeutungsarten

Prämagisch oder kodial nenne ich Bedeutungsarten, die zwar zu den Begriffsbedeutungsarten zu zählen sind, die aber in besonderen Maße als Voraussetzung für das angesehen werden müssen, was ich beim ersten Menschen als Magiebedeutungsart zu beschreiben gedenke.

In der Ethologie wird in der Regel den innerartlichen Beziehungen, dem sog. "sozietalem" Verhalten, besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Nicht selten wird es abgelöst vom übrigen Verhalten betrachtet. In der Tat fallen bei manchen Tierarten die hochdifferenzierten "sozietalem" Verhaltensweisen (etwa die "Sprache" der Bienen) gegenüber ihrem sonstigen eher einfachen Repertoire an Umweltbeziehungen auf. Entsprechend zieht man phylogenetische Linien etwa von der *Wirkungssumme* (Tiere schließen sich enger zusammen, um sich z.B. gegen äußere Bedrohungen besser zu schützen) über die *Wirkungskomplementarität* (z.B. bei der Paarung, Brutpflege usw.) zu *gelernten Interaktionssystemen* (z.B. Dominanz-Subordinanz-Verhältnisse).¹

Ich sehe in dieser Exklusivbetrachtung eines Verhaltensaspekts eine unzulässige Reprojektion der Unterscheidung zwischen interaktivem und instrumentellem Verhalten, wie sie spätestens dem warenproduzierenden Menschen geläufig ist. Es spricht demgegenüber alles dafür, dass die Organismen in der Evolution bis tief in die Menschheitsgeschichte hinein zur außerartlichen Umwelt wie zur innerartlichen ein Verhalten zeigten, das sowohl interaktive als auch instrumentelle Züge aufwies und jedenfalls nicht als grundsätzlich verschieden empfunden wurde. Dass die Lebewesen bestimmte Umweltpartikel dabei schwerpunktmäßig anders behandeln als andere, ändert nichts an der Analyse, dass ihr Verhalten gegenüber ihren Artgenossen sich bis in die Menschheitsgeschichte hinein nicht grundsätzlich von ihrem außerartlichen Verhalten unterschieden hat. Man kommt unausweichlich zu einer Fehleinschätzung sozietalem und kommunikativen Verhaltens, wenn man es nicht als integralen und unablösbaren Bestandteil des Gesamtverhaltens sieht. Es besteht überhaupt kein Anlass und verkompliziert sämtliche Analysen, diese Lieblingsunterscheidung des ansonsten schätzenswerten Humanismus in frühere Evolutionsstufen zu übertragen.

Dabei will ich es keineswegs ausschließen, dass sich Neues, was ich hier als prämagische Bedeutung zu beschreiben versuche, zuerst im innerartlichen Verhalten entwickelt hat, obwohl ich meine Zweifel habe. (Da die hier vorgetragenen Theorien der Evolution der Kommunikation, die meines

¹ vgl. HOLZKAMP-OSTERKAMP, 1976, I, 202ff

Wissens bislang nicht vertreten wurden, wegen ihrer andersartigen - nämlich bedeutungswissenschaftlichen - Fragestellung nicht auf entsprechende empirische Untersuchungen zurückgreifen kann, kann ich diese Zweifel vorläufig nicht begründen.) Alles, worauf es mir bei diesen Ausführungen ankommt, ist herauszuarbeiten, dass die Unterscheidung zwischen innerartlichem und außerartlichem Verhalten bis in die Menschheitsgeschichte hinein von untergeordneter Bedeutung ist und dass die prämagische Bedeutung wie die Signalbedeutung keineswegs auf den innerartlichen "Verkehr" beschränkt ist.

In früheren Fassungen dieser Arbeit habe ich statt von prämagischer Bedeutung manchmal nur von Kommunikationsbedeutung gesprochen. Ich möchte mit dieser Begriffsänderung trotz aller Nachteile, die sie sonst hat, anzeigen, wie sehr ich gewillt bin, diese von der Forschung bislang nicht hinterfragt hingenommene Erkenntnisbarriere zu beseitigen. Das Neue an der prämagischen Bedeutung ist jedenfalls nicht, dass hier Artgenossen, die zuvor isolierte Organismen waren, miteinander kommunizieren. Das musste von den angesprochenen Paarungsriten eines Stichling-Pärchens und damit von der Orientierungs- bzw. Signalbedeutung gesagt werden. Prämagische Bedeutungen in dem hier verwendeten Sinne unterscheiden sich von Signalen vielmehr vornehmlich dadurch, dass der Organismus aktiv auf sie reagieren kann, dass er ihnen nicht wehrlos ausgeliefert ist, sondern dass er eine durch sie übermittelte "Botschaft" verarbeiten und "in seinem Sinne" verändern kann, dass er über einen relativen Spielraum verfügt, ob und wie er sie in Bewegung umsetzen soll.

Aus der Sicht des Lernverhaltens bringen prämagische Bedeutungen eine Reduktion der Verhaltensunsicherheit und Angst, eine gegenüber dem angeborenen Verhalten neue Art von Festgelegt-heit. In den Begriff "sekundäre Festgelegtheit"¹ ist aber nur die Gemeinsamkeit mit dem angeborenen Verhalten eingegangen. Zu wenig kommt in ihm der Unterschied zum Ausdruck: die Möglichkeit, eines aktiven Umgangs mit der in den prämagischen Bedeutungen verschlüsselten Botschaft.

Wesentlich geeigneter zur Charakterisierung der prämagischen Bedeutung scheint mir der Begriff des "Bedürfnisses nach Umweltkontrolle" bzw. des "produktiven Bedürfnisses".²

HOLZKAMP-OSTERKAMP gebraucht diesen Begriff als Gegenbegriff zu den "sinnlich-vitalen Bedürfnissen"³, also den Nahrungs- und Sexualtrieben. Unter "produktiv" versteht sie Bedürfnisse, die "auf die Absicherung relevanter Lebensbezüge" "explorative Umwelterforschung", "Erweite-

¹ HOLZKAMP-OSTERKAMP, 1976, I

² ebenfalls von HOLZKAMP-OSTERKAMP, 1976, I, verwendet.

³ ebd.

rung individueller Erfahrung" und beim Menschen auch auf "tätige Aneignung der gesellschaftlichen Umwelt"¹ gerichtet sind.

Diese Unterscheidung muss natürlich noch erheblich differenziert werden. Mit den verschiedenen postzytologischen Bedeutungsarten bilden sich auch spezifische Bedürfnisse heraus. HOLZKAMP-OSTERKAMP spricht nur die zytologischen bzw. sensumotorischen und die postneuronalen Bedürfnisarten an, wobei sie leider so unterschiedliche Bedeutungsarten wie die prämagische, die Gegenstand-, Rang- und Wertbedeutung in einen Topf ("produktiv") wirft.

Außerdem scheinen mir "produktiv" und "sinnlich-vital" zu sehr als schroffe Gegensätze gefasst. Natürlich impliziert das Konzept der "aktionsspezifischen Energien", dass diese auch in Gegensatz zueinander geraten können. Diese Widersprüche gehören sogar zu den wichtigsten Treibsätzen der Evolution. Darüber darf aber nicht vergessen werden, dass es sich bei den "produktiven" Bedürfnissen - phylogenetisch gesehen - um Umformungen primärer Bedürfnisse handelt. Der von HOLZKAMP-OSTERKAMP heftig kritisierte psychoanalytische Begriff der Sublimation² ist so falsch nun auch wieder nicht. Er beschreibt den Vorgang der Umformung basaler Bedeutungsarten durch dominante einseitig aus der basalen Perspektive des Signifikanten, überbetont - hegelianisch gesprochen - die Negation der Position, bedarf daher des Gegenbegriffs 'Bedeutungsprägung', damit die neue Qualität deutlich wird, die die von der Psychoanalyse herausgestellten Unterdrückungen und Verdrängungen hervorruft. Darüber aber sollte man nicht in den gegenteiligen Fehler verfallen. Sublimation ist zweifellos ein wichtiges Moment bei allen semantischen Umformungsprozessen.

Darüber hinaus können gerade auch "produktive" Bedürfnisse in Widerspruch zueinander geraten. Das Bedürfnis nach Stimmigkeit, Logik und Rationalität als Ausfluss der Wertbedeutung lässt sich z.B. selten mit dem Bedürfnis der Herrschaft über Menschen, manchmal auch nicht mit dem der Herrschaft über die Natur als Ausfluss der Rangbedeutung vereinbaren.

Die unmittelbaren Vorformen der prämagischen Bedeutung würde ich entsprechend bei den Phänomenen suchen, die im vorigen Kapitel unter dem Stichwort "Umgangsqualitäten" und "Konfigurationen" abgehandelt wurden: Der tierische Organismus erfasst durch aktive Einwirkung den 'Kode' von Umweltpartikeln, sei es innerartlichen, sei es außerartlichen Charakters. Auf der Stufe der "Umgangsqualitäten" des "erzeugbaren Ereignisfeldes" ist der 'Kode' identisch mit verborgenen, aber durch Bewegung zu ermittelnden Signalen. Das Phänomen kann zentral mit Kategorien der Speicherbedeutung beschrieben werden. Auf der Stufe der "Konfigurationen" oder des "latenten Ereignisfeldes" werden Ergebnisse neuronaler Verarbeitungsprozesse in Gegenstände "hineingele-

¹ II, 207f

² II, 209f

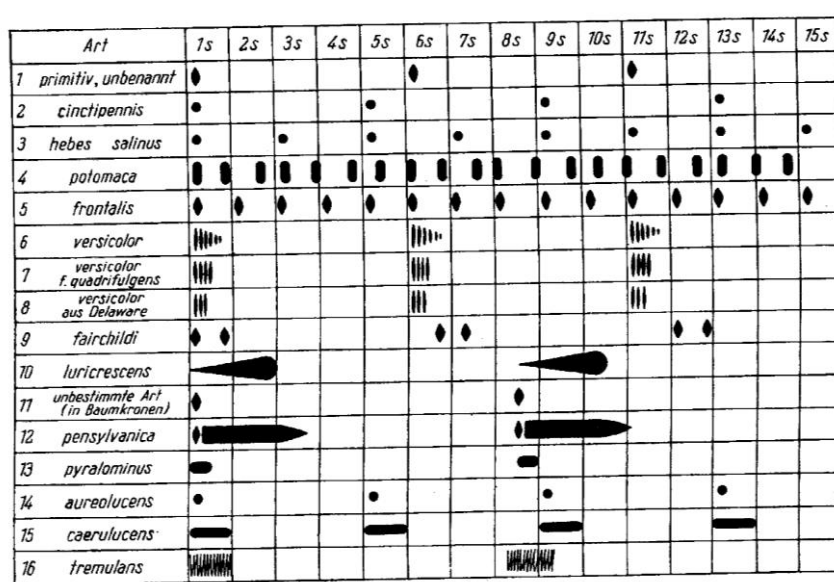
sen", wobei der 'Kode' der Gegenstände immer noch auf latente, allein durch kognitive Gehirnleitungen erfassbare Signale zurückgeführt wird. Bei der Zusammenschau oder "Syntax" der Signale, die für Konfigurationsleistungen kennzeichnend ist, wird den Signalen aber ein neuer 'Kode' überlagert, ein kognitiver 'Kode', der bereits die wichtigsten Charakteristika dessen trägt, was hier prämagische Bedeutung genannt werden soll. Dieser neue 'Kode' kann zentral als ein System von Verknüpfungsregeln beschrieben werden. Dieses System darf zunächst nicht als losgelöst von den in einer Situation gegenwärtigen oder im Gehirn gespeicherten Signalen vorgestellt werden. Verknüpfungsregeln und Signale sind in der Konfiguration zwei aufeinander angewiesene Pole einer Einheit. Dennoch können Verknüpfungsregeln den Möglichkeitsrahmen der Signale gelegentlich überschreiten. Das kann bei Vorhandensein einer entsprechenden Lernfähigkeit zur Änderung der Verknüpfungsregeln, aber auch zu Versuchen führen, die Signale den Verknüpfungsregeln anzupassen.

In solchen Versuchen vermute ich den Ursprung der prämagischen Bedeutung im engeren Sinne. Prämagische Bedeutungen unterscheiden sich von Konfigurationen dadurch, dass sie nicht lediglich Kognitionsergebnisse sind, sondern ins Verhalten hinausverlagert, exteriorisiert sind. Der Köhlersche Schimpanse, der eine nicht mit einem einzelnen Bambusrohr erreichbare Banane doch noch kriegt, indem er nach einer Weile zwei Bambusrohre ineinandersteckt, hat nicht nur bestimmte Konfigurationen und Verknüpfungsregeln im Kopf, sondern passt die Umweltsignale auch gezielt ihnen an. Dieser Prozess ist also nicht nur ein kognitiver Verarbeitungs-, sondern auch in Ansätzen ein Bearbeitungsprozess, genauer: eine Verbindung der Fähigkeit, Konfigurationen zu bilden, mit der, Umgangsqualitäten zu ermitteln, sowie mit dem Bedürfnis nach Umweltkontrolle. Werkzeuggebrauch und -herstellung lassen sich dabei durchaus als Wechselwirkungsprozess beschreiben, als Auseinandersetzung zwischen den kognitiven Verknüpfungsregeln des Organismus mit den Möglichkeitsrahmen, den die Umweltpartikel solchen Verknüpfungen setzen.

Aus der Sicht des modernen Menschen können wir in dieser Auseinandersetzung unterscheiden zwischen kodeproduzierenden Artgenossen und bloß signalspendenden außerartlichen Umweltpartikeln. Es wäre aber grundfalsch, wenn wir früheren Entwicklungsstadien einfach unterstellen, dass sie ebenfalls einen derartigen fundamentalen Unterschied machten. Für frühere Entwicklungsstadien handelt es sich hier lediglich um einen nicht grundsätzlichen Unterschied: etwa in dem Sinne, dass man ein Bambusrohr anders behandeln muss als die Banane selbst. Analytisch müssen wir also trennen zwischen prämagischer Bedeutung und Signal- bzw. Orientierungsbedeutung. Die prämagische Bedeutung ist aus moderner Sicht eine - Bewegungen und von ihnen ausgehenden Signalen aufgeprägte - qualitativ neue Bedeutungsart, in der Speicher- und Begriffsbedeutung exteriorisiert sind. Sie bildet auf tierischer Stufe mit letzteren zusammen noch eine Einheit.

Dass auf der Stufe der sensumotorischen Bedeutungsarten der Unterschied zwischen innerartlichem und außerartlichem Verhalten vernachlässigt werden kann, ist der Biokommunikationsforschung seit langem bekannt. Die Glühwürmchenarten unterscheiden sich z.B. durch ihr Leuchtsignalsystem (vgl. Figur 3.4(1))

Figur 10-4-1: Die Leuchtsignalsysteme der Glühwürmchen (nach TEMBROCK, 1971, 233 - vgl. Marquardt, 21)



Zwei Arten haben ein völlig identisches Leuchtsignalsystem (Nr. 2 *Photuris cinctipennis* und Nr. 14 *Photuris aureolucens*). Folgerichtig kommt es zwischen beiden Arten zu einer interspezifischen "Kommunikation" allerdings besonderen Charakters: Die Weibchen der Art *Photuris cinctipennis* locken auf diese Weise Männchen an, die der eigenen Art, um sich mit ihnen zu paaren, die der fremden Art, um sie zu verspeisen.¹ Das inner- und das außerartliche Verhalten dieser Weibchen ist also in diesem Fall sogar identisch; d.h. das gleiche Signalsystem hat eine inner- und eine außerartliche Funktion. Da aber sowohl innerartliches als auch außerartliches Verhalten angeboren ist, ist es auf der Stufe der Dominanz sensumotorischer Bedeutungsarten ohnehin wenig sinnvoll, zwischen innerartlichem und außerartlichem Verhalten einen grundsätzlichen Unterschied zu machen. Dieses Erkenntnis muss sich allerdings auf spätere Evolutionsstufen offenbar erst noch durchsetzen.

¹ vgl. MARQUARDT, 1975, 21

Exkurs: Zur Definition von "Bedeutung"

In der Psychoanalyse werden Patienten beschrieben, die – ob analfixiert oder nicht, so werden sie dort jedenfalls bezeichnet – als erstes, quasi bevor sie anfangen zu denken, ein Ordnungsschema oder, vornehmer ausgedrückt, eine Struktur bzw. einen Satz von Formeln brauchen, um zu begreifen, worum es geht. Diese sind schon übergücklich, wenn ich die Bedeutung B in Komponenten wie $B_1, B_2, \dots B_i, B_n$ zerlege und etwa B_1 als zytologische, B_2 als sensumotorische, B_3 als neuronale, B_4 als prämagische, B_5 als magische, B_6 als archaische und B_7 als moderne Bedeutung definiere:

$$B = df (B_1, B_2, B_3, B_4, B_5, B_6, B_7 \dots B_i \dots)$$

Das lässt sich beliebig ausbauen, z.B. indem ich die einzelnen Bedeutungsarten durch bestimmte Eigenschaften oder Merkmale näher bestimme, also z.B.

$$B_1 = df (m_1, m_2 \dots m_i \dots)$$

Unter m_1 wäre dann z.B. Merkmale wie *Haut*, unter m_2 *Stoffwechsel*, m_3 *Vermehrung* (bzw. *Reduplikation*) etc. zu verstehen. Diese Merkmale wären dann weiter zu definieren usw.

Unter Wissenschaftlern sind Patienten mit Zwangshandlungen dieser Art – und ich schließe mich da nicht grundsätzlich aus – allgemein verbreitet und anerkannt. Manchmal setzen sie ihre Marotte in einem empirischen Fach auch als nicht hinterfragte Konvention durch. Sie werden in der Regel unterstützt durch Darstellungen in theoretischen Fächern wie Mathematik und Logik, in denen man mit wenigen Ausnahmen¹ Forschungsberichte mit den Ergebnissen und also mit Definitionen beginnt und deduktiv bis zur Erläuterung der basalen Terme vordringt.

Diese Marotte ist wissenschaftstheoretisch nicht zu begründen, widerspricht auch dem faktischen Forschungsprozess, wie ein Wissenschaftler zu seinen Ergebnissen kam, und wirkt sogar wissenschaftsfeindlich wie ein Gefängnis, weil es von vornherein die Möglichkeiten wissenschaftlicher Erkenntnisse kanalisiert und auf bestimmte Ergebnisse hin fokussiert, manchmal stranguliert, zumindest denkbare Lösungen von vornherein ausschließt. Im übrigen verbergen sich in solchen Definitionen hinter den Kommata (oder welche allgemeinen Zeichen man stattdessen wählt) häufig ungelöste oder gar unlösbare Beziehungen. Denn eines ist sicher: $B_1, B_2, B_3 \dots$ stehen nicht einfach

¹ Kamlah, Lorenzen, Erlanger Schule

in einem Disjunktions-, Konjunktions-, Implikations- oder sonst mit logischen oder mathematischen Formeln leicht angebbaren Verhältnis.

Um nicht missverstanden zu werden: Ich begrüße durchaus und habe mich sogar daran beteiligt¹, wenn die theoretischen Forschungen in Mathematik und Logik in Richtung auf die Beschreibung derart komplexer Relationen vorangetrieben werden. Ich lehne es lediglich ab, wenn empirische Forschung damit einsetzt, wenn sie quasi besinnungslos mathematisch-logische Operationen an Forschungsgegenständen exekutiert, bevor sich erst ein Sensorium für deren Eigenart entwickelt hat. Auch für die Forschung ist die im Alltag verbreitete unbefangene Herangehensweise an ein Phänomen oder einen Vorgang in der Explorationsphase weitaus wertvoller als die Suche nach Formeln und Definitionen. Letztere sind erst in der Endphase angebracht. Wer Logik und Mathematik zu früh ins Spiel bringt, muss sich den Vorwurf pseudologischen oder pseudomathematischen Dilettierens mit der Folge der Forschungsbehinderung gefallen lassen. Ich sehe an dieser Stelle einmal davon ab, dass hier gewöhnlich auch die Metaphorizität von B_1 oder m_1 nicht hinterfragt wird.

Natürlich sind solche Erkenntnisse nicht neu. Sie haben sich nur leider immer noch nicht durchgesetzt. Ich verweise nur darauf, dass es schon in den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts, Ansätze gab, diese Einsichten in einer Wissenschaftstheorie zu verallgemeinern.

Der in der Psychologie bekannte Erfinder mehrerer fächerübergreifend verbreiteter Forschungsmethoden² Kurt Lewin betätigte sich Mitte der 20er Jahre auch als Wissenschaftstheoretiker.³



Kurt Lewin (1890-1947), Psychologe und Wissenschaftstheoretiker

¹ <http://www.gerd-simon.de/Aehnlt2.pdf> bzw. <http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/Aehnlichkeitsmass.pdf>

² Am bekanntesten ist die Aktionsforschung, s. dazu <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:21-opus-36840> : Lewin emigrierte als Jude in die USA. Seine Methode verbreiteten sich erst nach dem 2. Weltkrieg. In Deutschland wurde sie erst spät in den 60er Jahren rezipiert.

³ Für dies und das Folgende s. Lewin, Kurt: Über Idee und Aufgabe der vergleichenden Wissenschaftslehre. Symposium 1, 1925-27, 61-93.

Vom ihm stammt manches Diktum, das mir auch heute noch nicht selbstverständlich erscheint, z.B.:

1. „An die Spitze ist nicht, wie üblich, die Frage nach dem, was überhaupt >Wissenschaft< sei, zu stellen.“ (64)
2. „Ebenso wenig kann man die These von der ‚Einheit aller Wissenschaften‘ voraussetzen.“ (64)
3. Die Geschichte der Wissenschaften sei nicht einfach in „im großen und ganzen als ein allmähliches Fortschreiten vom Schlechteren zum Besseren, von der Unvollkommenheit zur Vollkommenheit“ zu verstehen (66), was auch nicht bedeutet, dass sie alle „die gleiche Entwicklung“ haben. (69)
4. Beim Wissenschaftsvergleich habe man nicht nur auf Äquivokationen zu achten, sondern auch auf Unvereinbarkeiten, sogar auf das, was jeweils als Widersinn ausgemacht wurde (72f).
5. „Die Idee einer der Sätze der verschiedenen Einzelwissenschaften in sich aufnehmende Wissenschaft ist ein Nonsens; gleichviel ob sie deren wichtigste Ergebnisse zu >höherer Einheit< zusammenfassen soll [...] oder ob sie die >Grundfeststellungen< für alle oder für eine bestimmte Gruppe von Wissenschaften zu treffen hätte.“ (73)
6. „Die Sehnsucht nach Sinn und Einheit des Lebens darf nicht in der irrigen Idee einer philosophischen Einheitswissenschaft eine Scheinbefriedigung suchen.“ (73)
7. Die vergleichende Beschreibung von Wissenschaftsgegenständen sei wahrscheinlich das wirksamste Mittel „gegen Verkehrtheiten der Terminologie“, die Gleichheiten vortäuschen oder auch verwandte Gebilde auseinanderreißen. Sie setzt ein mit dem „Aufzeigen von Beispielen“. Erst später kann man übergehen zum Klassifizieren von Einzelarten und Prozessen und zum Ermitteln konditional-genetischer Beziehungen. (81 u.ö.)
8. Das Aufzeigen von Beispielen ist zu kontrollieren durch das von Gegenbeispielen sowie durch die Berücksichtigung des begrifflichen Umfeldes. „Daß die Termini >Kohle< und >Maschine< in der Ökonomik andere Begriffe bezeichnen als in der Physik, fühlt man vielleicht, auch ohne daß man es durch Aufzeichnen der beiderseitigen Verwandtschaftssphären, also der Ober-, Neben- und Unterbegriffe festgestellt hat (in der Ökonomik: Ware oder Produktionsmittel als Oberbegriff; Lebensmittel, Elektrizität o.ä. als Nebenbegriff; Hausbrand-, Fabrikkohle als Unterbegriff. Alles dies sind nicht die dem Begriff >Kohle< der Physik–Chemie verwandten Begriffe)“.

9. Dem Verstehen von Forschungsgegenständen ist deren Observieren nebengeordnet, weniger das Erklären.
10. Ob „die Hilfsmittel der mathematischen Logik“ verwendet werden, ist durchaus eine Frage der Einzeluntersuchung. In einer großen Zahl von Fällen, vor allem bei vielen der wichtigsten ersten qualitativen Unterscheidungen wird dies nicht möglich sein, ohne daß darum die Beschreibung irgendwie weniger streng zu sein braucht. „Nicht die Handhabung gewisser Mittel und Methoden an sich, sondern der Geist ihrer Anwendung ist die Grundlage der Strenge, Exaktheit und Fruchtbarkeit der Forschung.“
11. Es ist „ein wissenschaftstheoretischer Irrtum, Methodisches als entscheidendes Charakteristikum einer bestimmten Wissenschaft anzusehen.“
12. „Vorstadien in der Wissenschaftsentwicklung lassen sich [...] nicht überspringen, selbst dann nicht, wenn man sie als solche empfindet.“

Wissenschaft schreitet also faktisch durchweg voran vom Observieren über das Beschreiben, die Merkmalsermittlung und das Klassifizieren zur Ermittlung von konditional-genetischen Zusammenhängen in Rahmen von entsprechenden Theorien, die ob vorgefasst oder nicht, bei den vorhergehenden Schritten am besten überhaupt kein Thema sind.

Exkurs: Zur Funktion von Zitaten

Nein, nein, dieses Kapitel hat nicht die Ersatz-Funktion eines Grundkurses, wo man das Zitieren lernen soll. Wer derartiges braucht, sei verwiesen auf

<http://www.ub.uni-duesseldorf.de/fachinfo/dvb/zit/index.html>

Meine Erfahrungen vor allem mit dem Opuskulum >Dieser Text ist eine Fälschung<, auf das ich als „Einheit von Philosophie, Wissenschaft, Dichtung und Kunst“ – wie man es genannt hat – durchaus stolz bin, haben mir gezeigt, dass auch Profis häufig nur eine Funktion von Zitaten kennen: die Zustimmung. Solche Zustimmungen können aber durchaus fragwürdige Gründe haben, z.B. die Berufung auf eine Autorität, die in Zweifel zu ziehen nur wenige wagen. Das Verstecken von Überzeugungselementen hinter Autoritäten ist zumindest dann fragwürdig, wenn es verbunden ist mit dem Bemühen um ein Delegieren von Verantwortung, erst recht natürlich, wenn die Zitate falsch sind oder aus dem Zusammenhang gerissen wurden. Nicht sonderlich verschieden von diesem Missbrauch von Zitaten ist der Versuch, seine Überzeugung im Gegenwurf zu abgelehnten Überzeugungen zu etablieren. Diese Funktion ist stets in Gefahr, versimpelte oder verunzierte „Stroh Männer“ mit Freuden abzubrennen. Eine legitime, sogar wünschenswerte Funktion von Zitaten kann der Hinweis auf Texte sein, die ähnliche oder auch konträre Gedankengänge enthalten, die Anregungen oder Anlässe geben, sich mit ihnen auseinanderzusetzen oder auch Beziehungen zu dem herstellen, was man glaubt, dass es allgemeines Bildungsgut ist. Problematisch daran ist weniger, dass dieses Verfahren sich bestens dazu eignet, seine Belesenheit zu demonstrieren. Der reine Vielwisseur oder Polyhistor ist eine lächerliche Figur, solange sich der Text nicht als stimmiges Ganzes und als solcher nichts Neues präsentiert. Fragwürdiger ist, wenn die Zitate dann nicht als Eierschalen gelesen werden, die auf die Herkunft von Gedankengängen verweisen, für die die Autoren allein die Verantwortung tragen.

Eine Funktion von Zitaten bzw. Zitatensammlungen habe ich in dem oben erwähnten Opuskulum praktiziert: auf Zu-Unrecht-Vergessenes hinzuweisen. In >Dieser Text ist eine Fälschung< habe ich sogar den Autor verschwiegen und den gebildeten Leser aufgefordert, nach ihm zu suchen. Ein Umweg oder – wenn man so will – eine gezielte Fehlleitung. Denn es geht ja eigentlich nicht um die Autoren, sondern um das Gedankengut, das in diesem Fall drohte, aus der Diskussion zu geraten. Dabei habe ich sehr viel weggelassen und einiges hinzugesetzt, wenigstens auch zurecht gerückt, habe mich also zentraler Methoden der Fälschung bedient, um die Quintessenz – wie ich sie sehe – umso klarer erscheinen zu lassen. Wer über die Einordnung des Textes in Denk-Traditionen nicht

zu dem Ideengut selbst vordringt, wer die Tradition nicht als Randfrage zu betrachten gelernt hat, wer sich darüber nicht vom Gedankengang selbst mitreißen lässt, der hat den Text umsonst gelesen. Er erliegt einem grandiosen Missverständnis. Denn meine Betonung, dass Texte nicht absolut autonom sind, dass sie nur teilautonom sind, dass sich das Studium der Kontexte lohnt, in dem sie entstanden, soll keineswegs heißen, dass sie deren Funktion sind, dass sie lediglich die biografischen und historischen Kontexte reflektieren, dass sie kein Eigenleben haben, das uns zu denken geben könnte. Selbst eine Zitatensammlung wie das genannte Opuskulum hat ihr Eigenleben, auch gegenüber dem dort verschwiegenen Autor. Sie ist eine Art Eierschalen-Collage mit eigener Kompositionsstruktur, in der übrigens auch die Einleitung als Rahmen keineswegs ein unbedeutender Zusatz war.

Es ist längst kein Geheimnis mehr, dass sich hinter dem verschwiegenen Autor der in Nehren bei Tübingen geborene und 1933 als Hallenser Philosophieprofessor gestorbene Hans Vaihinger verbirgt, der auch in diesem Text, insbesondere im Metaphern-Kapitel („Bildlich gesprochen...“) mehrfach erwähnt wurde. Viele Leser erlagen als Ergebnis ihrer Suche nach dem Autor der Versuchung, mich als Vaihingerianer in eine Tradition einzuordnen. Nach dem bis hierhin eingeschlagenen Argumentationsbogen ist klar, dass ich dagegen energisch protestieren muss. Bei allem Respekt vor Vaihinger, Freire, Chomsky, Holzkamp und wie sie alle heißen, die ich hier explizit erwähnte, der hier präsentierte Gedankengang hat sich von diesem unterschiedlichen, manchmal nahezu unbekannten Denkern bestenfalls anregen lassen, ist gelegentlich eher im Gegenwurf zu ihnen entstanden, will sich jedenfalls nicht als „Kenner“ ausweisen oder in eine geistesgeschichtliche Tradition einordnen. Ich allein trage für ihn die Verantwortung, und wer sich in der Geistesgeschichte auskennt, merkt – denke ich – sehr bald, dass das alles unverwechselbar Gerd Simon ist, bunt und abweichend, manchmal sicher hinter einen Entwicklungsstand zurückfallend, manchmal neueste Entwicklungen bewusst ignorierend, manchmal unerhört und häufig auf etwas beharrend, mit dem ich schon vor 40 Jahren kein Gehör fand. In diesem hoffentlich in sich stimmigen Text sind Hunderte von Entwicklungssträngen verarbeitet worden. Diese Entwicklungsstränge zu rekonstruieren, fiel auch mir sehr schwer. Ich denke, den meisten Denkern, die das *sapere aude* ernst nehmen, geht es nicht anders. Mir jedenfalls ist es weniger wichtig als die Explikation und Verbreitung der Gedanken selbst. Auch bei der Darstellung der Ideen anderer geht es mir entsprechend nicht um ihre geistesgeschichtliche Einordnung, die ich in der Regel nur auf die Entwicklungsstränge beschränke, die diese selbst für wert hielten anzugeben.

Zusammenfassung

Ich habe zu den noch fehlenden Kapiteln meiner Bedeutungslehre sehr viel Material zusammengestellt. An mich wurde auch sonst nicht selten die Klage herangetragen, ich verlöre mich zu sehr in Details, und das betraf besonders die vorangegangenen Kapitel. In ähnlicher Weise detailliert fortzufahren wie in den vorhergehenden Kapiteln würden diesen Eindruck nur verstärken. Ich habe es daher alsbald vorgezogen, eine Zusammenfassung herzustellen, auch auf die Gefahr hin, dass ich am Ende meines Lebens nur noch mit der Beantwortung von Fragen zu tun habe, die sich nach ausführlicherer Behandlung von selbst beantworten würden.

Ich habe mich in meinem Leben mit unglaublich vielem (auch Nebensächlichem) befasst, hatte aber immer das Gefühl, dass alles mehr oder weniger eng mit dem zusammenhing, was ich in meiner Bedeutungslehre trotz aller Details leider nur partiell zur Diskussion stellte. Eine nochmalige Zusammenfassung dieser Bedeutungslehre herzustellen, nicht einfach nur als Abstraktionsleistung, wie in der Philosophie üblich, sondern einigermaßen nachvollziehbar auch für anders Gebildete, war eine Herausforderung, die mich mehrere Anläufe in vielen Jahren kostete.

Jede Gedankenvermittlung setzt Kenntnisse voraus. Ich bilde mir also nicht ein, das hier müsste jetzt jeder sofort verstehen. Je komplexer die Gedankengänge werden, je mehr sie Fenster in Nebengeleise öffnen, je engmaschiger die Argumentsnetze Bedeutendes einfangen wollen, desto schwieriger zwingt man das, was ursprünglich einmal einfach schien, in einen Holzschnitt. Ich denke, man spürt es dem folgenden Text an, wie lange ich mit ihm gerungen habe. Ich greife dazu vie-

les auf, was schon eine Weile unter dem Titel >**Fakten aus der Sicht der Fiktionsphilosophie**< auf meiner Homepage zu finden ist

Dazu in einem Satz das Motiv wiederholt: Im Mittelpunkt meiner (interdisziplinären) Bedeutungslehre steht weniger das, was wir als Individuen für bedeutend halten, als das Ensemble von Bedeutungen, das sich mehr oder weniger unwillentlich, manchmal sogar gegen unseren Willen in uns durchsetzt, zentral deren Vorgeschichte, also wie es dazu überhaupt kam.

„Jedes Faktum ist schon Theorie“, lernte man früher im Philosophiestudium unter Berufung auf viele Autoritäten. Seit Kant ist das sogar ein Gemeinplatz, obwohl man feststellen muss, dass schon seine unmittelbaren Nachfolger den Sinn offenbar nicht richtig verstanden. Dabei war schon Kants Zeitgenosse und Briefpartner Lambert auf dem Weg, Kants Kritik an der Erkennbarkeit des „**Dings an sich**“ über diesen hinaus so weit zu treiben, dass man die Dichotomie zwischen Fakten und Fiktionen hinterfragte. Die Angst, diese Kritik zu weit zu treiben, kannte sogar noch Vaihinger, der allgemein als Begründer der Fiktionsphilosophie gilt.

Die **Ausgangsfrage** sei hier radikal gestellt: Wenn alles, was Faktum, Realität, Sein oder – kantianisch gesprochen – „Ding an sich“ genannt wird, nichts als Fiktion ist, wie finden sich dann Lebewesen überhaupt zurecht? Umgekehrt gefragt: Was passiert eigentlich fiktionstheoretisch, wenn ein Lebewesen sich offensichtlich nicht zurechtfindet?

Dazu gibt es eine Fülle von Unterfragen, z.B.

- Was läuft ab, wenn ein Massenmörder oder gar ein Schreibtischtäter wie Reinhard **Heydrich** zum Helden erklärt wird, sich also unter den damaligen Verhältnissen aus seiner Sicht blendend zurechtfindet?¹
- Was geschieht, wenn jemand aus der Sicht der Mehrheit sich nicht zurechtfindet, z.B. in Hunger und Elend oder gar im KZ lebt und schließlich wie Arno **Nadel** sogar umkommt, von ihm aber großartige Kunst oder gar die Lösung zentraler gesellschaftlicher Probleme überliefert ist, die vielen in der Welt in Zukunft hilft, sich besser zurechtzufinden?
- Was ist los mit den Vorgängen, die bei Gebildeten zu dem führen, was man „**Allgemeinwissen**“ genannt hat, nachdem alle Welt z.B. den Namen Reinhard Heydrich kennt, nicht aber den Namen Arno Nadel.

Die meisten Unterfragen bewegen sich zwischen diesen Extremen. Ich übergehe hier die in der Geschichte seit Kant gegebenen Antworten auf solche Fragen und präsentiere hier nur Gedankengänge, die ich aus den Ansätzen bei Gruppe, Lange und Vaihinger entwickelt habe.²

Im Vordergrund stehen die Fragen: Wie kommt man über Bemühungen hinaus, das Denken in Erkenntniskritik zu erschöpfen oder vor lauter Praxisorientierung in gedankenlose Realitätsgläubigkeit zu verfallen und in der Folge unkontrolliert zu verallgemeinern, praktisch den Mund zu voll zu nehmen? Offensichtlich genügt es nicht, Theorien vom Kopf auf die Füße zu stellen (Karl Marx). Wer das Gegenteil von etwas Falschem tut, hat keineswegs eine Garantie, dass er auf dem richtigen Weg ist, ist eher weitgehend noch gefangen in falschem Denken, steht meistens auf dem Boden einer falschen Fragestellung.

¹ Genauer: was Heydrich betrifft, bis kurz vor seiner Ermordung

² GRUPPE, Otto Friedrich: Wendepunkte der Philosophie im neunzehnten Jahrhundert. Berlin 1834 – LANGE, Friedrich Albert: Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart. Iserlohn 1866 – VAIHINGER, Hans: Die Philosophie des Als Ob. System der theoretischen, praktischen und religiösen Fiktionen der Menschheit auf Grund eines idealistischen Positivismus. (Mit einem Anhang über Kant und Nietzsche). Berlin 1911 u. ö.

Noch einen Hinweis vorweg: Was ich im Folgenden wie ein Faktum präsentiere, lese man bitte unter „**Als-ob-Vorbehalt**“, d.h. es ist leichter verständlich, wenn man nicht in jedem Satz betonen muss, dass das fiktionstheoretisch reflektiert ist und eigentlich komplizierter zu formulieren wäre. Man lese das also nicht mit der Prämisse, dass in einem Satz, Absatz oder Kapitel schon der ganze Text enthalten, dass in ihnen schon die zentrale Aussage verborgen sei, dass in ihnen nichts stecke, was gegen Ende des Textes revidiert werden müsse. Vaihinger geht in seiner „Philosophie des Als-ob“ aus von der Frage:

„Wie kommt es, dass wir mit bewusst falschen Vorstellungen doch Richtiges erreichen?“

Der Satz wurde bis in die Gegenwart missverstanden, weil man fälschlicherweise unterstellte, dass Vaihinger den Text nicht im Laufe der Argumentation revidieren würde, dass er zB die Dichotomie ‚wahr – falsch‘ nicht hinterfragen würde.

Lehre heißt nicht primär Mitteilen von „Wahrheiten“, von Endergebnissen und vollendet Vorgefertigtem, sondern Hineinnehmen in einen Erkenntnisprozess und in der Folge in ein Weiterdenken über einen Wissensstand, natürlich auch über den des Lehrenden hinaus. Allgemein: Was am Falschen falsch ist, erfährt man erst, wenn man es probeweise für wahr hält. Über diese Umstellung des Lernens vom bloßen Übernehmen angeblicher Wahrheiten zum Ausprobieren kommt man erst zum Hinterfragen von Selbstverständlichkeiten und damit auch weg von simplen Alternativen wie: Wenn es die absolute Wahrheit nicht gibt, dann ist alles erlaubt, dann bleibt nur das Recht des Stärkeren. Erst nach dieser Umstellung weiß man zu schätzen, wieviel mehr wert eine vielfach ausprobierte Erkenntnis gegenüber Ewig-Gültigem ist.

Probieren geht über Extemporieren. Probieren lassen geht über Instruieren. Allerdings funktioniert Probieren nicht, ohne sich zumindest zwischendurch, manchmal sogar über längere Zeit bei Instruiertem oder auch Instruierbarem zu beruhigen, anders formuliert: so zu tun, als ob es eine unumstößliche Wahrheit sei. Erkenntnistheoretisch kommen wir nicht über solche Als-ob-Wahrheiten

bzw. **Erkenntnisse auf Probe** hinaus. Zugleich eröffnen Erkenntnisse auf Probe praktisches Handeln, das die Einzelnen, aber auch Gemeinschaften in einem bestimmten Zusammenhang und in konkreten Verhältnissen sich zurechtfinden lässt. Es scheint mir angebracht, die Entstehung der (diesem Erkennen und praktischen Handeln zugrunde liegenden) Fertigkeiten wenigstens ansatzweise zu rekonstruieren.

Es sind nicht nur unsere **Sinne**, die uns helfen, uns in der Welt zurechtzufinden. Aber ohne sie haben wir nicht nur Schwierigkeiten mit der Orientierung, sondern ohne sie kann man davon ausgehen, dass es von einem frühen Entwicklungsstadium an kein Leben gäbe, dass die Evolution also in den Anfängen stecken geblieben wäre oder aber einen völlig andren Weg eingeschlagen hätte, der im Übrigen vermutlich ziemlich jenseits dessen liegt, was menschliche Fantasie sich ausdenken kann. So sinnvoll es sein mag, die Sinne einzeln zu studieren, so sehr ist zu betonen, dass von einem frühen Entwicklungsstadium an erst ihr **Zusammenspiel** die Orientierung einigermaßen garantiert. D.h., die Informationen, die die Sinne über verschiedene Kanäle (z.B. Seh-, Hör-, Riech-, Tastorgane, Nerven) wahrnehmen, müssen miteinander vereinbar sein, damit sie Handeln ermöglichen, das ein Lebewesen überleben lässt. Wir werden sehen, dass im Laufe der Evolution das **Prinzip der Vereinbarkeit** sich nicht nur auf die Sinne beschränkt. Es spricht vieles dafür, dass es vor allem die Nerven sind, deren Speicher- und Vernetzungsfähigkeit so etwas wie Vereinbarkeitsprüfung möglich machen. Wo die Sinne nicht zusammenstimmen, sind an die Nerven größere Anforderungen gestellt. Sie bedürfen der Fähigkeit, Prioritäten zu setzen. Sie müssen also Bedeutungsentscheidungen treffen. Lebewesen, die nur über automatische Auslösemechanismen (**AAM**) verfügen, können die Kriterien, nach denen sie Entscheidungen treffen, nur durch Vererbung, genauer: über Mutationen der Gene, verändern. Es spricht vieles dafür, dass diese Veränderungsmöglichkeit in reiner Form schon früh durch rudimentäre Ansätze von Probehandeln ergänzt wurde, Basis und Ausgangspunkt für die Entwicklung von erlernbaren Auslösemechanismen (**EAM**). Wie das Beispiel

der Qualle oder gar der Krake und ihrer Verwandten nahe legt, ist dazu nicht unbedingt die Entwicklung eines Zentralorgans innerhalb des Nervensystems nötig. Wie Informationen ohne Zentralorgan sinnvolle Entscheidungen herbeiführen können, lässt sich durch komplexe Computersysteme simulieren. Die Evolution zum Menschen hin war allerdings die über Nervenknotten und Zentralorgane.

Mit der Entwicklung der **Lern- bzw. Revisionsfähigkeit** mitten in der Evolution der vormenschlichen Lebewesen lassen sich auch die Kriterien der Vereinbarkeit von Informationen für Einzellebewesen im Laufe ihres Lebens ändern, also nicht nur über die Gene. So sehr die AAM über weite Strecken sogar im Leben der Menschen eine Rolle spielen, Basis für die Weiterentwicklung, die zum Menschen führte, sind die EAM, vor allem die Entwicklung von Zentralorganen, und damit die Überführbarkeit von erlernten Entscheidungsregeln und Vereinbarkeitskriterien in andere, durchaus im Grenzfall auch gegensätzliche. Für das, wie diese Überführbarkeit vor sich gehen könnte, hat den mathematisch geschulten Denkern erstmals die Kybernetik Norbert Wiener mit ihren Regelkreisen ein überzeugendes Modell geliefert.

Die Lern- bzw. Revisionsfähigkeit von Lebewesen, selbst von Menschen wird nach wie vor sogar von Neurologen (wie Gerhard Roth) geleugnet oder geringgeschätzt. Sie tendieren – philosophiegeschichtlich zugespitzt – zum Determinismus, sind gefangen in der Kausalitätsfiktion bzw. in der Wenn-dann-Logik. Das hängt auch damit zusammen, dass bisher die Vereinbarkeit letzterer mit Vaihingers Als-ob-Logik nicht schlüssig nachgewiesen werden konnte, die Vereinbarkeit, die bereits Kant in seinen Ausführungen über Kausalität und Freiheit angedeutet hat. Dieser Nachweis scheint mir wichtiger als die Entwicklung einer mathematisch exakten Weltformel, wie sie insbesondere theoretische Physiker (wie mein Lehrer Carl Friedrich von Weizsäcker) im Auge haben.

Umso bedauerlicher ist, dass man hier bis heute nicht über Vaihinger hinausgekommen zu sein scheint.

Die Evolution ist bekanntlich nicht bei den EAM stehen geblieben. Möglicherweise sogar gleichzeitig eröffnet die Fähigkeit, von Artgenossen Erlerntes zu imitieren, dann zu verarbeiten, sich „anzueignen“, neue Wege, sich zurechtzufinden. Diese münden in dem, was wir als **Kommunikation** bezeichnen, was lange Zeit keineswegs identisch war mit dem, was wir Sprache nennen, die – wie die Delphine und ihre Verwandten zeigen – übrigens auch nicht die einzige, vielleicht nicht einmal die zukunftsweisendere Art von Kommunikation war, die die Evolution hervorbrachte.

Das kommunikative Phänomen, das spezifisch ist für weiter entwickelte Lebewesen wie den Menschen oder die Delphine, ist die **Syntax**. Wir wissen leider nichts Sicheres über den Ursprung der menschlichen Sprache. Aber die Spekulation ist sicher nicht ganz abwegig, dass es nicht zufällig ist, dass die meisten Sprachursprungsforscher die Entstehung der Sprache mehr als 50.000 Jahre zurückverlegen in eine Zeit, in die die ersten zusammengesetzten Werkzeuge zu Beginn des Jungpaläolithikums datiert zu werden pflegen. Rezente Völker, die also bis heute unter so günstigen Bedingungen lebten, dass sie Erlerntes in Richtung Zusammensetzung nicht sonderlich weiterentwickeln mussten – wir nennen sie gewöhnlich Jäger- und Sammlervölker – kennzeichnen Ethnologen durchweg durch den Begriff der „**Magie**“. Wenn man dem Wort „Magie“ alle abfälligen Konnotationen nimmt, in sie nicht spätere Phänomene wie Religiosität hineinprojiziert, aber alles beibehält, was Richtung Fasziniert- bis hin zu Gefangen-Sein durch ein bestimmtes Denken und Handeln geht, dann halte ich diesen Begriff für durchaus geeignet, Entwicklungen in der Geschichte der Menschheit zu beschreiben. Die Magie der **Jäger- und Sammlervölker** sehe ich entsprechend im Banne einer **Zusammensetzungsmagie**. Syntax heißt ins Deutsche übersetzt, nichts anderes als Zusammensetzung. Ein Satz ist das Ergebnis der Zusammensetzung von Morphemen, Wörtern und Satz-

teilen, die ihrerseits zusammengesetzt sind aus Phonemen (Sprachlauten). Es dürfte nicht sonderlich schwer fallen, diese Art von Zusammensetzung in Analogie zu der Zusammensetzung einer Axt aus hölzernem Schaft, Bast und Faustkeil zu sehen. Ich glaube jedenfalls, dass ich mit dem Begriff der Zusammensetzung ein zentrales Merkmal dieser Völker gefunden habe. Natürlich spielt das Merkmal der Zusammensetzung auch in späteren Weiterentwicklungen von Gesellschaftsformen eine zumindest basale Rolle.

In **Bauerngesellschaften** – wie sie archäologischen Funden zufolge – spätestens seit über 10.000 Jahren begegnen – kommt allerdings ein Merkmal hinzu, das die Jäger- und Sammlervölker nicht oder nur nebenbei kennen: der Anbau von Pflanzen und das Züchten von Tieren. Beides setzt ein zuvor nicht oder nur wenig bekanntes, bestenfalls erahntes Wissen über den Zusammenhang von Saat und Ernte bzw. von Zeugung und Geburt voraus. Ein anderes typisches Merkmal von Bauerngesellschaften ist die Sesshaftigkeit. Da diese allerdings bereits bestimmten Arten von Jäger- und Sammlervölkern bekannt waren wie den Fischern, sehe ich dieses Phänomen zwar als Vorbedingung, aber nicht in diesem Maße als unterscheidungsrelevant an. Im Mittelpunkt der Bauerngesellschaften steht für mich v.a. die Zucht. Da wir im Deutschen auch von Pflanzenzucht reden können, wähle ich diesen Begriff als Zentralbegriff und behandle ihn mangels Alternative als Oberbegriff, der also auch den Pflanzenanbau umfasst.¹ Ich spreche darum hinfort von „**Züchtungsmagie**“, wenn es um die Zentralmerkmale von Bauerngesellschaften geht.

In **Händlergesellschaften** wie sie sich spätestens -500 vor allem an den Küsten des Mittelmeeres bei Völkern und im vorderen Orient herausbilden, kommt ein weiteres Merkmal hinzu, das bei Jä-

¹ Eine mögliche Alternative wäre der Begriff „Bau“. Allerdings wird dieser Begriff für so vieles in Anspruch genommen, was nicht in engem Zusammenhang mit Pflanzenanbau oder gar Tierzucht steht, so dass ich ihn jedenfalls nicht prioritär benutzen möchte.

ger- und Sammlervölkern, aber auch in Bauerngesellschaften nur am Rande vorzukommen pflegte: Die Notwendigkeit, den Handel auf den Märkten zu vereinfachen und die Vergleichbarkeit der Waren zu verbessern, führt zur Herstellung eines eigenen Produktes, eines Zahlungsmittels, zum **Geld**. Die ersten nachweisbaren Münzen werden vor -500 in Griechenland datiert. Sie sind ein Produkt des Handels auf dem Markt, aber wie bereits Sohn-Rethel¹ herausgearbeitet und vor allem Johannes Sobetzko² vertieft hat, inzwischen Symbole, die nach und nach alle Wirklichkeitsbereiche und alle Regionen der Welt prägen und dominieren. Sie sind zentrale Symbole des Vergleichs. Der Vergleich beherrscht seit der Antike nicht nur die Märkte, sondern ist auch die vorherrschende Denk- und Handlungsart, die nahezu alles durchdringt und der sich kaum irgendetwas entziehen kann. Die Wissenschaft z.B. (nicht nur Mathematik und Logik³) ist durch nichts so sehr zu kennzeichnen wie durch das Gleichheitszeichen. Wir beruhigen uns in der Wissenschaft sehr schnell, wenn wir etwas Unbekanntes durch Gleichheitszeichen mit etwas Bekanntem und Vertrautem in Verbindung bringen können. Es besteht kaum ein Zweifel, dass wir uns im Banne einer **Vergleichsmagie** befinden. Die Zusammensetzungsmagie der Jäger und Sammler, aber ebenso die Züchtungsmagie der Bauern ist uns auch in der Gegenwart keineswegs fremd. Es gibt sogar nach wie vor ganze Völker, in denen die Vergleichsmagie nur eine untergeordnete Rolle spielt. Aber weltweit erfasst die Vergleichsmagie immer mehr Wirklichkeitsbereiche und Regionen. Was von ihr noch „verschont“ geblieben ist, ist lediglich geduldet, wenn nicht in absehbarer Zeit fällig, von dieser Magie erfasst zu werden. Diese Vergleichsmagie in einer wissenschaftlich haltbaren Letztbegründung zu verankern, halte ich im übrigen für einen Versuch, über deren Willkür hinwegzutäuschen.

Man mag diese Entwicklung der Menschheit von der Zusammensetzungs- über die Züchtungs- zur Vergleichsmagie kritisch oder negativ sehen und bedauern. Ob diese ein **Fortschritt** war, ist um-

1 Geistige und körperliche Arbeit. Zur Theorie d. gesellschaftlichen Synthesis. Ffm 1971 u.ö.

2 Sprache ohne Herrschaft? Gesellschaftliche Entfaltung der Grammatik als strukturelle Gewalt. Ffm 1984 (Da der Text vergriffen ist: bei mir kann ein Digitalisat kostenlos erworben werden)

³ Schon Wittgenstein beobachtete und fand es bedenkenswert, dass selbst in diesen Fächern Ungleichungen eine merkwürdig untergeordnete Rolle spielen.

stritten. Entsprechend gibt es Klagen seit der Antike, vermehrt seit dem Aufkommen des Kapitals im Oberitalien des Spätmittelalters, die in der Furcht gipfeln, dass alles, auch der Mensch, auch die oder der Geliebte, zur Ware wird, anders formuliert: zum Vergleichsobjekt. Vor allem Klaus Holzkamp¹ hat herausgearbeitet, wie sehr so etwas Intimes wie die Liebe heute durch den Vergleich dominiert wird.

Man verkennt allerdings meistens, dass in dieser Entwicklung auch Möglichkeiten stecken, die es sich lohnt zu verstärken. Erst die Vergleichsmagie ermöglichte so etwas wie **systematisch kritisches Denken**. Nur sie verfeinerte den Streit als Vorform der Waffengewalt bzw. der Fehde und des Krieges zum sachbezogenen **Dialog** unter lern- und revisionsbereiten Partnern. Schon früh, wenn auch bis heute defizient und dringend verbesserungsbedürftig entsteht im Schatten des Geldes die **Demokratie**. Die Bauerngesellschaften entwickelten sich konsequent durch Übertragung der Züchtungsmagie von den Pflanzen und Tieren zuerst auf andere Völker, später auch auf das eigene Volk zur Sklavenhaltergesellschaft, abgesichert durch Ideologien der Vertröstung auf ein Jenseits, wie sie v.a. Religionen verheißen. Die antike Demokratie kann in den Fängen der Sklavenhaltung kaum atmen und geht immer häufiger in dieser unter. Die Entwicklung vom Sklaven über den Leibeigenen hin zum Arbeiter deutet aber zumindest an, dass wir ein kleines Stück zu besseren Verhältnissen unterwegs sind. So sehr wir uns noch in den Fängen insbesondere der Züchtungsmagie bewegen, Fortschritte in Richtung positive Veränderung der Welt sind nur durch radikale Kritik zu erwarten. Kritik und lernbereite Dialoge und in deren Folge Logik, Toleranz und Transparenz scheinen mir der einzige sichtbare Vorschein einer positiveren Zukunft zu sein. Die Werte gegeneinander auszuspielen, war einer der zentralen Fehler der Denker nach Vaihinger.

1 Sinnliche Erkenntnis. Historischer Ursprung und gesellschaftliche Funktion der Wahrnehmung. Ffm 1973 u.ö.

In Dialogen bringen die Partner ihre unterschiedlichen Informationen ein. Diese Informationen verdanken sich anderen Dialogen und – jedenfalls manchmal – dem logischen Denken, aber vor allem der Verarbeitung von Informationen aus der menschlichen **Denkgeschichte**. Letztere sind meistens eingebettet in Traditionen. Solche Traditionen neigen dazu, sich abzugrenzen gegenüber Informationen aus anderen Traditionen. Das Problem ist in diesen Dialogen entsprechend in der Regel nicht so sehr, was jenseits der Grenze zwischen Erkennbarem und dem >Ding an sich< liegt bzw. wie wir mit Fakten umgehen, ob wir sie als real oder grundsätzlich als für immer oder überall nicht erkennbar behandeln. Das größere Problem ist die Grenze, die wir zu fremden Traditionen ziehen. Viele Denkrichtungen leiden noch heute an dieser Art von **Erkenntnisrassismus**. Wir behandeln das, was fremd ist, als jenseits der Grenze des Diskutierbaren liegend, gleichsam als >Ding an sich<. Wir ignorieren dieses Jenseits, stigmatisieren und bekämpfen analog, was die Einsicht verbreitet, dass man von allgemeingültigen, immer und überall geltenden Wahrheiten nur ausgehen kann, wenn und solange man sie als Fiktion behandelt.

Wenn alle Evolutionsstufen, also

1. Sinne (Sehen, Hören, Riechen, Tasten etc.),
2. Erlerntes (v.a. Gespeichertes, aber auch Verarbeitetes),
3. Kommuniziertes,
4. Zusammengesetztes,
5. Gezüchtetes und
6. Verglichenes (v.a. Geld, Kritik, Dialog, Logik, Denkgeschichte)

zusammenstimmen bzw. **vereinbar** sind, tun wir gut daran, Ergebnisse so zu behandeln, als ob es sich hier um Fakten handelt. Wenn etwas nicht ganz zusammenstimmt, also z.B. nur die Mehrheit der Informationsarten zusammenstimmen bzw. vereinbar sind, wären umfangreiche u.U. langwierige Revisions- und Probehandlungen angesagt, in denen auch die Prinzipien der Informationsgewin-

nung in Frage zu stellen wären, vor allem für Neues zusätzlich Frühwarnsysteme. Wo nur wenig oder gar nichts zusammenstimmt, wäre es zumindest fahrlässig, von Fakten zu sprechen bzw. etwas als Faktum zu behandeln. Aber ohne Risiken auf Zeit einzugehen, dürfte Erkenntnis ohnehin nicht auskommen. Es spricht nichts dagegen, zur Ermittlung von Fakten die via negationis einzuschlagen, wie Poppers Falsifikationsmethode es beschreibt.¹ Außerdem bringt es wenig etwas nur zu verwerfen, weil es Widersprüche aufweist. Es empfiehlt sich, Widersprüche so lange wie möglich auszuhalten. O-Ton Vaihinger:

„Unser Denken gibt uns keine Wahrheit, nicht einmal Wahrscheinlichkeit, nur Widersprüche, Antinomien und antithetische Probleme, die unlösbar sind. Wir haben nichts Absolutes; ja >Wirklichkeit< selbst ist nur ein Relationsbegriff.“²

In diesem Begriff von Faktum ist das **Als-Ob** wichtig. Wo dem Begriff des Faktums die mit dem Als-Ob gewonnene Revidierbarkeit fehlt, wo also von Ewiggültigem (Wahrheiten oder auch Gesetzen) die Rede ist, hat man aus fiktionstheoretischer Sicht einen Begriff von Fakten, der den Mund zu voll nimmt. Das Streben nach ewigen Wahrheiten nimmt das Verdikt Kants über die Erkennbarkeit des „Dings an sich“, des „Sprungs ins Jenseits“, wie man das bildlich nannte, nicht ernst, d.h. der Behandlung von Phänomenen, die jenseits dessen liegen, was durch unsere Sinne erkannt bzw. durch Experimente oder durch Dialoge usw. ermittelbar ist. Theorien über Ewiggültiges mögen als vorübergehende Orientierungen in der Entwicklung von Menschen oder aktuell als Wahrheiten auf Probe eine Rolle spielen, können aber nur als Spekulation, nicht einmal als für alle Menschen nützlich akzeptiert werden, erst recht natürlich nicht als für alle Zeiten verbindlich. Die seit Vaihinger endgültig verabschiedeten ewigen Wahrheiten sind entsprechend als Als-Ob-Wahrheiten zu behan-

¹ Karl R. Popper: Logik der Forschung. Wien 1935, Tübingen 1966² u.ö. – Popper geht – wenn ich recht sehe – auf Vaihinger explizit nicht ein. Es ist aber naheliegend, den Falsifikationsbegriff bei ihm mit dem Fälschungsbegriff bei Vaihinger zusammenzusehen.

² Vaihinger, Hans: Hartmann, Dühring und Lange. Zur Geschichte der deutschen Philosophie im XIX. Jahrhundert. Ein kritischer Essay. Iserlohn 1876, 68 – s.a. ebd S. 222: Die Kantische Skepsis sei zu der Einsicht gelangt, „dass unser Denken sich in natürlichen Widersprüchen bewege...“

deln. Sie machen umfangreiche Tests zur Überprüfung der Vergleichbarkeit der Informationsarten nicht nur einmalig, sondern mehrfach und wiederholt notwendig. Wer dabei den Dialog unter Experten (Habermas) für so entscheidend hält, dass er andere Arten von Informationsgewinnung für unwichtig erklärt, verhält sich ähnlich fundamentalistisch, wie der, der wie etwa Popper tendenziell diesen Dialog für überflüssig oder marginal hält. Experten, die in einer Sache die Vereinbarkeit der oben genannten Informationsarten überprüft haben, sind besser gerüstet für Dialoge als bloße Theoretiker. Der Dialog ist dabei, wenn auch unentbehrlich, das Problematischste an der Faktenermittlung. Da man es hier eher selten mit idealen Experten zu tun hat, häufig genug sogar mit wissenschaftsfremden Motiven (Ehrgeiz, Neid oder Verpflichtungen auf außerwissenschaftliche Phänomene wie Religion, Politik oder Wirtschaft) und mit unangenehmen Wirkungen (zumindest mit Lahmlegungen), lässt sich auf dieser Ebene kaum – wie sonst in der Forschungspraxis nahezu unabdingbar – auf Konzessionen, Mehrheitsentscheidungen etc. verzichten.

Vereinbarkeit mag als erklärungschwächer gelten als Wahrheit. Ich sehe in diesem Begriff aber die Eröffnung neuer Denk- und Handlungsmöglichkeiten, die nicht zuletzt toleranter sind. Problematischer könnte sie werden, wenn neue Zeiten anbrechen, in denen die Vergleichsmagie durch eine andere (auf den bisherigen Magiearten aufbauende) Magie abgelöst wird. Vorerst besteht aber kein Anlass, in nächster Zeit mit einem derartig neuen Evolutionsschritt zu rechnen. Alle Theorien, die sich bisher als solchen ausgaben, erwiesen sich schnell als Rückschritt meist in längst überwundene Zeiten. Die Vergleichsmagie befindet sich umgekehrt offenkundig noch viel zu sehr in den Fängen von Kategorien der Züchtungsmagie, insbesondere des Machtdenkens. Solange nicht sonderlich problematisiert wird, dass derjenige, der Geld hat, auch die Macht haben sollte, befinden wir uns noch in Zeiten des Übergangs von der Züchtungsmagie zur Vergleichsmagie.

Ich habe nichts dagegen, wenn man diese Ausführungen versteht als Aufruf zum Kampf für die Durchsetzung der positiven Werte der Vergleichsmagie (Kritik, Dialog, Demokratie und in der Folge Logik, Denkgeschichte, Toleranz und Transparenz).